

Nr. 48 Deutschland € 9,- • Schweiz sfr 18,60 • Österreich € 10,20 •
Benelux € 10,80 • Finnland € 13,80 • Frankreich € 12,20 • Italien € 12,20 • Norwegen NOK 120,- • Spanien € 12,20

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

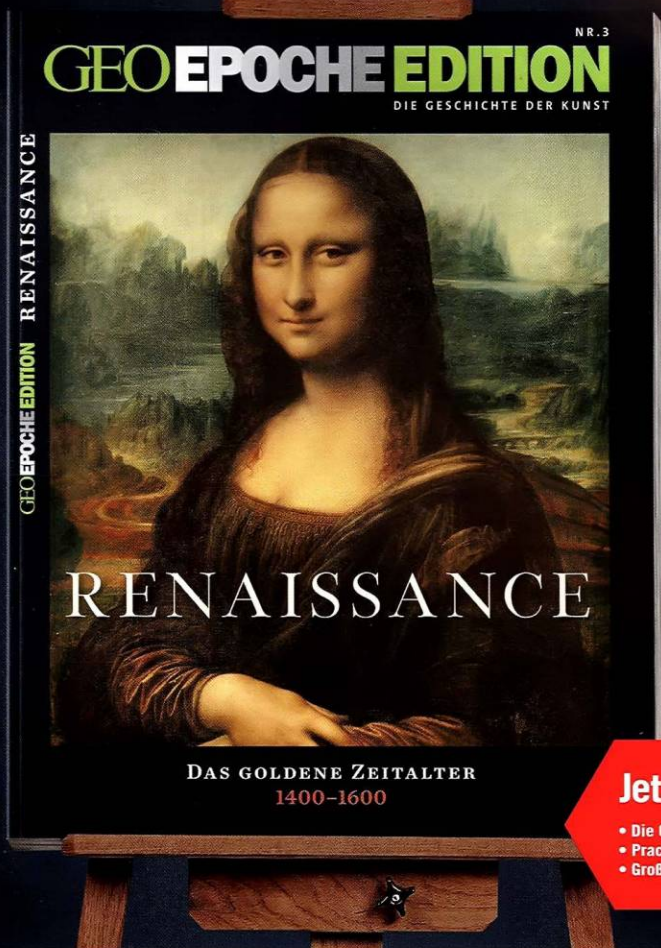
GEO EPOCHE
MAFIA

MAFIA



Die Geschichte des Organisierten Verbrechens

ISBN 978-3-632-00023-1
4 1948751509006 4 8



Neu: GEO EPOCHE EDITION. Erleben
Sie Kunstgeschichte im Großformat.

Liebe Leserin, lieber Leser

Am Samstag, dem 23. Mai 1992, fuhr eine Kolonne von drei gepanzerten Autos spätmittags auf einer Autobahn in Richtung der sizilianischen Hauptstadt Palermo. In einem Wagen saßen der Untersuchungsrichter Giovanni Falcone, 53, und seine Frau Francesca, 46. Begleitet wurden sie von sieben Leibwächern, denn Falcone hatte sich in den Jahren zuvor einen Namen gemacht als führender Anti-Mafia-Ermittler.

Jetzt arbeitete Falcone in Rom daran, eine landesweite Ermittlungsbehörde gegen die Mafia aufzubauen, eine Art italienisches FBI. Er war kurz zuvor in einem Regierungsjet auf dem Flughafen bei Palermo gelandet und nun auf dem Weg in die Stadt, um dort das Wochenende zu verbringen.

Kurz vor 18 Uhr erreichte die Kolonne eine Ausfahrt in Höhe des Städtchens Capaci. Als sie über ein Kanalisationsrohr unter der Autobahn fuhr, drückte ein Mann in etwa 100 Meter Entfernung einen Knopf, woraufhin 13 in dem Rohr versteckte Fässer explodierten, insgesamt 500 Kilogramm Sprengstoff.

Der erste Polizei-Fiat wurde mehr als 60 Meter weit in einen Olivenhain geschleudert, dem zweiten der Motor aus dem Chassis gerissen, ehe er in den Explosionskrater fiel; auch der dritte wurde schwer beschädigt. Die drei Leibwächter im ersten Wagen starben sofort, die drei im letzten wurden verletzt.

Im mittleren Auto überlebte der eine der Insassen, ein Bodyguard. Die beiden anderen konnten noch lebend geborgen werden, erlitten aber kurz darauf ihren Verletzungen. Es waren Giovanni Falcone und seine Frau. Die sizilianische Mafia hatte ihren ärgsten Feind ermordet.

Nicht einmal zwei Monate später töteten die Verbrecher auch Falcones engsten

Kollegen und Vertrauten Paolo Borsellino sowie fünf seiner Begleiter.

Den beiden Untersuchungsrichtern war es seit 1984 gelungen, mehr über die sizilianische Mafia zu erfahren als Ermittlern in den 100 Jahren zuvor. Vor allem Falcone hatte es mithilfe eines Kronzeugen geschafft, den Aufbau der „Cosa Nostra“ (wie sich die Mafia auf Sizilien nennt) zu enttarnen – etwa die pyramidenförmige Kommandostruktur, in der die fast 100 Gangster-Clans der Insel ihre Kämpfe zusammengefasst hatten.

Falcone sammelte derart viel Material, dass es ihm möglich war, Anklage gegen insgesamt 475 Männer zu erheben, von denen am Ende 344 schuldig gesprochen und zu insgesamt 2665 Jahren Haft verurteilt wurden. Bald darauf ging er nach Rom. Unter anderem auf seine Initiative hin beschloss

das Parlament neue Gesetze gegen die Geldwäsche und erlaubte das Abhören von Mafia-Telefonen.

Es war, so die Zeitungen, das Ende des Mythos von der Mafia als unbesiegbarem Teil der sizilianischen Kultur.

Aber auch das Todesurteil für Giovanni Falcone und Paolo Borsellino.

Und so sehr Italiens Polizei und Justiz in den Jahren darauf den Kampf gegen die Cosa Nostra intensivierten und obwohl es ihr gelang, Beteiligte der beiden Anschläge zu fassen sowie deren Auftraggeber, ist die Lage heute, knapp 20 Jahre später, fast unverändert. Zwar kommt es in Süditalien inzwischen sehr viel seltener zu Mafia-Morden, arbeiten die Clans wieder stärker im Verborgenen. Doch deren Macht erscheint ungebrochen: Auf gut 90 Milliarden Euro wird der Jahresumsatz des Organisierten Verbrechens in Italien geschätzt; das bedeutet Platz zwei in der Rangfolge der größten Konzerne des Landes.

Das Ihnen vorliegende Heft rekonstruiert die Geschichte des Organisierten Verbrechens – jener Form von Kriminalität also, bei der sich Gewalttäter zu dauerhaften, hocheffizienten Geheimgesellschaften zusammenschließen, die ähnlich wie Wirtschaftsunternehmen arbeitsteilig organi-



siert sind. Es zeigt auf, dass diese Organisationen zu meist (aber nicht immer) durch einen besonderen Kodex zusammengehalten werden, und dass es nach einer Initiation fast unmöglich ist, diese „Familie“ (ein Begriff, der immer wieder auftaucht) zu verlassen.

Daneben haben wir versucht, den gesellschaftlich-politischen Einfluss dieser Schattenarmeen nachzubilden: von Italien (wo die Mafia seit rund 150 Jahren quasi einen Staat bildet, beispielsweise mit eigenen „Steuereintreibern“) über China (wo die Triaden in den 1920er Jahren gemeinsam mit Nationalisten gegen die Kommunisten kämpften) bis Japan (wo die Yakuza eine enge Symbiose mit Rechtsradikalen schlossen) und Russland (das nach dem Ende der Sowjetunion vorübergehend zum wohl größten Verbrecherstaat der Erde wurde).

Dieses Heft ist – anders als andere GEOEPOCHÉ-Ausgaben – nicht einem Zeitalter oder einer Zivilisation gewidmet, sondern beschäftigt sich quer durch die Zeiten und Kulturen mit einem (wie wir finden) hochrelevanten Thema. Mit einem Komplex, der zudem, anders als sonst bei uns üblich, nicht in der Vergangenheit endet:

Am 29. Juni 2010 wurde in Palermo ein Politiker namens Marcello Dell'Utri wegen jahrzehntelanger Unterstützung der Mafia zu sieben Jahren Haft verurteilt. Dell'Utri, der gegen das Urteil Berufung eingelegt hat, ist ein Senator der Regierungspartei „Volk der Freiheit“ und galt als rechte Hand von Ministerpräsident Silvio Berlusconi.

Neben Giovanni Falcone und Paolo Borsellino sind seit 1980 mehr als 4000 Italiener von der Mafia ermordet worden.

Ihr

Michael Stepper



1992 ermordet: die Mafia-Jäger Giovanni Falcone (links) und Paolo Borsellino



Ebenfalls gerade erschienen:
GEOEPOCHÉ EDITION über die
»Renaissance«

Prolog

DAS VERBRECHEN UND DER TOD

Wohl nirgendwo sonst ist die Organisierte Kriminalität so einflussreich wie in Italien. 1981 entfesseln Mafiosi dort einen Krieg. Gegeneinander – und gegen den Staat.

Seite 6



USA

AL CAPONE

Um 1930 ist er der heimliche Herrscher von Chicago – und der berühmteste Gangster der USA. Doch dann wird Al Capone zum Risiko für die anderen Bosse.

Seite 32



Shanghai

DIE »GRÜNE BANDE«

Gangster kontrollieren die Opiumhöhlen und Bordelle von Shanghai.

1927 greifen sie auch in die politischen Kämpfe ein. Mit verheerenden Folgen.

Seite 46

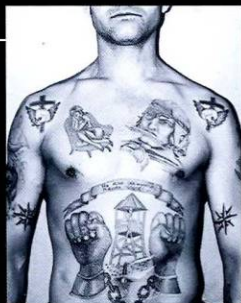


UdSSR

DER ORDEN DER DIEBE

Ausgerechnet in den Straflagern des Gulag entsteht um 1928 eine geheimnisvolle Bruderschaft von Berufsverbrechern.

Seite 70



VISIT CUBA



LAND OF ROMANCE



Kuba

INSEL DER MOBSTER

Anfang der 1950er Jahre machen US-Mafiosi die Karibikinsel zum Spielerparadies. Bis der Widerstand gegen das dekadente Regime übermächtig wird.
Seite 78

Russland

AUFSTIEG DER NEUEN »MAFIJA«

1991 feiern die Menschen das Ende der Sowjetunion. Aber das Zeitalter der Freiheit gerät zu einem entfesselten Spiel um Macht und Reichtum.
Seite 134

Großbritannien

DIE SELBSTDARSTELLER

Um 1960 begründet ein Zwillingsspaar in London eine heute legendäre Verbrecherbande. Deren Nachahmer inszenieren sich gern vor der Kamera – und wirken eher wie Gangster-Mimen.
Seite 108

Japan

DIE YAKUZA

Sie heißen nach einem schlechten Blatt in einem alten Kartenspiel. Doch sie zählen zu den mächtigsten Verbrecherorganisationen überhaupt.
Seite 142

INHALT

Prolog ITALIEN

Das Verbrechen und der Tod **6**

Um 1860 SIZILIEN

Die »Ehrenwerte Gesellschaft« entsteht **20**

1899–1947 AL CAPONE

Karriere eines Gangsters **32**

1927 TRIADEN

Shanghaïs »Grüne Bande« **46**

1931 US-MAFIA-KARTELL

Die Mord GmbH **58**

Um 1928–1980 SOWJETUNION

Der Orden der Diebe **70**

1952–59 KUBA

Insel der Mobster **78**

1982 MORD AN ROBERTO CALVI

Tod eines Bankiers **91**

2000 GROSSBRITANNIEN

Die Selbstdarsteller von »The Firm« **108**

1977–1993 KOLUMBIEN

Pablo Escobar – der Drogenbaron **118**

1991–2011 RUSSLAND

Aufstieg der neuen »Mafija« **134**

1945–2010 JAPAN

Die Macht der Yakuza **142**

1963–2006 SIZILIEN

Jagd auf den Boss der Bosse **160**

ZEITTADEL

Das Organisierte Verbrechen **164**

Autorenporträt, Bildvermerke, Impressum **169**

VORSCHAU

England zwischen 1066 und 1649 **170**

GEOEPOCHE.de

Buchtipps und Berichte zu diesem Heft finden Sie im Internet unter www.geo-epoche.de

Redaktionsschluss: 28. März 2011

TITELBILD: Polizeifoto des US-Gangsters Charles »Lucky« Luciano, 1936.

Alle FAKTEN, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht.

Das Verbrechen und der Tod

Wohl nirgendwo sonst ist das moderne Organisierte Verbrechen – das im 19. und 20. Jahrhundert an vielen Orten der Welt entsteht und zum ernst zu nehmenden Machtfaktor aufsteigt – so einflussreich und so eng mit der Gesellschaft verwoben wie in Italien. Nach und nach sind im Süden des Landes Banden von Schutzgelderpressern zu komplexen Organisationen herangewachsen – der Mafia –, die ihr Geschäft mit der Gewalt hocheffizient betreiben. Auf Sizilien bedrohen diese Gangster Unternehmer, handeln mit Drogen, veruntreuen Staatsgelder, kontrollieren Politiker. Und bleiben dabei, oft geduldet oder akzeptiert, weitgehend im Unsichtbaren. Gut 100 Jahre lang. Dann entfesseln machtgierige Mafia-Bosse einen Krieg – gegen andere Banden, gegen die Justiz –, der das Land erschüttert. Und doch ist das Blutbad keine plötzliche Verirrung. Es entblößt nur das mörderische Grundprinzip einer Verbrecherorganisation





KAMPF DER CLANS

Stumm betrauern die Frau und die Töchter des mutmaßlichen Mafioso Benedetto Grado in Palermo dessen mit einem Tuch bedeckten Leichnam. Grado ist an diesem 11. November 1983 einem Attentat von Killern zum Opfer gefallen. Seit 1981 kämpfen sich Bosse aus Corleone, einer 35 Kilometer südlich gelegenen Kleinstadt, mit einem beispiellosen Hinrichtungsfeldzug an die Spitze der »Cosa Nostra«, der sizilianischen Mafia. Mehr als 500 Gangster und Unschuldige sterben innerhalb weniger Jahre



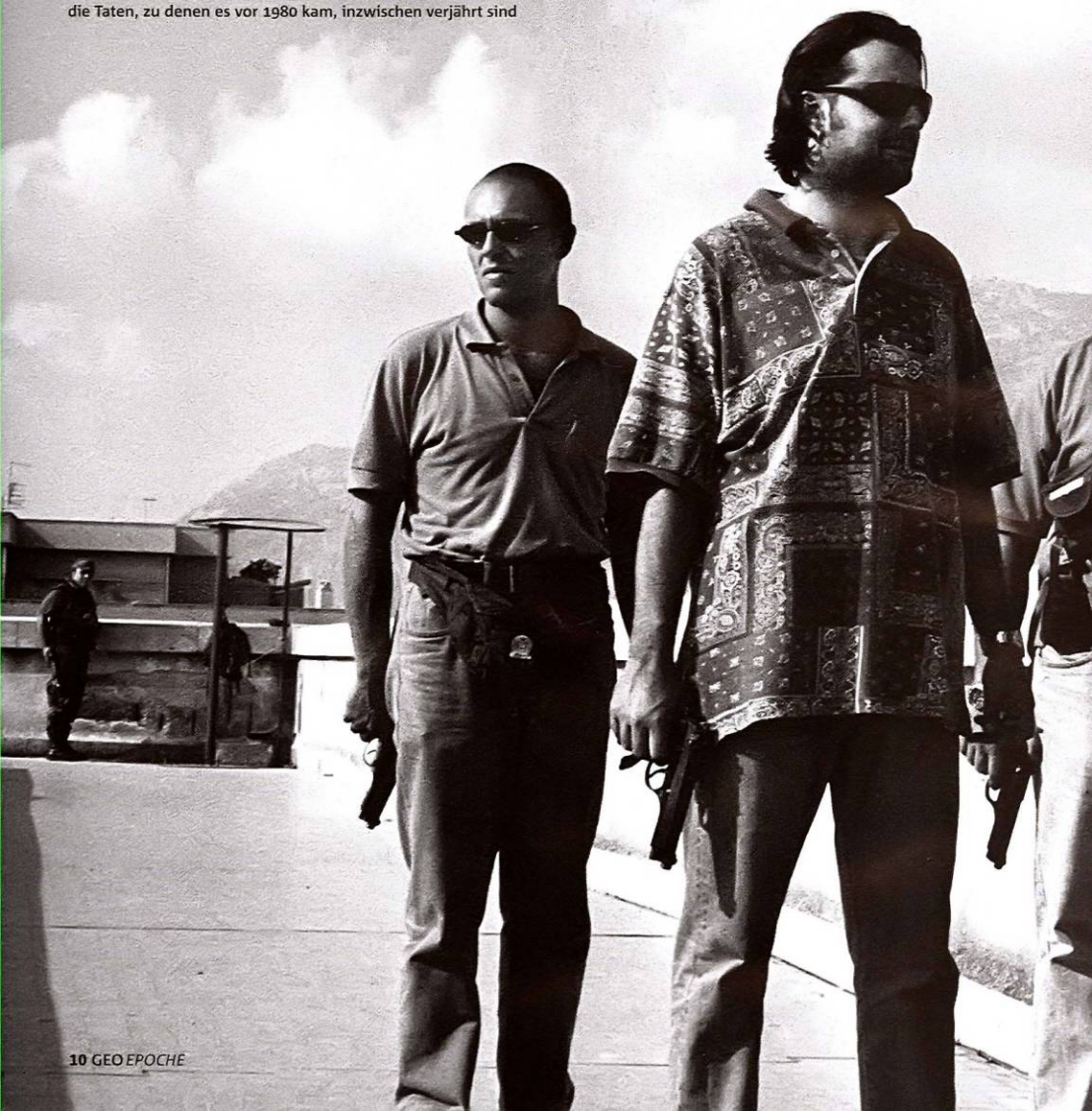
DIE ANGST DER FAHNDER

In Neapel, wo die »Camorra« (ursprünglich wohl ein Begriff aus dem Glücksspiel) die Unterwelt kontrolliert, bekriegen sich in den 1980er Jahren ebenfalls rivalisierende Clans. Der gestiegene Reichtum, vor allem durch den Handel mit Heroin, verschärft den Wettbewerb der kriminellen Gruppen untereinander sowie deren Gewaltbereitschaft. Lange Zeit hat die süditalienische Metropole die höchste Mordrate des Landes. Auch Polizisten – hier bei der Razzia eines vermuteten Camorra-Verstecks – leben ständig in der Gefahr, getötet zu werden



JÄGER DER MÄCHTIGEN

Nur schwer bewacht von Bodyguards kann sich Roberto Scarpinato, leitender Staatsanwalt in Palermo, in der Öffentlichkeit zeigen. Der Mafia-Jäger ist einer von zwei Chefanklägern gegen den siebenmaligen italienischen Premierminister Giulio Andreotti, dem Scarpinato vorwirft, wie viele andere Politiker einen »Pakt mit der Mafia geschlossen« zu haben. In letzter Instanz wird Andreotti in diesem Verfahren schließlich freigesprochen – allerdings keineswegs, weil er nicht mit der Cosa Nostra kollaboriert hätte. Sondern weil die Taten, zu denen es vor 1980 kam, inzwischen verjährt sind



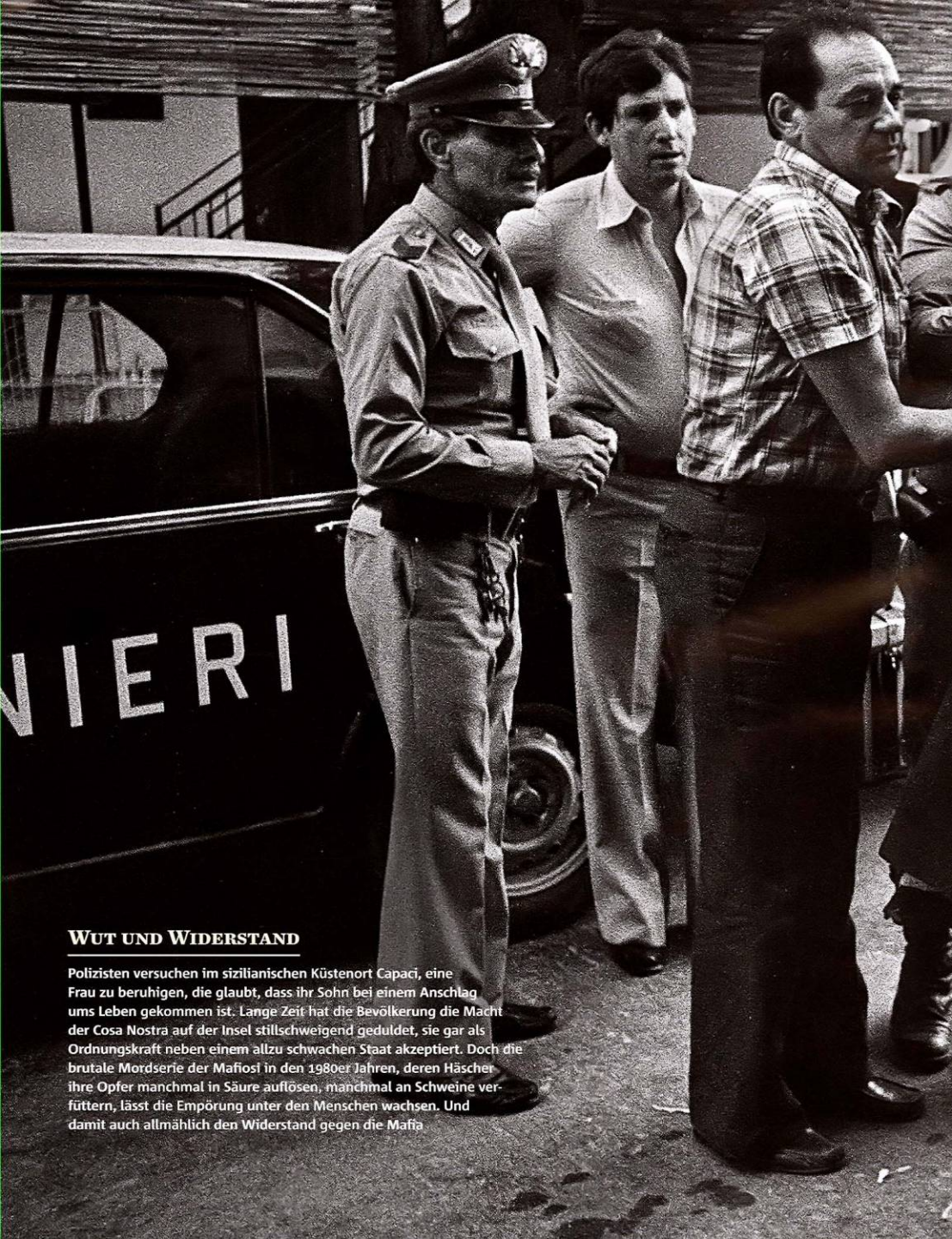






KRIEG IN DEN STRASSEN

Ab etwa 1980 setzt die sizilianische Cosa Nostra – zuvor um unauffällige Unterwanderung bemüht – auch gegenüber Repräsentanten von Staat und Gesellschaft auf rohe Gewalt. Vor allem bei jenen Politikern und Polizisten, Journalisten und Juristen, die sich offen gegen die Mafia wenden. Am 29. Juli 1983 tötet eine Autobombe den Untersuchungsrichter Rocco Chinnici vor dessen Haus im Zentrum Palermos. Bei der Explosion sterben auch zwei Leibwächter und der Hausmeister des Wohnblocks. Chinnici hatte ein Ermittlungsteam gegründet, das Verbrechen der Mafia aufklären sollte

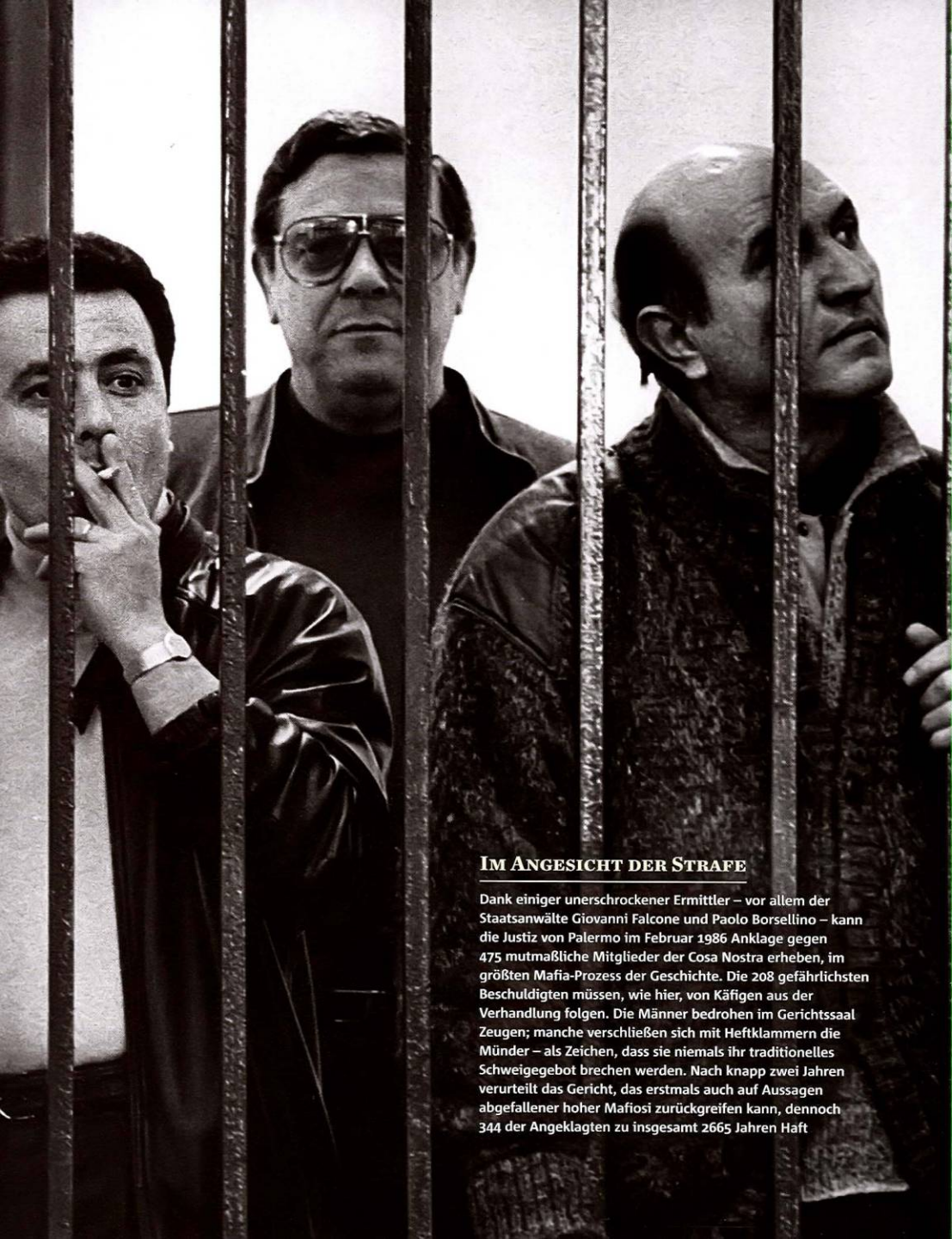


WUT UND WIDERSTAND

Polizisten versuchen im sizilianischen Küstenort Capaci, eine Frau zu beruhigen, die glaubt, dass ihr Sohn bei einem Anschlag ums Leben gekommen ist. Lange Zeit hat die Bevölkerung die Macht der Cosa Nostra auf der Insel stillschweigend geduldet, sie gar als Ordnungskraft neben einem allzu schwachen Staat akzeptiert. Doch die brutale Mordserie der Mafiosi in den 1980er Jahren, deren Hässcher ihre Opfer manchmal in Säure auflösen, manchmal an Schweine verfüttern, lässt die Empörung unter den Menschen wachsen. Und damit auch allmählich den Widerstand gegen die Mafia







IM ANGESICHT DER STRAFE

Dank einiger unerschrockener Ermittler – vor allem der Staatsanwälte Giovanni Falcone und Paolo Borsellino – kann die Justiz von Palermo im Februar 1986 Anklage gegen 475 mutmaßliche Mitglieder der Cosa Nostra erheben, im größten Mafia-Prozess der Geschichte. Die 208 gefährlichsten Beschuldigten müssen, wie hier, von Käfigen aus der Verhandlung folgen. Die Männer bedrohen im Gerichtssaal Zeugen; manche verschließen sich mit Heftklammern die Mäuler – als Zeichen, dass sie niemals ihr traditionelles Schweigegebot brechen werden. Nach knapp zwei Jahren verurteilt das Gericht, das erstmals auch auf Aussagen abgefallener hoher Mafiosi zurückgreifen kann, dennoch 344 der Angeklagten zu insgesamt 2665 Jahren Haft



ENDE DES TERRORS

Ein Opfer der Mafia – vermutlich selber ein Gangster – liegt 1982 in Palermo neben seiner Blutlache, eine entblößte Jesus-Tätowierung auf dem Rücken. Viele Mitglieder der Cosa Nostra sind gläubige Katholiken, und Heiligenbildchen spielen eine große Rolle in den Ritualen der Organisation. Allerdings dienen die religiösen Verweise letztlich nur der Rechtfertigung einer gewalttätigen Unmoral. 1992 töteten Killer der Cosa Nostra die Mafijäger Falcone und Borsellino, im Jahr darauf verübt die Organisation Bombenattentate in Florenz, Rom und Mailand. Aber die verschärfte Konfrontation mit dem Staat provoziert energische Gegenwehr: Weitere wichtige Mafiosi werden gefasst, bis die offene Gewalt Mitte der 1990er Jahre abebbt. Doch betreiben die organisierten Verbrecher ihr mörderisches Geschäft natürlich weiter. Im Verborgenen □



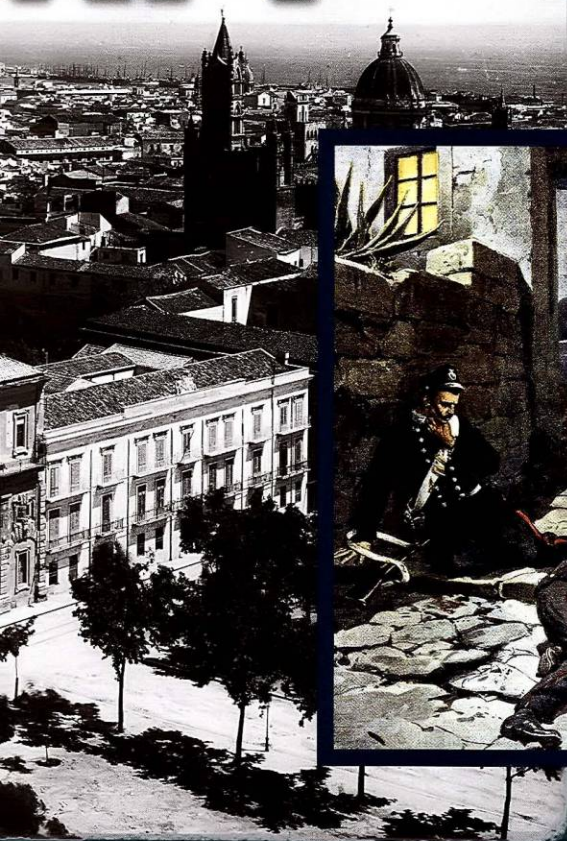
UM 1860 SIZILIEN

DIE EHREN GESELLSCH



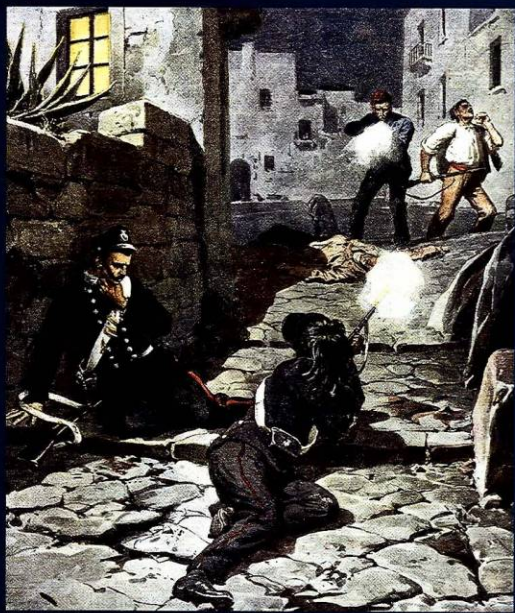
Palermo um 1910: Siziliens größte Stadt liegt an der Nordküste der Insel, im Schatten des Berges Pellegrino. Unter den hochrangigen Beamten der Verwaltungs- und Handelsmetropole hat die Mafia zahlreiche Verbündete

WERTE AFT



Im 19. Jahrhundert bilden Räuber und Gutsverwalter, Wachmänner und Rebellen in Sizilien Banden, deren Mitglieder sich einem strengen Ehrenkodex unterwerfen. Bald spricht man von einem einzigen undurchschaubaren Gebilde – der »Mafia«. Mit Gewalt beherrscht sie weite Teile der Insel, erpresst Unternehmer, korrumpiert Politiker. Und schafft so das Urbild des Organisierten Verbrechens

VON MATHIAS MESENHÖLLER



Carabinieri, Militärpolizisten, werden von vielen Sizilianern eher als Besatzer denn als Beschützer gesehen. Liefern sie sich Schießereien mit Mafiosi, können sie auf keine Unterstützung durch die Bürger rechnen (Illustration, 1908)

Am Morgen des 1. Februar 1893 verlässt Emanuele Notarbartolo sein Gutshaus mit dem feuerechtesten Dach, der Sicherheitstür und dem ummauerten Vorhof.

Er nimmt ein Gewehr mit. Notarbartolo begibt sich nie unbewaffnet auf Reisen.

Emanuele Notarbartolo, Marchese di San Giovanni, ist ein kräftiger, knapp 60-jähriger Herr mit schütterem Haar und wachem Blick. Er stammt aus einer bekannten Adelsfamilie, war Bürgermeister von Palermo, dann Generaldirektor der Bank von Sizilien und gilt als unbestechlich, als Idealist, der an ehrliche Geschäfte und harte Arbeit glaubt.

Eben deshalb musste er die Bank verlassen: weil er dort allzu entschlossen Günstlingswirtschaft und Betrug bekämpfen wollte. Mittlerweile aber gibt es Gerüchte, Notarbartolo solle zurückgerufen werden. Vielleicht macht er sich deshalb nun auf den Weg nach Palermo.

Rund zwei Stunden dauert der Ritt zur nächsten Bahnstation, nach Sciarra. Einsames Land. Ein Land, durch das immer noch Banditen streifen, die Men-

schen ausrauben oder entführen, um Lösegeld zu erpressen. Doch Notarbartolo erreicht unbehelligt Sciarra.

Er besteigt den Zug nach Palermo und wählt ein leeres Abteil erster Klasse. Erst jetzt fühlt er sich sicher: Dass die Gesetzlosen je einen Zug überfallen hätten, ist nicht bekannt. Er verstaubt das Gewehr im Gepäcknetz über dem Sitz. Der Zug rückt an. Notarbartolo döst ein.

Im Bahnhof von Termini Imerese wacht er kurz auf. Mit 13 Minuten Verspätung, um 18.23 Uhr, kommt das Signal zur Abfahrt. Im letzten Moment steigen zwei Männer in dunklen Mänteln und mit runden Hüten zu.

Der Zug rollt die Küste entlang. Als er den Tunnel zwischen Termini Imerese und Trabia erreicht, schallt das Stampfen der Lokomotive, das Rütteln der Waggons von den Wänden zurück und überdeckt jedes andere Geräusch.

Da dringen die Männer in Notarbartolos Abteil. Der eine hält ein Stilet in der Hand, der andere einen zweischneidigen Dolch mit Knochengriff.

Der Marchese springt hoch und schlägt um sich, einige Stiche treffen ihn, andere zerfetzen das Sitz- und das Kopfpolster. Er bekommt eine der Klingen zu fassen; mit der anderen Hand fin-

gert er nach seinem Gewehr, ein Stich trifft ihn in die Leiste, die zerschnittene Hand schlägt gegen das Fenster – dann kann einer der Männer ihn umklammern. Der andere sticht viermal tief in Notarbartolos Brustkorb.

Als der Zug in Trabia einläuft, kauern die Mörder sich unter das blutverschmierte Abteilstfenster. Abermals setzt die Lokomotive sich in Bewegung. Zwei Minuten bleiben den beiden, um die Leiche zur Tür zu schaffen. Dann erreicht der Zug eine Brücke, und sie werfen den toten Notarbartolo hinaus.

Doch der Körper stürzt nicht hinab in den Fluss, der ihn ins Meer tragen würde, sondern schlägt gegen das Brückengeländer und bleibt auf dem Gleis liegen. So wird er gefunden und identifiziert.

Kaum ist der Name bekannt, flüstern die Menschen auf den Straßen Palermos auch schon, wem allein das Verbrechen zuzutrauen sei. Der „Mafia“.

GERÜCHTE ÜBER EINE Verbrecherorganisation, die heimlich die Geschicke Siziliens bestimmt, schwirren seit Jahrzehnten umher. Und fast ebenso lange wird sie mit einem Wort in Verbindung gebracht, das im Dialekt Palermos ursprünglich „schön“, „kühn“ oder auch „selbstbewusst“ bedeutet: *mafioso*.

1863 hat ein populäres Theaterstück diesen Begriff auf edelmütige Verbrecher angewandt; zwei Jahre später nutzt Filippo Gualterio, Präfekt von Palermo, erstmals in einem Rapport die Ableitung „Mafia“. Doch was genau sich dahinter verbirgt, bleibt rätselhaft.

Eine kriminelle Verschwörung, so versteht es Gualterio in seinem Bericht. Männer wie der Volkskundler Giuseppe Pitre widersprechen: „Mafia“ – das bedeute bloß ein ausgeprägtes Gefühl für die eigene Ehre, Stärke und Unabhängigkeit. Es sei ein Teil der sizilianischen Mentalität, die von arroganten Norditalienern kriminalisiert werde. Wohl könne solch unbändiger Stolz einfache Menschen auch zu Straftaten hinreißen; eine illegale Verbrechervereinigung jedoch sei ein Hirngespinnst.

Von nun an werden sizilianische Politiker, aber auch ausländische Wissenschaftler beharrlich diese Einschätzung vertreten. Sie irren oder lügen.



Sizilien wird 1861 Teil des gerade gegründeten italienischen Staates. Dank neuer Zitruspflanzungen gelangt bald immer mehr Geld auf die Insel. Vor allem im Westen, um Palermo, preßt die entstehende Mafia Plantagenbesitzern Schutzgeld ab

In den prächtigen Vierteln Palermos – hier an der Piazza Marina – residieren jene Politiker, die der Mafia Gefälligkeiten erweisen und deren Verbindungen bis in die Hauptstadt Rom reichen



Palermos überfüllte Gassen verraten, dass die Metropole zwischen 1850 und 1900 von 170.000 Einwohnern auf 255.000 wächst. Rund 200 Verbrecher bilden damals in der Region um die sizilianische Kapitale den Kern der Mafia

Denn es gibt die Mafia. Und Emanuele Notarbartolo ist ihr erstes Opfer aus der Oberschicht: der erste *cadavere eccellente* der sizilianischen Organisierten Kriminalität – eine „berühmte Leiche“.

Dennoch gelingt es Komplizen der Mörder in Polizei und Justiz beinahe, die Affäre zu unterdrücken: Beweise verschwinden, Zeugen werden eingeschüchtert, und als 1899, nach fast sieben Jahren, ein Verfahren eröffnet wird, stehen lediglich zwei Bahnangestellte als Helfershelfer vor Gericht. Für eine Verschwörung, für deren Hintermänner oder professionelle Mörder fehlt es angeblich an Indizien.

Bis Leopoldo Notarbartolo auftritt. Der Sohn des Ermordeten hat selbst nachgeforscht, mehrere Anwälte engagiert. Er investiert das Vermögen der Familie in ein einziges Vorhaben: jene Männer verurteilt zu sehen, die Schuld am Tod des Vaters tragen.



Innenhof in Trapani, im Westen der Insel. Auch wenn hier ein Polizist posiert (Mitte), so sind die zahlreichen Städte der Insel kaum besser vom Staat zu kontrollieren als die weiten ländlichen Gebiete



Am 16. November 1899 sagt er vor dem Schwurgericht in Mailand aus. Hoch aufgerichtet, in der Uniform eines Marineoffiziers legt er ruhig dar, was er herausgefunden hat.

Den Mordauftrag habe Don Raffaele Palizzolo gegeben, Parlamentsabgeordneter für Palermo – und Siziliens wohl einflussreichster Politiker. Die Bluttat begangen hätten Mitglieder der Mafia-Zelle von Villabate bei Palermo. Und die Behörden hätten beide Männer gedeckt.

Notarbartolos Aussage erschüttert Italien. Sie füllt die Schlagzeilen und schreckt Politiker auf, macht aus der lokalen Affäre einen nationalen Skandal.

Denn mit der Schuld oder Unschuld Raffaele Palizzolos steht zur Debatte, was die Mafia eigentlich ist: ein Name bloß für eine archaische Mentalität – oder eine verbrecherische Organisation, die den Staat bis in die höchsten Kreise

durchdrungen hat. Die junge italienische Nation stellt sich einer neuartigen Gefahr: der Organisierten Kriminalität.

SEIT JEHER haben sich Menschen verbündet, um gewaltsam reich zu werden. Haben Räuberbanden oder Piratengesellschaften gebildet, die bestimmte Regeln befolgten – und in jedem erdenklichen Verhältnis zur politischen Macht standen. Kriegerische Stämme entlang dem Pilgerweg nach Mekka etwa erpressten Schutzgeld vom Osmanischen Reich; europäische Freibeuter genossen das Einverständnis ihrer Fürsten – solange sie deren Rivalen plünderten.

Manchmal standen große Raubzüge gar am Beginn von Staatsgründungen, so bei den Normannen und Mongolen.

Moderne Organisierte Kriminalität setzt dagegen zweierlei voraus: einen Staat, der das alleinige Recht beansprucht, legitime Gewalt auszuüben, um so seine Bürger und deren Eigentum zu schützen; und das Versagen dieses Staates, den Anspruch durchzusetzen.

Erst dann wird private Gewalt zur Organisierten Kriminalität. Zu einer Verschwörung, die das Gemeinwesen unterwandert – ohne ideologische Ziele zu verfolgen, einzig um Profit zu machen. Ob ein Geschäft illegal oder legal ist, ist ihr gleich: Ihre Mitglieder folgen einer eigenen Moral jenseits der Gesetze. Einer Subkultur der Gewalt, die im Extremfall den Staat ersetzt.

Seit Jahrhunderten schon werden kaum irgendwo in Europa die Bauern so ausgebeutet wie auf Sizilien. Die adeligen Landbesitzer leben meist in der Stadt und vertrauen ihre Latifundien Verwaltern an, die hart und gerissen sein müssen, um den Geldhunger ihrer abwesenden Herren zu befriedigen.

Aristokraten und Verwalter stellen Milizen auf: bewaffnete Schläger, die den Bauern mit Raub und Erpressung zusetzen, wenn die nicht genügend Erträge abliefern. Etliche der Drangsalierten sehen keinen anderen Ausweg, als sich daraufhin Räuberbanden anzuschließen.

Im frühen 19. Jahrhundert verelenden die Bauern vollends und gehen immer häufiger unter die Banditen. Aber auch Teile der Privatmilizen wandeln sich zu Räuberbanden.

Klare Fronten gibt es nicht: Großpächter heuern bekannte Gewalttäter als Wachmänner an und hehlen selbst mit Raubgut. Polizisten handeln mit Viehdieben Preise für die Rückgabe

der Tiere aus, gegen eine Provision. Für die bäuerlichen Diebe wiederum ist der Weg vom Raub zur Auflehnung kurz.

In den Jahren 1820/21 und 1848 schließen sich bewaffnete Bauern und Banditen politischen Aufständen gegen das Königshaus der Bourbonen an, das von Neapel aus über Sizilien herrscht. Diese Revolten erfassen auch die Städte und werden von liberalen Adeligen und Intellektuellen geführt. In Geheimbünden konspirieren Aristokraten, gebildete Bürger sowie Handwerker gegen das Regime – und schieben einander Ämter zu, verabreden legale und illegale Geschäfte. Anscheinend herrscht auf Sizilien Anarchie.

Doch bereits 1838 informiert ein Richter das Justizministerium in Neapel über eine seltsame Beobachtung: In vielen Dörfern vor allem Westsiziliens gebe es eine Bruderschaft, die weder politische Ziele verfolge noch feste Versammlungsorte habe – alles, was sie zusammenhalte, sei ein Anführer.

Diese Leute beteiligten sich an Verbrechen aller Art; vor allem jedoch vermittelten sie gütliche Einigungen mit

gewöhnlichen Banditen und unterhielten Fonds, um Behörden und Gerichte zu manipulieren. Auf ihre Weise handelten sie wie kleine, lokale Regierungen.

Dieser Bericht ist die erste Nachricht über die entstehende Mafia.

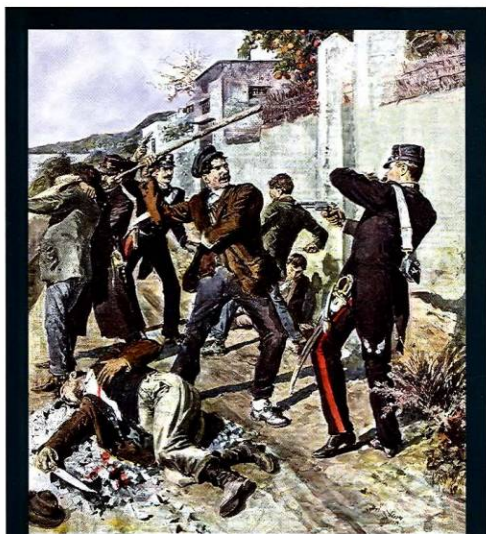
DIE MAFIA hat kein Gründungsjahr und kein Statut; sie kennt keine zentrale Führung, keine Gremien und hinterlässt keine Aufzeichnungen. So erfolgreich wehrt sie sich gegen Verrat und Verfolgung, dass auch die Behörden kaum Genaues wissen. Deshalb liegt vieles im Dunkeln, muss aus späteren Zeugnissen rekonstruiert und vermutet werden.

Diese Unsichtbarkeit hat einen Namen: *omertà*. Das Wort bedeutet ursprünglich „Demut“ und meint strengen Gehorsam und Treue gegenüber der Gruppe und ihrem Anführer. Vor allem aber bezeichnet sie ein Schweigegebot: Kein Mitglied darf mit der Polizei reden, ihr helfen oder ihre Hilfe suchen.

Vielmehr gehört es zur Ehre eines Mannes, sich und die Seinen selber zu schützen. Wird er gekränkt oder geschädigt, wendet er sich nicht an die Behörden, sondern rächt sich auf eigene Faust. Oder er sucht Hilfe bei einem mächtigeren Freund, einem Patron, der die Angelegenheit bereinigt.

In den Jahren der sizilianischen Anarchie vervielfältigt sich die Zahl waffengeübter Männer, die Schutz und Vergeltung gewerbsmäßig anbieten, darunter ehemalige Privatmilizionäre, Soldaten und Latifundienwächter. Ein Markt entsteht, auf dem Gewalt als Dienstleistung verkauft wird.

Bei der von dem Richter erwähnten Bruderschaft handelt es sich offensichtlich um einen Geheimbund, der versucht, diesen Markt unter seine Kontrolle zu



Auch auf dem Festland organisieren sich Verbrecher – etwa die Angehörigen der „Camorra“, hier im Kampf gegen Carabinieri bei Neapel

Anonymes Porträt eines Mafioso: Die Gangster selbst stilisieren sich zu »Ehrenmännern« und Beschützern der Armen

bringen. Vermutlich gibt es, jeweils auf eine Region konzentriert, bereits mehrere solcher Bünde.

Es sind die besonders Skrupellosen und Ehrgeizigen, die sich hier zusammenfinden: politische Rebellen und gewöhnliche Verbrecher, einfache Bauern und Arbeiter, Feldwächter, Hirten, aber auch Priester und Advokaten. Bisweilen spielen Pächter und Landbesitzer eine führende Rolle – andernorts werden sie dagegen selbst erpresst oder treten nur bei, um ihr Eigentum abzusichern.

Denn die Bünde beteiligen sich nicht nur an Entführungen, Viehdiebstahl und Schmuggel: Sie bieten auch Schutz vor Anschlägen durch gewöhnliche Banditen. Und sie arbeiten gezielt mit korrupten Richtern und Politikern zusammen. Einen Zusammenschluss der einzelnen Zellen indes gibt es noch nicht, bloß lose Verbindungen.

Unfreiwillig fördert die Regierung diese Kontakte sogar: In den Gefängnissen der Insel sitzen Diebe und Räuber, organisierte Kriminelle und politische Häftlinge gemeinsam ein, lernen voneinander, knüpfen Freundschaften.

Irgendwann in dieser Zeit übernehmen die Verbrecher vermutlich eine gespenstische Zeremonie aus der Welt der Freimaurer und Geheimbünde: Akzeptiert eine Zelle ein neues Mitglied, so vollzieht sie an ihm ein Aufnahmeitual.

Der Novize wird mit verbundenen Augen an einen geheimen Ort geführt. Dort sticht oder ritzt ein Anführer ihm einen Finger oder den Arm auf und befiehlt ihm, sein Blut auf einem Heiligenbild zu verstreichen.

Anschließend verbrennt der Anführer Bild und Blut und verstreut die Asche, während das neue Mitglied Treue und Verschwiegenheit schwört – was mit

ihm geschehen wird, sollte er den Schwur brechen, symbolisiert das verbrennende Bild. Verrat, bedeutet das, hat in dieser Gemeinschaft einen ungleich höheren Preis als in einer gewöhnlichen kriminellen Bande. Stolz nennen sich die Verschworenen »Ehrenmänner«.

Ihre Hochburgen liegen in Westsizilien und um Palermo, wo kaum ein Gutsbesitzer sich um sein Land kümmert, aber das meiste Geld umgesetzt wird.

Am 11. MAI 1860 laufen zwei Dampfer in den Hafen von Marsala an der Westküste Siziliens. An Bord drängen sich rund 1000 italienische Freischärler unter dem Kommando Giuseppe Garibaldis.

Ein Jahr zuvor hat im norditalienischen Piemont ein Krieg um die Einheit und Freiheit Italiens begonnen, gegen das in Norditalien herrschende Österreich, gegen den Papst. Nun trägt Garibaldi die Idee nach Süden. Sein Ziel: das von den Bourbonen beherrschte Sizilien für das neue Italien zu erobern.

Bald schließen sich ihm Tausende Sizilianer an, altgediente Rebellen der

früheren Aufstände, verarmte Handwerker sowie Gewaltunternehmer aus dem Hinterland.

20 000 Soldaten stellt Siziliens König ihnen entgegen. Garibaldi manövriert sie aus, schlägt sie. Keinen Monat nach der Landung erreicht er Palermo, am 7. Juni wird die Stadt italienisch.

Die Freischärler setzen über die Straße von Messina, nehmen Anfang September auch Neapel ein. Zum Jahreswechsel erstreckt sich das neue Italien fast lückenlos von den Alpen bis nach Sizilien.

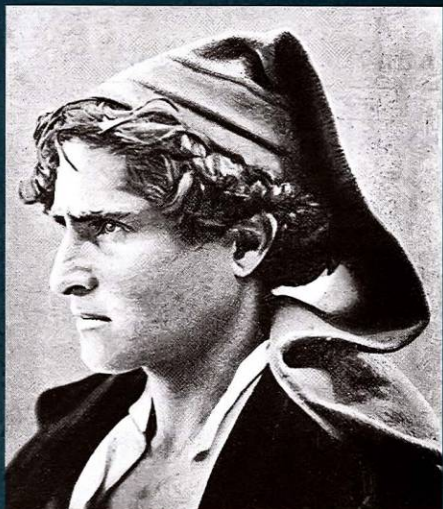
Sein Machtzentrum befindet sich im Norden, wo die Vereinigungskriege begonnen haben. Dort geben liberale Politiker den Ton an, die an einen modernen, säkulareren und zentral gelenkten Staat glauben.

Am anderen Ende der Nation liegt zwischen Hügeln und Bergen eingezwängt Palermo. Eine Kapitale von fast 200 000 Einwohnern, Hauptumschlagplatz der Reichtümer Siziliens.

Dennoch sind mehrere Zehntausend Palermitaner auf Almosen und mildtätige Stiftungen angewiesen, wohnen in kläglichen Hütten oder dicht zusammenstehenden Mietshäusern an gewundenen Gassen.

Daneben ragen mächtige Palazzi auf, deren mehrstöckige Fassaden mit reichen Ornamenten, geschwungenen Balkonen und großen, runden Fenstern prunken. Hier, zunehmend aber in eleganten Villen jenseits der Stadtmauern, umgeben von Blumengärten, residieren die Großgrundbesitzer, die Finanz- und Industriemagnaten.

Und schon bald müssen die Politiker des neuen italienischen Staates feststellen, dass mancher sizilianische Adelige dem alten Regime nachtrauert oder eine Autonomie der Insel herbeisehnt; dass Lokalpolitiker ihre Gegner entführen



lassen, um sie einzuschüchtern, und auch vor Mordaufrägen nicht zurückschrecken; dass Gruppen italienischer Patrioten und kriminelle Banden eng miteinander verflochten sind.

Statt jedoch Verbündete zu suchen, geht der Staat rücksichtslos daran, eine moderne Ordnung zu errichten. Sonderrechte werden gestrichen, viele Angestellte und Kostgänger des alten Regimes entlassen. Kirchen und Klöster verlieren Besitz und Privilegien – was am heftigsten die vielen Armen trifft, die auf Almosen angewiesen sind. Verwaltungsbeamte aus dem Norden treffen ein, die oft den sizilianischen Dialekt nicht verstehen und auf Dolmetscher angewiesen sind.

Die Steuern werden widerwillig oder gar nicht mehr gezahlt, und als eine Wehrpflicht eingeführt wird, brechen massenhafte wütende Proteste aus.

Die Regierung antwortet mit Härte. Sie schickt Soldaten, verhängt mehrfach das Kriegsrecht; 1866 lässt sie in Palermo eine Revolte blutig niederschlagen.

Und während sich der italienische Staat auf Sizilien immer verhasster macht, beginnen seine frustrierten Vertreter an eine uralte, archaische Verschwörung zu glauben: an die geheimnisvolle, allmächtige „Mafia“.

Ein Mythos. In Wahrheit fördert erst das abwechselnd plump brutale und hilflose Auftreten des Staates den Aufstieg jener Bruderschaft zur berühmtesten kriminellen Vereinigung der Welt.

Sie nimmt dort immer klarer Gestalt an, wo Palermo besonders idyllisch ist: unter dem dunkelgrünen Laub der Zitronen- und Orangenhaine vor der Stadt.

UM 1850 FÜHRT SIZILIEN jährlich 750 000 Kisten Zitronen und Orangen aus, 30 Jahre später sind es schon dreimal so viele. Die Plantagen werfen grö-

ßere Gewinne ab als jede andere landwirtschaftliche Fläche Europas. Doch die Investitionen sind erheblich. Die Pflanzter müssen Terrassen, Straßen und Lagerhäuser anlegen, hohe Mauern zum Schutz vor Wind und Dieben errichten, komplexe Bewässerungssysteme bauen lassen. Anschließend dauert es acht Jahre von der Pflanzung bis zur ersten Ernte. Ein tragender Zitrusgarten ist also ein Vermögen wert.

1872 übernimmt Dr. Gaspare Galati, ein angesehener Chirurg, für seine Töchter und eine Schwägerin die Verwaltung eines größeren Zitronengartens 15 Fußminuten außerhalb Palermos.

Ein Musterbetrieb – der gleichwohl wenig einbringt, weil der Wächter, der das Anwesen vor Dieben schützen soll, selber regelmäßig bis zu einem Viertel der Ernte stiehlt. Galati entlässt den Mann und stellt einen anderen ein.

Nicht lange darauf fallen aus einer Nachbarplantage Schüsse und treffen den neuen Wächter tödlich in den Rücken.

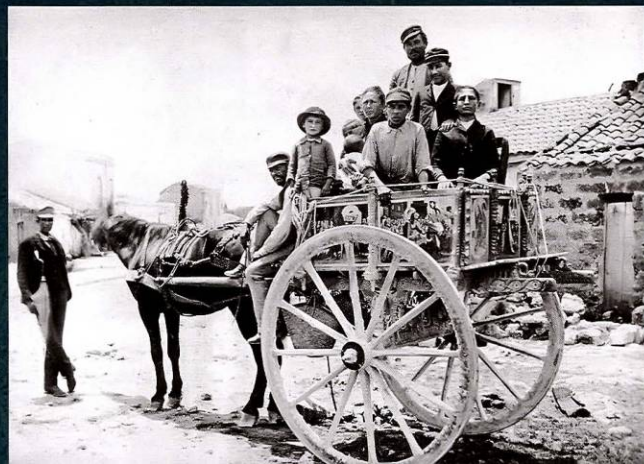
Galati engagiert erneut einen Ersatz – und erhält bald anonyme Briefe: Es sei ein Fehler gewesen, den ursprünglichen Wachmann zu entlassen und stattdessen einen „elenden Spion“ zu beschäftigen. Der Arzt solle sich besin-

Landbesitzer und Arbeiter zwischen den Rebstöcken des Anwesens »Lo Zucco«. Wein und Zitronen sind wichtige Produkte Siziliens, vor allem für den lukrativen Export



Schon der Capo Zafferano östlich von Palermo wirkt einsam. Tatsächlich wird das Hinterland der Insel noch um 1900 nur von wenigen befestigten Straßen und Bahnlinien erschlossen

Noch mit Maultierkarren werden viele Waren bewegt. Die Eintreibung von Schutzgeldern auf Plantagen und die Organisation des Transports sind die ersten großen Geschäftsfelder der Mafia



nen. Sonst drohe ihm das gleiche Schicksal wie seinem Wächter.

Galati bringt die Briefe zur Polizei. Doch erst drei Wochen später wird der erste Wächter festgenommen – und nach zwei Stunden entlassen, da er mit dem Verbrechen nichts zu tun habe.

Nun geht Galati der Sache selbst nach. Und allmählich gewinnt er ein Bild: Sein erster Wachmann ist Mitglied einer Bande, die Plantagenbesitzer erpresst und sie zwingt, nur ausgewählte Wächter, Makler und Verwalter zu bestellen. Wer dazu gehört, ist ein „Ehrenmann“, wer nicht, ein „elender Spion“.

Die Besitzer müssen dann still zusehen, wie ein Teil ihrer Ernte gestohlen wird. Von anderen treibt die Bande Schutzgeld in bar ein; wieder andere werden zum Verkauf unter Wert genötigt.

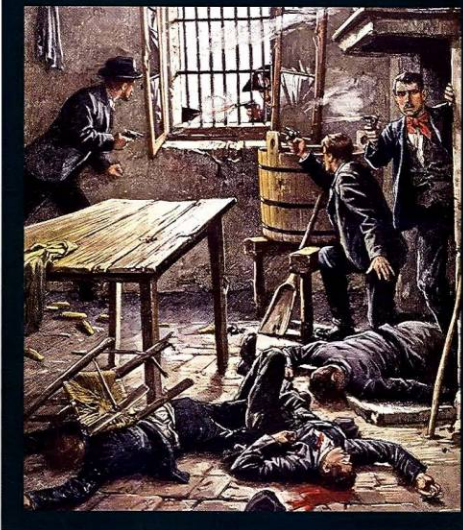
Die Erpresser arbeiten dabei nicht nur mit der Polizei zusammen. Auch unter den Kutschern, Großhändlern und Hafenarbeitern haben sie ihre Leute und können nach Belieben verhindern, dass die Früchte einer bestimmten Plantage deren Kunden erreichen.

Ihr Chef oder *capo* ist Antonino Giammona, der Präsident einer frommen, mildtätigen Stiftung. Ein wortkarger, misstrauischer Bauernsohn, der es vom Arbeiter zum Revolutionshelden und sogar zum angesehenen Großgrundbesitzer gebracht hat. Giammona steht im Verdacht, mehrere Morde begangen zu haben, ist aber nie überführt worden.

Der Angriff auf den Zitronengarten ist Teil eines systematischen Versuchs, die Plantagen in der Umgebung unter Kontrolle der Bande zu bringen. Gaspare Galati hat eine Mafia-Zelle entdeckt. Eine *cosca*.

Das Wort bezeichnet das Blatt einer Artischocke, das sich mit vielen anderen

Nur selten überraschen Polizisten,
wie hier um 1900, Mafiosi in den versteckten,
einsamen Bauernhäusern



zusammen eng um das Herz legt: ein Bild für den Chef und seine Leute.

Von Beginn an verdienen Siziliens „Ehrenmänner“ ihr Geld auch mit Erpressung und Sicherheitszusagen. Doch während sie auf dem Land weiter mit Banditen kooperieren, sich an Entführungen oder Viehdiebstahl beteiligen, spezialisieren sich die Zellen um Palermo auf das Schutzgeldgeschäft – und entwickeln sich zur Mafia.

Zu einer Organisation, die jedem Schutz bietet, der ein Geschäft betreibt: vor betrügerischen Partnern, vor gewöhnlichen Dieben, gegen Konkurrenten. Vor allem aber Schutz vor der Mafia selbst. Indem sie denjenigen Gewalt androht, die sich nicht schützen lassen wollen, sorgt die „Ehrenwerte Gesellschaft“, wie sie mitunter genannt wird, selbst für die Nachfrage nach ihrer Dienstleistung.

Einmal etabliert, eignen Mafiosi sich mit illegalen Methoden Unternehmen an und betreiben sie legal weiter, oder sie streben nach dem Monopol auf einem unerschlossenen Markt.

Die Zitrusplantagen bieten ideale Bedingungen für dieses Geschäftsmodell: Große Investitionen stecken in äußerst verwundbaren Gütern – schon eine kurze Unterbrechung der Bewässerung kann eine Plantage ruinieren, ein Eindringling mit einer Axt in kurzer Zeit ein Vermögen vernichten.

Die Profite im Obstgeschäft sind hoch, ebenso die Unsicherheiten der Vermarktung. Zudem haben es die Zellen nicht mit einem konzentrierten Besitz zu tun, sondern mit vielen kleinen Betrieben.

Hier, in den Hügeln und dem Küstenstreifen um Palermo, wird die Mafia auf diese Weise zu einer starken, unabhängigen Macht.

Zu einer Macht, die nach und nach den Staat ersetzt.

Denn dessen Schwäche ist die eigentliche Stärke der „Ehrenmänner“. Eine der Ursachen für diese Schwäche sind korrupte Inspektoren und Untersuchungsrichter – aber mehr noch das Misstrauen, ja die Feindschaft vieler Sizilianer gegenüber einer als fremd empfundenen Obrigkeit.

Vor allem jedoch schätzen Politiker, Grundbesitzer und Geschäftsleute der Provinz die Gewalt als ein nützliches Werkzeug. Und obwohl sie öffentlich Recht und Ordnung fordern, haben sich selbst einige Regierungsmitglieder in der fernen Hauptstadt Rom damit abgefunden, dass die organisierten Kriminellen ein effizientes Instrument der örtlichen Verwaltung abgeben – wenn sie verlässlich sind.

Denn ein Boss muss verbürgen können, dass in seinem Revier auch wirklich sein Wille geschieht. Deshalb nehmen Gebietskämpfe zwischen Mafia-Zellen die Form von Kriegen an, wird jede Ehrverletzung brutal gerächt: weil mit der

Autorität des Capo die Geschäftsgrundlage der Zelle zerfallen würde. Bei besonderen Provokationen reicht denn auch ein Mord nicht aus, die Täter verstümmeln ihr Opfer oder zerschießen seinen Kopf. Ebenso werden vermeintliche oder tatsächliche Verräter und Spitzel ohne Gnade getötet; notfalls jagen die Killer einem Abtrünnigen bis ins Ausland nach und bringen ihn dort um.

Ein Novize, der das Heiligenbild mit seinem Blut bestreicht, geht also einen Kontrakt auf Leben und Tod ein, erwirbt eine neue Identität.

Vorher war er nur ein Krimineller. Nun ist er ein „Ehrenmann“.

Kaum jemand wird aufgenommen, der nicht mindestens einen Menschen getötet hat. Und je mehr Menschen ein Mafioso umgebracht hat, desto höher ist er angesehen. War das Opfer selbst gefürchtet, nimmt seine „Ehre“ doppelt zu. Jede kleine Beleidigung hingegen, die ein Bandenmitglied ungerächt duldet, beschädigt sie.

Bringt ein Mafioso es auf diesem Weg bis zum Capo, reicht oft bereits ein Wort, eine knappe Geste, um einen Streit zu entscheiden.

Schon bald arbeiten die Zellen um Palermo zusammen, bilden nach 1875 sogar eine informelle Föderation. Eingeweihte erkennen einander an einem verschlüsselten Dialog, der mit einer scheinbar harmlosen Bemerkung über Zahnschmerzen und einer bestimmten Handbewegung beginnt.

Doch trotz dieser Kooperation kommt es zwischen den Zellen immer wieder zu Machtkämpfen, wechseln sich Streit und Einigung ständig ab.

VIELES DAVON findet Gaspare Galati heraus, außerdem Namen und Opferzahlen. Er wendet sich nun direkt an einen Untersuchungsrichter,

der zwar ehrlich scheint, aber Zeugen braucht. Als auch Galatis neuer Wächter am helllichten Tag niedergeschossen wird, erhält der Chirurg die ersehnte Aussage: Das Opfer überlebt und identifiziert drei „Ehrenmänner“.

Galati pflegt seinen Zeugen nun Tag und Nacht. Er geht nicht mehr ohne Revolver auf die Straße und verbietet der Familie, das Haus zu verlassen. Der Richter bereitet einen Prozess vor.

Allmählich bessert sich der Zustand des Wächters. Doch kaum genesen, macht er sich auf den Weg zur Stiftung des Mafioso, bittet den Capo um Frieden, wird festlich beköstigt – und zieht seine Aussage zurück.

Gaspare Galati nimmt seine Familie und flüchtet aus Sizilien. Den Zitronengarten und eine über 25 Jahre aufgebaute Patientenkartei lässt er zurück.

Erst später begreift er, dass wohl alle drei Wächter Mafiosi waren, nur aus rivalisierenden Zellen. Die Omertà hat gesiegt. Zumindest dieses Mal.

Doch es gibt auch Sizilianer, die eine andere Gesellschaft wollen: in der sie keine Zweitsteuer an Verbrecher zahlen

müssen; keine Angst haben müssen, in einem Mafiakrieg zwischen die Fronten zu geraten und zu sterben. In der die Tüchtigen aufsteigen, nicht die Brutalen und Gerissenen.

Einer, der diese Ideale verkörpert, ist der Bürgermeister von Palermo: Emanuele Notarbartolo, Marchese di San Giovanni.

Etwa um die Zeit, als Gaspare Galati seinen Kampf gegen die Mafia verliert, kauft er 125 Hektar trockenes, von wildem Oleander bestandenes Bergland 40 Kilometer südöstlich von Palermo.

Das Anwesen besteht nur aus einem steinernen Schuppen. Die Straßen sind schlecht, in der Umgebung streifen Banditen, das nahe gelegene Caccamo ist eine Mafia-Hochburg.

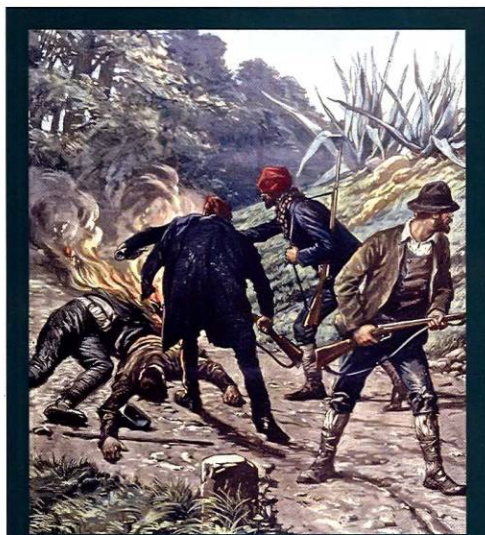
Doch Notarbartolo will beweisen, dass ein Adeliger nicht in der Stadt die sicheren Einkünfte eines gemachten Guts verleben muss – sondern seinem Land dienen und zugleich etwas Neues aufbauen kann. Und dass nicht immer die Frechheit siegt: 1873, eben zum

Bürgermeister gewählt, zwingt er einen Assessor des Getreideamts, unterschlagenes Geld zurückzuerstatten.

Der Name des betrügerischen Assessors: Raffaele Palizzolo.

Auch Palizzolo entstammt dem – wenn auch niederen – Adel. Sein Weg beginnt als Pächter in den Zitrusgärten Palermos und früh schon als Mitglied oder Kollaborateur einer Mafia-Zelle. Von seinen illegalen Einkünften erwirbt er Land; die kriminellen Kontakte bahnen ihm den Weg in die Politik.

Keine ungewöhnliche Karriere. Nach der Vereinigung hat der Staat den Kommunalverwaltungen mehr Aufgaben und damit mehr Macht übertragen. Sie ziehen Steuern ein, vergeben öffentliche Aufträge, füh-



Mafiosi töten zwei Schäfer und verbrennen anschließend deren Leichen (Illustration um 1900)

ren die Wählerlisten. Die entsprechenden Ämter sind hart umkämpfte Pfründen. Und die darum wetteifernden Honoratioren stützen sich ab Mitte der 1870er Jahre auf örtliche Mafia-Zellen.

In Rom hingegen sind die Politiker des Südens lange von der Macht ausgeschlossen geblieben – bis 1876 die oppositionelle Linke die Konservativen aus der Regierung verdrängt. Erstmals gelangen mit ihr nun auch Sizilianer in den inneren Kreis der Macht. Sechs Jahre später wird Raffaele Palizzolo ins römische Parlament gewählt.

Don Raffaele ist ein jovialer Mann, ein Mann des Volkes, und er legt Wert auf diesen Ruf. Wann immer er in seinem Wahlkreis weilt, empfängt er Bittsteller schon in den Morgenstunden in seinem Palazzo in der Via Ruggero Settimo in Palermo.

Aufrecht im Bett sitzend, eine Decke um die Schultern, nimmt er die Blumen und Geschenke der Petenten entgegen und hört geduldig zu: dem Bürger, der auf eine Anstellung bei der Stadt hofft; dem Untersuchungsrichter, der eine Versetzung wünscht; dem Bauunternehmer, der Aufträge sucht.

Irgendwann im Laufe der Audienzen verlässt Palizzolo das Bett, wäscht sich, zwirbelt den Schnauzbart und kleidet sich an.

Dann fährt er mit seinen Audienzen fort: Mafiosi brauchen einen neuen Waffenschein oder fühlen sich von der Polizei belästigt; Studenten sähen gern eine schlechte Note getilgt; Stadträte streben bestimmte Positionen in Ausschüssen und Kommissionen an – Don Raffaele findet für jeden ein Wort, fragt nach Angehörigen, verspricht zu helfen.

Und es sind keine leeren Versprechen. Palizzolo kennt jeden in Palermo,

Für den Staat gleicht die Verfolgung der organisierten Banditen einem Krieg: 1864 erschießen Beamte bei Neapel den Bandenchef Gaetano Tancredi und zwei Gefolgsleute



die Magnaten, die Beamten, die Mafiosi. Doch im großen Stil Gefälligkeiten machen kann er nur, weil er selbst etwas zu bieten hat: Einfluss in Rom.

Seit sich die Regierung auf die Abgeordneten aus dem Süden stützt, fließt viel Geld nach Sizilien. Für Straßen, Brücken und Krankenhäuser, für Schulen und Obdachlosenheim, zum Ausbau der Häfen, zur Sanierung von Elendsvierteln.

All diese Staatsaufträge müssen verteilt werden – und zwar so, dass jede Lira möglichst viele Wählerstimmen sichert. Ein aufwendiges und kompliziertes Geschäft, zumal seit 1882 das Wahlrecht auf ein Viertel aller männlichen Italiener ausgeweitet worden ist, also die Ära der Massendemokratie begonnen hat.

Palizzolos Villa ist eine der Börsen, an denen diese Geschäfte abgewickelt werden. Hier werden Informationen und Gefälligkeiten gegen Gefolgschaft getauscht – unter der Garantie, dass jede Zusage gilt. Gegebenenfalls wird sie mit Waffengewalt durchgesetzt.

Don Raffaele ist der herausragende Vertreter einer neuen Gattung, des Mafia-Politikers. Eines Mittlers zwischen lokaler Gesellschaft, Gewaltwirtschaft und zentraler Macht.

Über Männer wie ihn kommt Sizilien im italienischen Staat an – und mit Sizilien die Mafia.

Zwar gibt es auch andernorts in Italien Organisierte Kriminalität. Etwa die „Camorra“ in Neapel, deren Name sich von einem Glücksspiel herleitet und die sich bereits mehrere Jahrzehnte vor der sizilianischen Mafia gebildet hat. Doch bleibt sie weitgehend auf Neapel beschränkt, geht auch kaum dazu über, Schutzgeld in legale Geschäfte zu investieren. Vor allem aber hält sich die Camorra von der Politik mehr oder weniger fern.

Oder die „Ndrangheta“ („tapferer Mann“) aus Kalabrien an der Stiefelspitze Italiens. Sie ähnelt der Mafia in ihrer Entstehungsgeschichte, in ihren Ritualen, in ihren Versuchen, Einfluss auf die Kommunalpolitik zu nehmen. Aber im Gegensatz zur sizilianischen Mafia, die ihre Mitglieder nach deren krimineller Tauglichkeit und Entschlossenheit auswählt, besteht die „Ndrangheta“ ausschließlich aus Blutsverwandten, wird die Zugehörigkeit vererbt.

Und so mächtig wie die Sizilianer werden beide Organisationen zu jener Zeit nicht. Die Mafia auf der Insel (die sich später auch „Cosa Nostra“ nennen wird) kontrolliert Parlamentarier und Inhaber nationaler Ämter – und sichert im Gegenzug Stimmen, verhilft ihren Kandidaten zu Mehrheiten.

So häufen sich schon bald die Freisprüche „aus Mangel an Beweisen“: Die Zentralgewalt in Rom schwenkt von Duldung der Mafia auf Kooperation um.

Zwischen Staat und Organisiertem Verbrechen entsteht eine Grauzone, in

der schwer zu entscheiden ist, wo der eine endet und das andere beginnt: Staatsdiener arbeiten für Mafia-Bosse, Gangster besorgen ihnen ihre Ämter – und beide Seiten teilen sich die Macht. Ebenso schwer ist von außen zu unterscheiden, wer ein initiiertes Mitglied der Gesellschaft ist, wer ein mitwissender politischer Patron und wer nur ein Handlanger.

NACHMITTAGS, wenn die Bittsteller gegangen sind, begibt sich Raffaele Palizzolo an die Quellen seiner Macht: auf seine Ländereien, zu befreundeten Mafiosi, in die zahlreichen Gremien, denen er angehört.

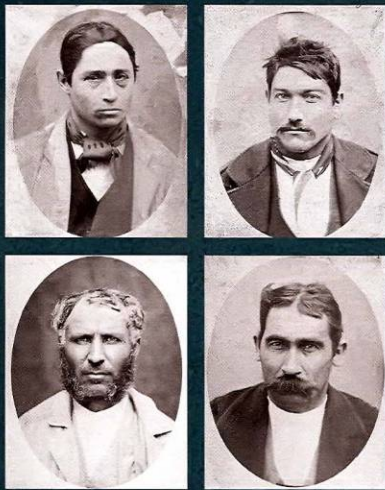
Dazu zählt auch der Aufsichtsrat der Bank von Sizilien. Deren Generaldirektor ist seit Mitte der 1870er Jahre Emanuele Notarbartolo.

Der frühere Bürgermeister von Palermo gilt als ungewöhnlich tüchtig. Zu Beginn seiner Amtszeit hat er die Bank saniert. Seither jedoch scheitert er immer häufiger an den 50 Mitgliedern des Aufsichtsrats. Denn die Räte, zu zwei Dritteln Politiker, sehen in dem größten Kreditinstitut der Insel vor allem ein Instrument ihrer Güstlingswirtschaft.

So verschwindet beispielsweise Geld, indem Kredite an Kinder, Verstorbene und völlig frei erfundene Personen vergeben und nie zurückgefordert werden. Und Raffaele Palizzolo, einer von vier Vorsitzenden des Aufsichtsrats, hat noch weitaus lukrativere Geschäfte im Auge.

1899 stellt Notarbartolo dem zuständigen Minister in Rom ein Ultimatum: Die Statuten der Bank müssten reformiert und der Aufsichtsrat gesäubert werden – oder er lege sein Amt nieder. Mehrere Monate schwankt

Polizeifotos von Verhafteten: Viele Mafiosi aber werden bald nach der Festnahme von korrupten Richtern laufen gelassen



die Regierung. Dann lässt sie Notarbartolo fallen.

Bereits kurze Zeit nach dem Sturz des lästigen Direktors beginnen Industrielle, professionelle Schwindler und Mafiosi um Palizzolo, sich mit Kredit- und Aktienbetrügereien auf Kosten der Bank zu bereichern. Notarbartolo er-

fährt davon durch loyale Aufsichtsräte und erwirkt beim Schatzminister eine Untersuchung.

Um die Jahreswende 1892/93 werden die skandalösen Befunde der Prüfer bekannt. Immer häufiger heißt es nun, Notarbartolo könnte in die Bank von Sizilien zurückgerufen werden, um dort aufzuräumen.

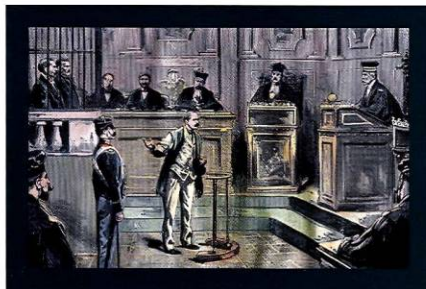
Wenige Wochen später wird seine zerfetzte Leiche auf einer Eisenbahnbrücke nahe Trabia gefunden.

Fast sieben Jahre lang gelingt es einer Allianz aus Finanzmagnaten, gekauften Ermittlern, Politikern und organisierten Kriminellen, den Fall zu verschleppen. Ein Premierminister in Rom erteilt Notarbartolos Sohn Leopoldo sogar den freundschaftlichen Ratsschlag, er solle doch einfach selbst einen Killer anheuern und Palizzolo töten lassen.

Dann wird der Druck der Öffentlichkeit zu groß, wirken zudem die engen Beziehungen der Familie Notarbartolo zur konservativen Elite des Landes.

Am 11. November 1899 kommt es vor dem Schwurgericht in Mailand zum Prozess – der freilich eine Farce ist, um die Affäre endlich zu beenden: Denn angeklagt sind allein der Schaffner und der Bremser des Zuges.

Doch fünf Tage später sagt Leopoldo Notarbartolo aus, und anschließend bestätigt ein Zeuge nach dem anderen den Skandal. Schließlich hebt das Parlament die Immunität des mutmaßlichen Auftraggebers Palizzolo auf. Der Abgeordnete wird verhaftet, der Prozess für eine Ermittlungspause ausgesetzt.



Im Käfig der Angeklagten stehen nur zwei Helfershelfer, als 1899 in Mailand der Prozess um den Mord an Emanuele Notarbartolo beginnt. Die wahren Mörder des Politikers werden erst später angeklagt – und 1904 freigesprochen

Im September 1901 wird das Verfahren wieder aufgenommen, diesmal in Bologna. In dem weiten, holzvertäfelten Gerichtssaal des Palazzo Baciocchi steht ein Käfig, hinter dessen Gittern die Angeklagten warten. Als einer der ersten wird Palizzolo herausgeführt. Makellos gekleidet, wirkt er nun ausgezehrt und grau.

Zwei Tage lang sagt Don Raffaele aus. Leise, ja murmelnd, wenn es um seine eigenen Verdienste und die Treue seiner Wähler geht. Dann wieder schluchzt er verzweifelt auf oder brüllt vor Trotz.

Palizzolo redet und redet: über das Unrecht, die Barbarei, die Erniedrigung und Intrige, durch die er grundlos vernichtet werden sollte! Irgendwann beginnt seine Nase zu bluten. Und das Bluten hört auch nicht auf, nachdem er völlig erschöpft geendet hat.

Fast elf Monate dauern die Verhandlungen. Das Beweismaterial füllt 50

Ordner, 503 Zeugen werden gehört; das Protokoll verzeichnet 54 Tumulte, sechsmal muss der Saal geräumt werden. Immer wieder drohen die Anwälte einander an, handgreiflich zu werden.

Am letzten Tag, dem 30. Juli 1902, geht das Gerücht um, die Mafia plane einen Anschlag. Infanterie sichert den Palazzo Baciocchi, Carabinieri bilden mit aufgefanztem Bajonett einen Korridor um die Anklagebank.

Über Bologna liegt große Hitze, und am Abend heizen die Gaslampen die Luft in dem überfüllten Saal noch weiter auf. Gegen 21.45 Uhr ziehen die Geschworenen sich zurück. Angespannt erwartet eine große Menschenmenge auf der allmählich abkühlenden Straße ihr Urteil.

Nach gut anderthalb Stunden kommen die Geschworenen zurück. Ihr Spruch ist eine Sensation: schuldig.

Im Saal und auf der Straße bricht Jubel aus. Notarbartolo und seine Anwälte, die zurück in ihr Hotel wollen, finden kaum einen Weg durch die begeisterte Menge. Die Ermordung des unbirrbar rechtschaffenen Aristokra-

ten ist auf die Mafia zurückgefallen. Ein Fluch scheint besiegt.

Ganz anders sind die Reaktionen in Palermo. Dort warten die Menschen vor dem Telegraphenamt. Und zerstreuen sich wortlos, als die Nachricht eintrifft.

Palizzolo ist einer der Ihren – den die anderen Italiener hoch im Norden zerstört haben. So jedenfalls lautet die Version von „Pro Sicilia“, einem Unterstützerverein, den Palizzolos mächtige Freunde um den Volkskundler Giuseppe Pitre arrangiert haben.

Die Mafia verschanzt sich hinter der Mä von einer besonderen, unverständlichen sizilianischen Mentalität. Und macht juristisch mobil.

Ein halbes Jahr hat das Urteil Bestand. Dann erklärt es der Kassationshof in Rom aus formalen Gründen für nichtig. Am 23. Juli 1904 wird Don Raffaele Palizzolo endgültig freigesprochen.

Aus „Mangel an Beweisen“.



Mathias Mesenhöller, 41, Historiker und Journalist in Berlin, war beeindruckt, wie lange es der Mafia gelungen ist, ihre Existenz zu vernebeln.

Literaturempfehlung: John Dickie, „Cosa Nostra. Die Geschichte der Mafia“; Fischer: ein Standardwerk, plastisch und gut analysierend. Wohlwendend deutlich.



Sprachen lernen? Betrachten Sie es als ein Kinderspiel.

Erinnern Sie sich daran, wie Sie als Kind Ihre Muttersprache erlernt haben. Die Welt war Ihr Klassenzimmer, aber es gab keine Schulstunden. Sie haben auf eine spielerische Weise aktiv am Lernprozess teilgenommen. Es war ein Kinderspiel.

Das ist das Geheimnis von Rosetta Stone. Wir fördern Ihre natürliche Fähigkeit, eine Sprache zu erlernen. Unsere **Dynamic Immersion™** Methode hilft Ihnen von Anfang an in der neuen Sprache zu denken, nämlich ganz ohne Übersetzungen und lästiges Auswendiglernen von Vokabeln. Sie haben Spaß und finden es leicht, Ihre Sprachlernziele zu verwirklichen.



In 31
Sprachen
erhältlich

**10% Rabatt
+ Gratis Lieferung**

Aktionscode „**geoe411**“

Informieren Sie sich jetzt

0800 030 30 602

RosettaStone.de/geoe411

RosettaStone



Der Stil der Gangster bestimmt die Mode der *Roaring Twenties*: Jedermann will so elegant und mächtig wirken wie Al Capone, der hier im

KARRIERE EINES GANGSTERS



Al Capone ist um 1930 der mächtigste Kriminelle Chicagos: Er herrscht über ein Imperium, das mit Alkoholschmuggel, Glücksspiel und Prostitution Millionen verdient, kommandiert eine Armee von Hunderten Schlägern und Killern, hält Hof im feinsten Hotel der Stadt. Doch gleichzeitig wird er zum Risiko für die anderen Bosse des Organisierten Verbrechens

VON JÖRG-UWE ALBIG

Stirbt so ein Mythos? Umnachtet, paranoid und lächerlich? Tag für Tag sitzt er jetzt, fetter und kahler denn je, in Pyjama und Hausmantel auf seinem Bootsteg in Florida. Zerstreut spielt er Rommé mit alten Freunden, die ihn aus Mitleid gewinnen lassen. Er sieht sich von imaginären Mördern verfolgt, gerät schon in Panik, wenn ein Auto um die Ecke biegt. Seine Sprache ist wirr. Mitten im Reden fällt er ins Summen, Singen oder Pfeifen.

Gut ein Jahrzehnt lang war Alphonse „Al“ Capone ein Held seiner Zeit. Wie ein Filmstar hat er an diesem Image gearbeitet, hat sich in der Gesellschaft bewegt wie auf einer Bühne. Unermüdlich hat er Interviews gegeben und Pressekonferenzen. Journalisten und Literaten haben seine „schöne Kunst des Mordens“ gepriesen und die „exquisite Planung und Ausführung“ seiner Verbrechen – in der gleichen Tonart wie seine vielen Hundert Maßanzüge in Farben von Erbsengrün bis Zitronengelb, seine gepanzerte Limousine, seinen blauweißen Elfkäfer am Mittelfinger.

Hochglanzfotos haben ihn angelodet auf dem Deck seiner Yacht gezeigt und seinen Palast in Florida. Auf dem Gipfel seiner Macht, zwischen 1927 und 1931, sind sieben Bücher über sein Wirken erschienen. Und noch zu Lebzeiten hat ihn Hollywood in Filmen wie „Scarface“ unsterblich gemacht.

Nur ein Mythos kann die Verehrung erklären, die ein Mann genießt, der zwischen 20 und 60 Menschen umgebracht und mindestens 400 weitere zur Auslöschung bestimmt hat. Der sein betrunkenes Mütchen an Schaffnern und Taxifahrern kühlt und eine Beleidigung mit sechs Kopfschüssen bestraft – aber beim Arzt die Blutabnahme verweigert.

Ganz egal: Über Jahre drehen sich die Bürger von Chicago auf der Straße nach seiner Limousine um, vergessen die Show, wenn er den Theatersaal oder ein Stadion betritt, applaudieren mit Jubelstürmen, wenn er beim Boxkampf oder

1920 tritt in den USA ein Verfassungszusatz in Kraft, der Herstellung, Transport und Verkauf von Alkohol verbietet. Die Prohibition wirkt wie ein Konjunkturprogramm für das Organisierte Verbrechen: Mit illegalem Schnaps (hier eine beschlagnahmte Brennerei in Chicago) verdienen die Gangs Millionen



auf der Rennbahn erscheint und gönnerhaft Wetttipps verteilt. Sie reißen sich um seinen Handschlag, um Einladungen zu seinen Partys. Touristenbusse pilgern seine Residenzen ab, zehntausendköpfige Pfadfinderchöre rufen ihm entgegen: „Good old Al! Good old Al!“

Dass es sich bei dem Phänomen um einen Mythos handelt, ist offenkundig. „Unter den äußerst wenigen mythologischen Figuren des 20. Jahrhunderts nimmt der Gangster einen hervorragenden Platz ein“, wird der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger mehr als 30 Jahre später befinden. Eine von Capones Biografien trägt die Definition gleich im Titel der deutschsprachigen Ausgabe: „Ein amerikanischer Mythos“. Auch der Boss selbst soll einmal, in einem seltenen Moment der Selbsterkenntnis, gesagt haben: „Ich bin ein Gespenst, geboren aus der Fantasie von Millionen.“

Doch was macht diesen Mythos aus? Woher sein Erfolg, seine Unverwundlichkeit, seine verbindende Kraft?

Mythen, erklärt die Religionswissenschaftlerin Karen Armstrong, haben fünf Eigenschaften: Sie erwachsen fast immer aus der Erfahrung des Todes und der Angst vor Auslöschung. Sie sind meist untrennbar mit Ritualen verbunden, außerhalb derer sie nicht zu begreifen sind. Die stärksten handeln von Extremen, die über unsere Erfahrung hinausgehen. Sie spielen in einer Welt, die neben unserer Welt existiert. Und sie sagen uns, wie wir uns verhalten sollen.

Tatsächlich ist die Saga vom Gangster Capone ein moderner Mythos – ein Mythos der Großstadt, der Automobile, der effektiven Organisation. Doch zugleich ähnelt sie einem Mythos, der weder amerikanisch ist noch ins 20. Jahrhundert gehört; einem uralten Mythos, der über Jahrtausende zurückreicht.

Dem Kult des Gottes Dionysos.

DIONYSOS, DER GOTT des Weins, der Täuschung und der Ekstase – ein *lyaios*, ein „Erlöser“. Doch auch ein lachender Killer, der die Gegner seines Kults von seiner rasenden Entourage zerfetzen lässt. Ein „lärmender, schwärmender Gott“, der Vernunft und Gesetz der Zivilisation über den Haufen wirft – „wohl furchtbar, aber gnädig auch den Sterblichen“, wie der griechische Tragiker Euripides schreibt.

Und erinnern nicht schon Capones massige Züge an den Beinamen des Dionysos, der Tauroprosopos lautet, der „Stiergesichtige“? Er ist ein Gewaltiger, 230 Pfund schwer, mit kurzem Hals, Stiernacken und marmorharten Muskeln unter den Fettmassen.

Auch der Mythos des Al Capone erfüllt ein kollektives Bedürfnis. Auch die Amerikaner nach dem Ersten Weltkrieg erleben ja ihr Land als immer strenger rationalisiertes Terrain, geprägt von Urbanisierung und Modernisierung, die immer weniger Raum zur Entfaltung zu lassen scheinen. Und in diesem historischen Moment hilft der Mythos des



Mit der Prohibition steigen die Preise für die nun verbotenen alkoholischen Getränke rapide an. Die Drinks in den *speakeasies*, den Flüsterkneipen, von denen es um 1925 allein in New York Tausende geben soll, können sich nur die wohlhabenden Angehörigen der Mittelschicht leisten – die dafür aber mehr trinken als jemals zuvor



Nur selten greifen die Behörden so konsequent gegen illegale Schnapsbrennereien durch wie hier 1921 in New York. Zahllose Polizisten, Richter und Politiker werden von den Gangstern bestochen und schützen das kriminelle Geschäft mit dem Alkohol

Gangsters, so vermutet es der Historiker David E. Ruth, „den Amerikanern, mit dieser sich wandelnden gesellschaftlichen Welt fertigzuwerden“.

Ein Mythos ist kein Ausnahmefall, sondern ein Prototyp. Und es ist kein Zufall, dass der Mythos des Gangsters gerade zu einem Zeitpunkt aufblüht, als die Konsumgesellschaft ihre ersten

Triumphe feiert; als Zeitschriften und Werbung die Idee, man könne gelungenes Leben kaufen, verstärkt in die Köpfe hämmern: Die Werbebudgets der US-Firmen wachsen binnen 15 Jahren von 682 auf fast 3000 Millionen Dollar, und Zeitschriften drucken sechsmal so viele Anzeigen wie zehn Jahre zuvor.

Sehnsüchte nehmen immer erkennbarer die Form von Autos an, von Häusern, Diamanten und Anzügen – und Hollywood produziert die Bilder dazu: Von 1922 bis 1930 steigt die Zahl der verkauften Kinokarten von 40 Millionen auf 100 Millionen pro Woche. Im Geiste des Dionysos, der ja auch der Gott der Täuschung ist, werden Männer wie Capone im Spiegel der Medien zum Inbegriff von Eleganz, von Souveränität, von Überlegenheit über das Gesetz.

Wie niemand sonst verkörpern die Gangster die Aufstiegsfantasien des *American dream* – und die Brutalität und Rücksichtslosigkeit, die nötig sind, sie wahr werden zu lassen. Schon ihr Stil macht Mode: die perlgrauen Filzhüte mit schwarzem Hutband, die Nadelstreifen-Zweireiher mit Weste und weißem Einstecktuch, die Halbgamaschen und die gestreiften Krawatten mit den Diamantnadeln – an denen man sie so unfehlbar erkennt wie den Gott Dionysos am rebenumrankten Thyrsos-Stab.

Wie der Flöte spielende Gott bringen sie dem Bürger neue, wilde Musik, importieren den Jazz aus den Bordellen von New Orleans in die großen Städte des Nordens: Auch Capone lässt in seinem „Cotton Club“ gern Stars wie Louis Armstrong, Duke Ellington, Lionel Hampton und Nat King Cole auftreten.

Doch vor allem bringen sie, wie einst der lärmende Dionysos, den Alkohol.

DENN DER IST mit einem Schlag knapp geworden im Land der Freien – und so selbst zum Inbegriff der Freiheit geworden. Seit dem 17. Januar 1920 ist ein Verfassungszusatz in Kraft, der „Herstellung, Verkauf und Transport von berausenden Getränken“ im ganzen Land verbietet.

Zwar bricht der Alkoholkonsum zunächst ein, doch das „noble Experiment“, wie es der spätere Präsident Herbert C. Hoover 1928 bezeichnet, ist zum Schei-

tern verurteilt: Denn sein Resultat ist nicht die Ächtung von Schnaps – sondern dessen Heiligsprechung.

War Alkohol vor der Prohibition meist entweder Trost der Armen oder erlesener Genuss auf den Festen der *happy few*, erobert er jetzt den Mittelstand – der bislang zum Familienfest lieber Limonade trank. Plötzlich, bilanziert nach einem Jahr Alkoholverbot das Trend-Magazin „Vanity Fair“, sind Partys so „zahlreich“ und „reichlich bewässert“ wie „nie zuvor“. Wer seinem Besuch keinen Drink anbietet, wird seinen Ruf als schlechter Gastgeber nicht mehr los – und den guten Gast erkennt man, so das Blatt, an den „unförmigen Schwellungen“ seines Mantels, „die von verborgenen Gefäßen zeugen“.

Ohne Flachmann am Gürtel oder am Strumpfbund gehen weder Herr noch Dame aus dem Haus. Jede Zufallsbegegnung auf der Straße lässt sich als Vorwand für einen Zug durch die Flüsterkneipen nutzen, die *speakeasies*, die sich als Blumengeschäfte oder Eisdieleen tarnen, als Drogerien oder Lebensmittelläden, als Apotheken oder Tankstellen.

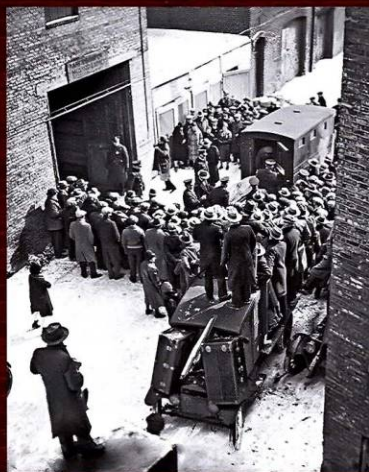
Allein in Chicago gibt es Tausende von ihnen; gut verborgene Höhlen, die ihre Gäste erst nach Prüfung durch Spion oder Einwegspiegel einlassen. Es sind meist kahle, fensterlose Hinterzimmer, der einzige Schmuck die Flaschenbatterie an der Wand – und die Frauen, die nun erstmals auch in die Schankstätten drängen: die *flappers* mit ihren Bubiköpfen, bloßen Schultern, kurzen Röcken und einer Moral, die so frei flattert wie das Riemchen ihrer Stöckelschuhe.

Und auch wenn die Drinks erbärmlich sind, der Service armselig und die Preise ungeheuerlich: Trinken ist Kult. Der Eintritt in die Kneipe, die nur Insidern offensteht, wird zum Initiationsritus, und wer Zugang zum Spirit hat, erhöht sein Prestige – und „bekommt die schönsten Mädchen“, wie es in einem Schlager heißt.

Wie bei den Gelagen des Dionysos wird das Trinken zur kollektiven Grenzüberschreitung. Statt Bier bevorzugt

man jetzt harte Spirituosen, die in den beengten Schankräumen weniger Lagerraum einnehmen – und auf wirksamere Art betrunken machen: Nicht der Genuss zählt ja, sondern der Vollrausch in kürzester Zeit. In ihm gipfelt das gefährliche, das schnelle Leben, das die neue Mode verlangt – „die besinnungslose Selbstaufgabe des Körpers“, wie es

Im Kampf um das lukrative Geschäft mit dem Alkohol kommt es in Chicago zu einem Gangsterkrieg. Der Konflikt kulminiert am Valentinstag 1929, als Killer, höchstwahrscheinlich von Al Capone beauftragt, sechs Mitglieder einer feindlichen Gang sowie einen Unbeteiligten ermorden



Das »Massaker vom Valentinstag«, dessen Opfer hier abtransportiert werden, ändert die Meinung der Chicagoer über Al Capone: Waren die Bürger lange von dem Gangster fasziniert, fordern sie spätestens jetzt ein hartes Vorgehen gegen seine Verbrecherbande



Mit Gewehren und Maschinenpistolen feuern die Killer – hier von der Polizei nachgestellt – am Valentinstag 1929 auf ihre Opfer, die mit erhobenen Händen an der Wand einer Garage stehen

DER KRIEG DER GANGS FORDERT HUNDERTE OPFER

der Historiker Thomas Welskopp in einer Kulturgeschichte der Prohibition formuliert, „sei es im Krieg, sei es im Rausch jenseits der Selbstkontrolle“.

Und so schlucken amüsierfreudige Amerikaner, was sie kriegen können. Sie trinken gestreckte, gepanschte, aus Industriealkohol notdürftig trinkbar gemachte Destillate. Sie trinken Bier,

das Äther oder wilde Hefekulturen enthält – zum Fünf- bis Siebenfachen des Vorkriegspreises, doch mit dem Vielfachen an Kopfschmerzpotenzial.

Sie trinken statt Whiskey einen mit verkohlten Holzschichten und giftigem Fuselöl aromatisierten Spirit, der sich „Moonshine“ nennt, und mit Luft vollgepumpt und mit Rohalkohol versetzten Traubensaft als Champagner.

Sie trinken „Jamaica Ginger“ – gestoßenen Ingwer in 90-prozentigem Arzneialkohol, der Blasen auf den Lippen und Gewalträusche erzeugt. Und sie trinken sich die Furcht vor dem giftigen Methanol aus dem Kopf, das beim hastigen Brennen entsteht – oder immunisieren sich gegen diesen fatalen Holzgeist durch umso härteres Trinken.

So unterwirft sich Amerika dem Gott Dionysos und dessen lärmender Zunft. Mit einem Schlag sind nicht mehr nur ein paar Schurken kriminell, sondern Millionen Amerikaner.

Angestellte verwandeln sich in Schmuggler und Schwarzbrenner, Krämer tuscheln über illegale Lieferanten, Destilliergeräte und ideale Hefemengen. Der Hobbykeller wird zur Hexenküche, das *American home* zur Schnapsfabrik; ganze Stadtviertel brennen in Heimarbeit Rohalkohol, etwa aus Zuckermais.

Hobby-Brauer hamstern Do-it-yourself-Zutaten wie Bierwürze oder Bierpulver aus Malz, Hopfen und Trockenhefe; Winzereien bieten Traubenkonzentrate wie Weingel oder Weinziegel an

– mit der scheinheiligen Mahnung, sie keinesfalls Gärprozessen auszusetzen.

Brauereibesitzer, zur Produktion von nullprozentigem *near beer* verdammt, zweigen das Vollbier vor dem Alkoholentzug auf den illegalen Markt ab oder setzen die Prozente anschließend wieder zu. Mehr als 15 000 Ärzte und 57 000 Drogisten beantragen bis Juli 1920 Alkohollizenzen „für medizinische Zwecke“. Und gleich im ersten Jahr der Prohibition nimmt der Verbrauch an Messwein um über drei Millionen Liter zu.

Ebenso entschlossen treten kriminelle Profis auf den Plan. Noch ehe das Gesetz in Kraft tritt, plündern Gangster einen Whiskeytransporter, rauben andere ein Schnapslager leer, stehlen Dritte medizinischen Alkohol im Wert von 100 000 Dollar aus Güterwaggons. Bald schleusen Banden den Stoff aus dem Ausland ein, schaffen ihn in Kuttern und sogar einem deutschen U-Boot aus dem letzten Krieg übers Meer, schmuggeln 80 Prozent der kanadischen Whiskeyproduktion über die Grenze.

Und wohl nur das Organisierte Verbrechen kann das illegale Treiben vor dem Zugriff des Gesetzes und der Konkurrenz zugleich schützen: Nur Syndikate oder sehr mächtige Schwarzbrenner können jene 350 000 Dollar aufbringen, die etwa das Wohlwollen des Justizministers Harry Daugherty im Jahr kostet, oder das Schmiergeld für 400 Polizisten, die ihre Schnaps-Konvois begleiten.

Gleichzeitig steht ein Volk von Komplizen solidarisch auf der Seite der Durstlöcher – die mit ihrer Bedarfsdeckung astronomische Gewinnmargen erzielen. Und so wächst die Alkoholindustrie allmählich zum drittgrößten Wirtschaftszweig der USA heran.

NIRGENDWO BLÜHT sie so schillernd wie in Chicago. „60 Prozent meiner Leute stecken im Alkoholgeschäft“, räumt der Polizeichef der Stadt ein. Eine Million Dollar landen monatlich, wie ein Gangsterboss berichtet, in den Taschen von Chicagoer Beamten, Politikern und Bundesagenten, um den Strom der kostbaren Droge am Fließen zu halten.

Chicago, über Jahrzehnte zweitgrößte Stadt der USA, auf dem Sumpfpland am

Südwestufer des Michigansees erbaut und nach seiner Gründung 1837 das Tor zum Wilden Westen, ist das Laster gewöhnt. In dieser Stadt ist der Begriff der kriminellen „Unterwelt“ überhaupt erst erfinden worden – in jenem Labyrinth aus Tunneln, Kellern und unterirdischen Straßen, das im 19. Jahrhundert zum Refugium für Saloons, Spielhöhlen und Bordelle, für Taschendiebe, Auftragskiller und Räuber wurde. Dessen Herrscher war es auch, ein Brite namens Roger Plant, der die Idee hatte, die Polizei der Stadt für ihre Kooperation zu bezahlen.

Die gute Zusammenarbeit von Politik und Verbrechen hat in Amerika Tradition. Schon vor dem Unabhängigkeitskrieg des 18. Jahrhunderts operierten in den Hafenstädten hoch organisierte kriminelle Unternehmen mit solider Kapitaldecke, die mittels Protektion und Bestechung ihre Ziele verfolgten.

Selbst John Hancock, einer der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung, betrieb nebenbei ein ausgedehntes Schmuggelsyndikat. Während des Bürgerkriegs schlossen sich Eisenbahnmanager, Kongressabgeordnete und Mitglieder von Abraham Lincolns Kabinett zu einer Vereinigung zusammen, die mit Bestechung, gefälschten Verträgen und Quittungen die Steuerzahler um etwa 23 Millionen Dollar betrog.

Im Lauf des 19. Jahrhunderts wuchs in Amerikas Städten eine enge Symbiose aus krimineller und administrativer Macht – die *political machine*. Ihre zentralen Figuren waren die City-Bosse, die über Unterwelt, Politik und Polizei herrschten, öffentliche Jobs und soziale Wohltaten verteilten, Genehmigungen und Steuerermäßigungen, Richter- und Sheriffposten – im Austausch gegen Schmiergelder und politische Unterstützung bei der nächsten Wahl. Diese Bosse wussten Energie und Talent der Gänge zu nutzen.

Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten irische Hungerflüchtlinge in New York schlagkräftige Banden gebildet, die Namen trugen wie „Die toten Kaninchen“, „Die Potthäselchen“ oder „Die waschechten Amerikaner“. Ihre Territorialkriege, ausgefochten mit Musketen, Messern, Knüppeln oder den bloßen Zähnen, zogen sich in

Zum Schutz gegen andere Gangs lässt sich Capone einen gepanzerten Cadillac anfertigen: Die Limousine ist mit Stahlplatten geschützt, hat schuss-sichere Fenster und eine versenkbare Heckscheibe



den barrikadierten Straßen bisweilen über Tage hin. Auch Gangs osteuropäischer Juden und italienischer Immigranten traten später auf den Plan.

Sie alle boten den Political Machines ein perfektes Werkzeug, das Stimmopozenzial ihrer Volksgruppen zu sammeln – und zugleich mit Gewalt gegnerische Wähler umzustimmen oder von der Stimmabgabe abzuhalten, Mitbewerber einzuschüchtern und zu erpressen.

Für die erste allgemeine Bürgermeisterwahl in New York 1834 rekrutierten Demokraten wie Republikaner Armeen junger Schläger, die den Wahlkampf so engagiert führten, dass am dritten Tag der Wahl die staatliche Miliz das Blutvergießen beenden und die Ordnung wiederherstellen musste. Und die „Tammany Hall“, die Political Machine der New Yorker Demokraten, nutzte die Muskelkraft ihrer kriminellen Wahlhelfer so gründlich, dass sie bis ins 20. Jahrhundert hinein am Ruder blieb.

Auch Al Capone, dessen Vater 1893 die Slums von Neapel verlassen hatte, geht durch die Schule der New Yorker Gangs – einer der wenigen Bildungswege, die einem Kind italienischer Eltern offenstehen. Denn während deutsche oder irische Immigranten es inzwischen vergleichsweise leicht haben, in der neuen Gesellschaft Fuß zu fassen, gelten die Italiener als mindere

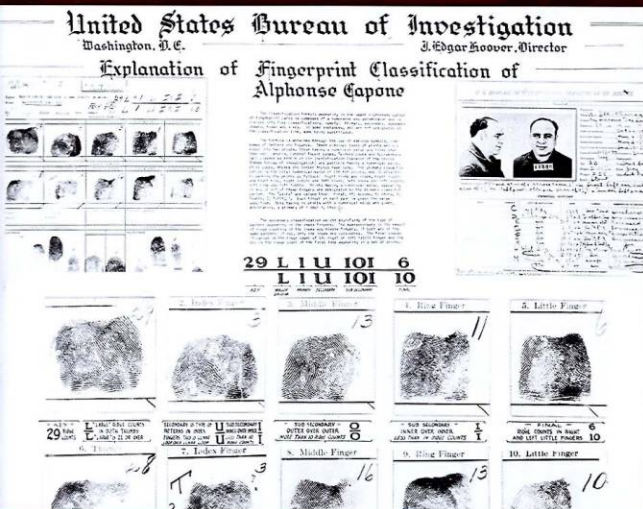
Rasse. Seit ihrer Ankunft gegen Ende des 19. Jahrhunderts werden sie regelmäßig Opfer von Lynchmorden und rassistischen Verfolgungen. Vorurteile und eine Analphabetenrate von fast 60 Prozent zwingen sie in schlecht bezahlte Jobs: Müllverwerter, Lumpensammler, Maurer, Erdarbeiter – oder Barbier, wie Capones Vater. Und es ist fast ein Wunder, dass, gemessen am Bevölkerungsanteil, nur vergleichsweise wenige Italiener straffällig werden.

Dennoch gelten Italiener den *White Anglo-Saxon Protestants* als geborene Kriminelle, schlimmer noch: als „Mafiosi“. Denn wo immer ein Italiener an einem Verbrechen beteiligt ist, vermutet die öffentliche Meinung die „Mafia“ am Werk. Tatsächlich sind in den Italienervierteln brutale Banden aktiv, die – meist durch Erpressung – ihre Landsleute terrorisieren. Doch von einer mächtigen, zentralen Geheimorganisation kann noch keine Rede sein. Immerhin steigert der blutige Nimbus, den die Mafia in deren Mutterland genießt, die Überzeugungskraft der Verbrecher aus dem Mezzogiorno ins Unwiderstehliche.

Denn die Karriere des Gangsters ist nicht nur Weg aus dem Elend – sie kann ein Weg zu einem Ruf sein, der den eines Arztes oder Rechtsanwalts in den Schatten stellt. Sie ist zwar asozial, doch zugleich ein Mittel zu sozialer Integration: in die Gesellschaft der Reichen. Sie ist nicht nur Notwehr, sondern eine dionysische Verlockung; das Versprechen eines



Eliot Ness soll im Auftrag der Prohibitionsbehörde Al Capones Alkohol-Imperium zerschlagen. Die Einsatztruppe des jungen Agenten, genannt die „Untouchables“, weil die Männer allen Bestechungsversuchen widerstehen, bringt dem Syndikat zwar Verluste bei – doch vernichten können sie den Gangster nicht



Obwohl Al Capone Hunderte von Menschen töten lässt, wird er nie wegen Mordes belangt; denn die Polizei findet keine Beweise. Zum ersten Mal ins Gefängnis muss er 1929 – wegen illegalen Waffenbesitzes. Die Behörden archivieren seine Fingerabdrücke

ungehemmten Hedonismus, der ja nur die Kehrseite des amerikanischen Puritanismus ist: Vergnügen um jeden Preis.

So gilt es nicht als großes Unglück, dass der reizbare Alphonse Capone, geboren im letzten Jahr des alten Jahrhunderts, mit 14 vorzeitig die Schule verlässt, nachdem er eine Lehrerin geschlagen hat. Er beginnt eine Bandenkarriere,

die ihm Jobs als Rausschmeißer und Barkeeper einbringt, die drei Messerschmisse an der linken Wange, denen er den Spitznamen „Narbengesicht“ verdanken wird, und mit 19 seinen ersten Mord. Als er einen irischen Kollegen erschlägt, dessen Boss ihm Rache schwört, flieht er nach Chicago, um dort im Imperium seines alten Freundes, des Unterweltkönigs John Torrio, zu dienen.

Auch Torrio, genannt „der Fuchs“, ist einst aus New York gekommen. Er trat an, um „Big Jim“ Colosimo, Herrscher über Hunderte Spielhöhlen, Bordelle und Saloons, gegen die Bedrohung durch Schutzgelderpresser zu verteidigen.

Schnell wurde er zu Colosimos rechter Hand und schließlich wohl zu dessen Richter. Denn der altmodische Jim war nicht geneigt, Torrios Expansionspläne ins Alkohol-Business mitzumachen. Und so war es höchstwahrscheinlich der „Fuchs“, der den Befehl zu Big Jims Eliminierung gab – am 11. Mai 1920, in Colosimos eigenem Restaurant.

CAPONES AUFSTIEG BEGINNT, wie es sich für einen amerikanischen Traum gehört, ganz unten. Für 15 Dollar die Woche hält er Torrios Prostituierte an der Kandare, arbeitet als Schlepper für das „Four Deuces“ – ein vierstöckiger Ziegelbau, in dem sich neben einem Büro ein Saloon, Spielsalons und ein Bordell befinden. Vermutlich schon im zweiten Jahr macht Torrio ihn zu dessen Leiter und beteiligt seinen neuen Partner an den gesamten Bordell-Einnahmen. Ein unauffälliger Trödelladen im Erdgeschoss des „Four Deuces“ dient als Tarnung von Capones Geschäften.

1923, als Chicagos neuer Bürgermeister William Dever mit der Austrocknung der Alkoholschattenwirtschaft droht, organisiert Capone für Torrio den Umzug ihres Hauptquartiers ins „Hawthorne Inn“ in der Vorstadt Cicero, wo ein bequemerer Politiker namens Joseph Klenha regiert.

Capone sorgt dafür, dass es auch so bleibt: Gleich bei der nächsten Wahl lässt er eine 200-köpfige Armee aufmarschieren, die Klenhas Gegenkandidaten zusammenschlägt, Wahlhelfer entführt und malträtiert, Widerspenstige mit Schüssen, Messerstichen und Schlägen

zur richtigen Stimmabgabe anleitet, örtliche Polizisten ins Krankenhaus prügelt und aus Chicago herbeigeeilten Hilfstuppen eine blutige Schlacht liefert.

Klenha gewinnt die Wahl. Und Cicero wird von einer verschlafenen Vorstadt zu einem Sodom mit mehr als 200 Bierlokalen, Nachtclubs, Bordellen und Spielsalons für 50 000 Einwohner

Der Bürgermeister ist nun Untertan des Torrio/Capone-Syndikats, und als Klenhas Dankbarkeit und Entgegenkommen nicht Capones Erwartungen entsprechen, eilt der Gewaltige persönlich ins Rathaus, um den Unbotmäßigen zusammenzuschlagen.

Ein anderes Mal überwachen seine Schergen die Ratssitzung und zögern nicht, einen störrischen Delegierten zur Disziplinierung aus dem Saal zu zerren. Der wahre Sitz der Stadtverwaltung Ciceros ist jetzt ohnehin im „Hawthorne Inn“.

Widerstand droht nun weniger von der Staatsmacht als von der Konkurrenz. Die Akteure der neuen Ökonomie überfallen gegenseitig ihre Schnaps-Lkws, heuern Söldner an, die ihre eigenen Konvois gegen Piraten verteidigen. Sie kapern Konkurrenzbetriebe mit Waffengewalt, zwingen Speakeasy-Wirte zu Zwangssteuern und nötigen ihnen ihre eigenen Produkte auf. Weigert sich ein Wirt, erscheinen bald Männer, die ihn zusammenschlagen, das Mobiliar demolieren – oder der Einfachheit halber eine Bombe aus dem fahrenden Auto werfen. Binnen 16 Monaten fliegen so 157 Chicagoer Etablissements in die Luft.

DIE CHRONIK dieser Waffengänge ist zäh, verworren und ermüdend. Sie beginnt mit den „Bierkriegen“, geht nahtlos in die „Glücksspielkriege“ und schließlich den Erbfolgekrieg um die Führung der „Unione Siciliana“ über, die über ein flächendeckendes Netz sizilianischer Heim-Destillieren gebietet.

Die Schlachten entspinnen sich um Territorien und Märkte, um Führungsansprüche und die Rangfolge innerhalb der Gangs. Die Koalitionen sind brüchig und wechselhaft; bisweilen greifen auch Hilfstuppen aus New York oder anderen Städten ein, die mit gebremstem Risiko agieren können: Mord ist noch

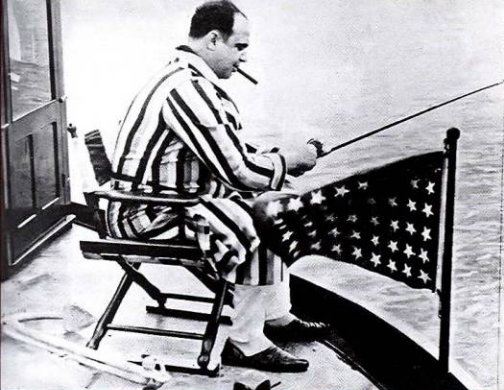
kein Bundesdelikt und wird jenseits der Grenzen des Einzelstaats nicht verfolgt.

Der erste große Widersacher des Duos Capone/Torrio ist Dion O'Banion, der Gang-König von Chicagos North Side. O'Banion ist ein Musikfreund mit schmelzender Gesangsstimme, der in seinem Blumengeschäft mit Hingabe Kränze für die zahlreichen Gangster-

Dieses repräsentative Anwesen mit 14 Zimmern, dem größten Privatschwimmingpool Floridas und einem eigenen Bootsanleger hat sich Capone 1928 auf einer künstlichen Insel vor Miami als Ruhesitz gekauft



Über Jahre bejubeln die Bürger Chicagos jeden öffentlichen Auftritt des berühmten Mobsters – auf der Rennbahn, im Theater oder hier bei einem Baseballspiel, das er 1931 mit seinem Sohn Sonny besucht



In einer Zeit, da Millionen Amerikaner durch die Weltwirtschaftskrise ihre Arbeit verlieren, zelebriert Capone den Lebensstil eines Filmstars. Dieses Foto zeigt ihn 1930 beim Angeln auf seiner Yacht

DER GANGSTER GIBT SICH GERN ALS WOHLTÄTER

Beerdigungen bindet und jeden Abend pünktlich ab fünf mit der Gattin häusliches Glück zelebriert – zugleich aber ein brutaler Killer, der während seiner Laufbahn wohl mehr als 60 Morde begeht und vor lauter Jähzorn nach dem Reitunfall eines Partners sogar dessen Pferd erschießen lässt. Er allein hat die Chuzpe, Capone und Torrio zu betrü-

gen – und besiegelt so im Frühjahr 1924 seinen eigenen Untergang.

Scheinheilig kündigt O'Banion zu nächst an, das Alkoholgeschäft aufgeben zu wollen; er bietet Torrio seine Brauereianteile für eine halbe Million Dollar an. Natürlich ist das eine Falle: Spione haben O'Banion längst über eine bevorstehende Großrazzia informiert. Als Torrio in der Brauerei erscheint, um die Befüllung seiner Transporter zu kontrollieren, stürmen Polizisten das Gelände und verhaften alles, was sich bewegt.

Die Vergeltung folgt sechs Monate später. Am 10. November 1924 erscheinen drei Männer in O'Banions Blumenladen unter dem Vorwand, Kränze für eine Beerdigung abzuholen. Als ihnen der Ire die Hand zur Begrüßung reicht, lässt sein Gegenüber einfach nicht mehr los. Der auf diese Weise kampfunfähige O'Banion wird von sechs Kugeln durchsiebt und vergießt sein Blut über ein Arrangement aus weißen Päonien.

So stirbt Chicagos erster *celebrity gangster* – unter Verwendung jener Technik des *handshake murder*, die das faszinierte Publikum bereitwillig als liturgischen Akt goutiert. Es wittert eine heimliche Ordnung, einen okkulten Kodex, ein Mysterium in dem Treiben der Outlaws – wie die Rituale, die zum Kult des Dionysos gehörten: Auch die blieben ja, wie der Gott bei Euripides orakelt, „für ungeweihte Sterbliche Geheimnis“.

Natürlich ist der *handshake murder* kein Ritterschlag, sondern ein fauler

Trick schussschwacher Gangster. Doch geheime Riten und Mysterien haben schon Dionysos seine Jünger zugeführt – und auch die Presse verkündet jetzt die Morde zu Gladiatorenkämpfen, raunt von Todesküssen, die sizilianische Killer vor der Exekution austauschen, von den obligatorischen Dreitagebärten, welche die Trauergäste zur Beerdigung eines Kollegen tragen, da sie sich in den Tagen davor das Rasieren verbieten. Reporter beschreiben das *drive-by-shooting* oder den *one-way-ride*, mit dem ein Entführer im eigenen Wagen zu seiner Exekution chauffiert wird, wie heilige Bräuche.

Allein die prunkvollen Beerdigungen, in denen die Unterwelt ihre Hochämter zelebriert: Muten sie nicht an wie höfische Zeremonien einer ungreifbaren Monarchie? Die von „Big Jim“ Colosimo etwa, dessen Ermordung John Torrio angeordnet hat: 53 Sargträger treten auf, darunter Ratsherren, Richter, Kongressabgeordnete und Opernstars; zwei Kapellen, dahinter ein 5000-köpfiger Trauerzug. Oder die Beisetzung von Capones Bruder Frank, überstrahlt von einem riesigen Herz aus roten Nelken und einer monströsen Lyra aus Lilien und Orchideen.

Oder die von Capones Opfer O'Banion, dessen Sarg aus Bronze und massivem Silber im Wert von 10 000 Dollar untermalt von Melodien aus Händels „Saul“ zum Leichenwagen getragen wird. Mehr als zwei Dutzend vollbepackte Blumentransporter, 122 Autos mit den Spitzen der Gesellschaft und ein 10 000-köpfiges Fußvolk begleiten den anderthalb Kilometer langen Trauerzug, der am Friedhof auf weitere 5000 Wartende trifft.

Ein Korb mit Rosen stammt von Capone selbst.

Es gehört zum Wesen des Mythos, dass er die Wirklichkeit ins Erhabene verzerrt. Die üppigen Bankette etwa, die der Sage nach die rituelle Exekution prominenter Opfer einleiten, sind in Wahrheit nichts als ein ehrfürchtiges Gerücht. Auch der Baseballschläger, mit dem Al Capone nach einem Festmahl in einem Rasthaus in Indiana eigenhändig drei Verrätern die Schädel zertrümmert

haben soll, ist wohl ein Ding der Legende. Und selbst die Souveränität, welche die Fama den Killern zuschreibt, ist eine Ausgabung der Fan-Fantasie: Meist sind die Täter schlecht ausgebildet, nervös und feige und ziehen den Distanzschuss und den Hinterhalt dem Nahkampf vor.

Das Leben der Gangster ist nicht Epos, sondern Business. Sie folgen dem Prinzip der Arbeitsteilung: beschäftigten Schatzmeister, Spezialisten und Techniker, dazu Handlanger wie Leibwächter, Musklänner und Scharfschützen.

Immer neue Waffen, immer schnellere Autos erhöhen die Schlagkraft. Der Revolver ersetzt das Eisenrohr, die abgeseigte Schrotflinte das Schnappmesser, die Handgranate den Schlagring.

Gangster sind es, die zuerst die neu entwickelten Thompson-Maschinenpistolen einsetzen, welche die Polizei als zu teuer und unpräzise verwirft, die aber im Unterschied zu Pistolen und Revolvern frei erhältlich sind. Und für den optimalen Einsatz der neuen Waffe entwickeln Capones Männer die Strategie, Wohnungen auszukundschaften, anzumieten und als Hochstände zur Menschenjagd auszubauen.

Mit dieser Aufrüstung geht der Krieg in seine heiße Phase. Bis Oktober 1926 sterben 215 Gangster durch Kollegen – 160 weitere bei sporadischen Scharmützeln mit der Polizei.

Im Januar 1925 wird auch Torrio schwer in Brust, Bauch und Arm getroffen, bald darauf kündigt er an, sich ins heimatische Brooklyn zurückzuziehen – und ernennt Capone zum Erben des Syndikats.

„Al!“, sagt er, „es gehört alles dir.“

UND SO IST CAPONE mit 26 Jahren Herr über ein Imperium, das mit Alkohol, Glücksspiel, Prostitution und Erpressung 105 Millionen Dollar im Jahr erwirtschaftet. Neben Brauereien und Brennereien, Bordellen, Speakeasies, Nachtclubs und Spielsalons befehligt er bald Rennbahnen und Wettbüros, Lagerhäuser, Boats- und Lastwagenflotten, Gewerkschaften, Geschäfte- und Industrieverbände sowie eine Armee von mehr als 700 Schlägern, Killern und Bombenwerfern.

Spätestens 1925 gibt es keinen Zweifel mehr: Der Versuch von Bürgermeister William Dever, Chicago trocken zu legen, ist gescheitert. Capone wagt sich zurück in die Großstadt, mietet für 1500 Dollar am Tag zwei Stockwerke mit 50 Räumen im „Metropole Hotel“, mitsamt eigenem Fahrstuhl, Bar und Weinkeller.

Dort geben sich sonntags morgens Chicagos Politiker, Polizeioffiziere und Kneipenwirte die Klinke in die Hand, um Gunstbeweise und Befehle zu empfangen, die Capone verteilt, bewacht von den Porträts der Präsidenten Abraham Lincoln und George Washington.

Später verlegt das Syndikat seine Zentrale ins „Lexington“, wo Capone in seiner Sechszimmer-Suite im dritten Stock mit nahe gelegenen Geheimgängen nach draußen residiert, zwischen Säcken voller Bargeld auf einem Orientteppich, und Besucher vor dem Mittagessen wie ein französischer König im Morgenmantel empfängt oder im königsblauen Seidenpyjama mit Goldpaspeln.

Die Aufgabe eines Gottes ist es schließlich, sich von den Sterblichen zu unterscheiden. Allmählich weicht die neureiche Protzerei seiner Jugend der gediegenen Finesse des Geschäftsmanns. Seinen Spitznamen „Narben Gesicht“, den ihm seine Schmisseeingebracht haben, lehnt er ab und bevorzugt einen anderen: „Snorky“, was so viel wie „elegant“ bedeutet.

Von einer Zeitung, die ihn kritisiert, erwirbt er kurz entschlossen die Aktienmehrheit. Sein Arm reicht in die Parteispitzen und ins Bürgermeisteramt, in jede Behörde und jede Polizeistation: Willig erscheinen die Beamten bei seinen Zahlmeistern, um den Lohn für ihre Fracht-Eskorten, ihre Preisgabe von Razzien oder die Ausstellung von Passierscheinen zu empfangen.

Als Ermittler bei einer Durchsuchung von Capones Geschäftsräumen die Namen von mehr als 200 Kunden finden sowie Aufstellungen seiner Handlanger in Polizei und Prohibitionsbehörde, Bordellbilanzen und Kneipenregister, dazu Transportpläne für Schnaps und Personallisten der viersyndikatseigenen Brauereien, leiten sie das Beweismaterial an den zuständigen Richter wei-

ter – der die Dokumente umgehend an Capone zurückgibt.

30 Millionen Dollar, so rühmt sich der Boss, lasse er sich die Bestechung der Gesetzeshüter jedes Jahr kosten: „Die Polizei“, prahlt er, „gehört mir.“

Und macht ihn nicht allein seine Unsterblichkeit zum höheren Wesen? Er überdauert vier Polizeichefs, zwei Stadtverwaltungen, drei Bezirksanwälte. Er übersteht unzählige Razzien, Gerichtsverfahren und Untersuchungen. Die Konkurrenz setzt ein Kopfgeld in Höhe von 50 000 Dollar auf ihn aus, über ein Dutzend Anschläge werden auf ihn verübt, doch Capone überlebt sie alle.

Einem Koch werden 35 000 Dollar für einen Giftanschlag geboten – doch der verängstigte Mann verrät den Plan.

An der Kreuzung State/55th Street gerät Capones Auto in einen Kugelhagel – doch der Boss sitzt nicht darin. Daraufhin leistet er sich für mindestens 20 000 Dollar einen dreieinhalb Tonnen schweren Cadillac mit Stahlpanzer, kugelsicheren Fenstern und versenkbarer Heckscheibe, um Verfolger beschließen zu können.

Ein Jahr später löchern Maschinenpistolensalven aus elf vorbeifahrenden Autos die Fassade des „Garden of Italy“, in dem Capone gerade speist, mit Hunderten von Kugeln – getroffen wird eine unbeteiligte Passantin. Capone zahlt ihr großmütig den Klinikaufenthalt und kommt für alle materiellen Schäden auf.

Er widmet sich nun verstärkt einem anderen einträglichen Geschäftszweig: dem *racketeering*.

Die Arbeit des Racketeers besteht darin, mit Drohungen und Waffengewalt seine Vormacht über Gewerkschaften, Industrieverbände und Handelsorganisationen zu erzwingen, Preise für Waren und Dienstleistungen festzusetzen und Tribute oder Geldstrafen zu erpressen. Rackets beherrschen unter anderem die Berufsgruppen der Dampfrohreninstallateure und Zahnlaborenten, der Bestattungsunternehmer und der Müllabfuhr, der Fahrstuhlführer und Golfclub-Manager.

Der „Verband der Autoreparaturwerkstätten-Besitzer“ zerschneidet die Reifen der Kunden von Nichtmitgliedern. Der „Verband der Händler für koscheres Fleisch“ wirft Giftflaschen in Läden, die ihre Würste von verbandsfremden Verkäufern beziehen. Impresarios, deren Ticketabreißer nicht in der „Gewerkschaft der Theaterkartenkontrolleure und Platzanweiser“ sind, müssen mit Verletzten bei ihren Veranstaltungen rechnen.

Und 70 Prozent der Rackets, so wird geschätzt, gehören bald Capone.

Dabei ist der Bandenkrieg längst nicht beigelegt. Jeder Mord muss umgehend mit Mord beantwortet werden. Und so ist es ein tragischer, doch im Eifer des Gefechts schwer vermeidbarer Kollateralschaden, dass im April 1926, bei einer Strafaktion gegen irische Invasoren auf das Territorium von Cicero, Capones Leute den falschen Mann umbringen – einen 25-jährigen stellvertretenden Staatsanwalt namens Bill McSwiggin.

Bis dahin hat sich das geneigte Publikum damit beruhigt, dass die Gangs

leeren und seine Mädchen verhaften. Bürger setzen die Trümmer seines größten Bordells in Brand.

Capone reagiert mit Goodwill-Maßnahmen. Er versucht den Volkszorn mit Propaganda zu dämpfen, gibt Pressekonferenzen, lädt Journalisten zu Spaghettien nach Hause ein. Kündigt sogar mit beleidigter Geste an, sich aus dem Alkoholgeschäft zurückziehen zu wollen: „Jeder nennt mich einen Racketeer“, beschwert er sich. „Ich nenne mich einen Geschäftsmann. Wenn ich Alkohol verkaufe, ist das *bootlegging*. Wenn meine Kunden ihn auf einem Silberblett am Lake Shore Drive servieren, ist es Gastfreundschaft.“

Er betört den Vorsitzenden der „Chicago Crime Commission“, einer Organisation örtlicher Geschäftsleute, die für ein Gangster-freies Chicago streitet, mit der Zusage, für eine geordnete Bürgermeisterwahl zu sorgen: „Ich werde den Cops sagen“, kündigt er an, „sie sollen in der Nacht vor der Wahl die Streifenwagen rausschicken und alle Gauner einsperren und sie im Knast lassen, bis die Wahllokale schließen.“

Es wird die sauberste Wahl, die Chicago in 40 Jahren erlebt hat.

Auf einer Friedenskonferenz von Gangstern im „Sherman Hotel“ mahnt er zur Vernunft, proklamiert eine „Generalamnestie“, schlägt eine Schlichtungsstelle für Gangfehden vor. Präsentiert sich schließlich als sorgender Vater: Sein Sohn sei seit drei Jahren krank.

„Ich muss mich um ihn und seine Mutter kümmern“, kommentiert er später seine Rede. „Wenn er nicht wäre, hätte ich gesagt: Zur Hölle mit euch.“ Die Konferenz endet mit stehenden Ovationen, es folgt eine weitere Verabredung mit Schnapsrunden und sentimental Schwelgereien in vergangenen Schlachten.

Doch der Waffenstillstand hält nur zehn Wochen lang. Dann geht der Krieg weiter – mit Präventiv- und Vergeltungsschlägen, mit Hinterhalten und Sturmangriffen. Die Auseinandersetzungen fordern zwischen 1927 und 1931 mehr als 220 weitere Tote – von den Tätern wird nicht ein einziger verurteilt.

Am Valentinstag, dem 14. Februar 1929, kulminieren die Kämpfe in einem



Auf der Höhe seiner Macht scheint Capone unangreifbar. Doch 1931 wird er wegen Steuerhinterziehung zu elf Jahren Gefängnis verurteilt. Die Aufnahme zeigt den Gangster vermutlich, als er nach dem Schuldspruch das Gericht verlässt

ihre blutigen Geschäfte untereinander abmachen. Doch der Fehlschuss bringt die öffentliche Meinung ins Wanken. Erstmals regt sich Unmut gegen Capones Regime.

McSwiggins Chef, Staatsanwalt Robert Crowe, kündigt einen „Krieg bis aufs Messer“ an, lässt Capones Spielalons verwüsten, seine Alkohollager

Blutbad, das an Grausamkeit jenem Gewaltakt in nichts nachsteht, bei dem Dionysos' Jüngerinnen den widerspenstigen König Pentheus in Stücke reißen.

An diesem kalten Wintertag gegen 10.30 Uhr versammeln sich fünf Führungskräfte der „North Side Gang“ in einer Garage der Speditionsfirma „S.M.C. Cartage Company“ an der 2122 North Clark Street. Die gängige Überlieferung geht davon aus, dass sie gekommen sind, eine geraubte Whiskeyladung in Empfang zu nehmen; wahrscheinlicher aber ist, dass es sich bei dem Treffen um eine interne Strategiekonferenz handelt.

Gegen 10.50 Uhr fahren drei Wagen vor; zwei Männer in Polizeiform betreten die Garage durch das Hintertor. Die Gangster glauben vermutlich an eine vorgeschobene Razzia mit dem Ziel, Bestechungsgelder einzutreiben; sie spielen das Spiel mit und lassen sich widerstandslos entwerfen.

Doch die vorgeblichen Polizisten wollen kein Geld. Sie öffnen die Vordertür und lassen Männer mit Gewehren und Maschinenpistolen herein.

Nachbarn hören eine Serie von Knallgeräuschen, die wie Fehlzündungen eines Autos klingen; dann das Heulen eines Hundes. Einer von ihnen wagt sich schließlich in die Garage und findet sechs Tote und einen Sterbenden vor, sorgfältig aufgereiht und exekutiert, daneben, wie wahnsinnig an seiner Kette tobend, einen Schäferhund.

Die Polizei zählt in den Leibern der Toten 70 Schüsse aus Maschinenpistolen, außerdem Gewehrsschüsse in den Köpfen. Auch der Automechaniker, der zur Bande gehört, sowie ein unbeteiligter Optiker, der fatalerweise die Gesellschaft von Gangstern schätzte, sind unter den Opfern.

Es ist die barbarischste Schlächtereierie, die Chicago Gang-Land je gesehen hat.

Capone, höchstwahrscheinlich der Auftragsgeber, hat ein Alibi: Er hält sich in Florida auf, wo er sich einen Ruhesitz auf Palm Island gekauft hat. Doch die Bürger der Stadt gehen trotzdem davon aus, dass er verantwortlich ist. Sie sehen Chicagos Ruf in Gefahr – und verlangen nach härteren Maßnahmen.

Dionysos ist auch der Gott der Tragödie: Und so nimmt das Schicksal für Capone seinen Lauf. Er ist 30 Jahre alt – doch seine Zeit, sein Glück, seine unfassbare Unsterblichkeit scheinen ihrem Ende entgegenzugehen.

Jetzt ist es, als hätten die Götter einen der Ihren verstoßen. Capone ist für das gesamte Organisierte Verbrechen zum Sicherheitsrisiko geworden.

Ein Treffen, das vom 13. bis zum 16. Mai 1929 im Hotel „President“ in Atlantic City stattfindet, versammelt so etwas wie den Olymp des Organisierten Verbrechens der USA: Vermutlich 50 Bosse aus fast allen großen Städten reisen an, darunter allein 30 aus Chicago. Auch Politiker wie der Machine-Boss Tom Pendergast aus Kansas City, ein Unterstützer des späteren Präsidenten Harry Truman, nehmen teil – und Capones einstiger Mentor John Torrio.

Es geht um die Zusammenarbeit der größeren Gangstersyndikate, die in Zukunft ihr Vorgehen besser abstimmen wollen. Die Gangster logieren in noblen Hotels, konferieren paarweise in von Dienern geschobenen Rollstühlen mit Baldachinen, bei vertraulichen Spaziergängen am Strand und auf der Seepromenade – unbehelligt von der Polizei, die ein örtlicher Boss für ihr Stillhalten bezahlt.

Schon bald muss Capone feststellen, dass es eine geheime Tagesordnung gibt – auf der sein Name ganz oben steht. Er hört sie aus den Ermahnungen seines alten Mentors Torrio heraus. Und er spürt sie im neiderfüllten Gemurmel der versammelten Kollegen. Gönnen sie ihm sein 40-Millionen-Vermögen nicht, sein Syndikat, das jede Woche sechs neue Millionen abwirft?

Da verliert, so vermutet ein späterer Chronist, Capone die Nerven. Er schleudert obszöne Beleidigungen in die Runde, versinkt im nächsten Augenblick in düsteres Schweigen. Am Ende der Kon-

ferenz beschließen die Teilnehmer, Capones Syndikat zu zerschlagen.

Der weiß wohl, was das bedeutet: Er ist vogelfrei. Das vereinte Verbrechen des Landes will ihn auslöschen. Schutz bieten kann ihm jetzt nur ein Ort, den er zeitlebens erfolgreich gemieden hat.

Das Gefängnis.

Er trifft seine Vorkehrungen. Bei einem Besuch in Philadelphia lässt er der Polizei die Nachricht stecken, er, der große Capone, halte sich mit einer nicht genehmigten Waffe im Stadtgebiet auf. Schmiergelder in Höhe von 20 000 Dollar sorgen für eine sanfte Festnahme; das Urteil lautet auf ein Jahr Haft.

Seine Zelle im Eastern-Penitentiary-Gefängnis ist mit dicken Teppichen ausgelegt, verfügt über ein Radio und ein Telefon, mit dem Capone auf Staatskosten Ferngespräche führen kann. Das Angebot eines Fernschreibers mit den aktuellen Börsenkursen lehnt er ab: „Nein danke. Ich spiele nie.“

Im März 1930 beschließt er seine Freilassung. Zu der Zeit ist in den USA die Große Depression, die mit dem Börsenkrach vom Oktober 1929 einsetzte, bereits in vollem Gange und lässt die Zahl der Arbeitslosen binnen drei Jahren auf 14,5 Millionen ansteigen.

Wie in der binären Psychose hat die Depression die Manie abgelöst, die das Zeichen des Gottes Dionysos ist und die auch die lärmenden und tanzenden *Roaring Twenties* beseelt hat – und nirgendwo schlägt sie so hart zu wie in Chicago.

Hier erreicht die Arbeitslosigkeit Rekordhöhen, und als die Verschuldung der Stadt im Januar 1930 gut 300 Millionen Dollar erreicht, ist Chicago faktisch bankrott.

Capone füllt jetzt die Rolle des Erlösers, die ihm das Publikum längst zugedacht hat, so maßlos aus, als ahne er bereits die Götterdämmerung. Er spielt den Wohltäter, verteilt Geld an Bedürftige, richtet Suppenküchen ein, die täglich Zehntausende nähren, spendet Puter für Erntedankfeste.

Er umsorgt italienische Familien, schickt Blumen, Karten und Geschenkkörbe an Kranke, Hinterbliebene und junge Eltern, spendet Schulumilch an Slumkinder und Subventionen an Wai-

Literaturempfehlungen: Thomas Welskopp, „Amerikas große Ernüchterung“, Verlag Ferdinand Schöningh; ausführliche Geschichte der Prohibitionzeit, David E. Ruth, „Inventing the Public Enemy“, University of Chicago Press; zeigt, wie Gangster zu Ikonen der amerikanischen Populärkultur wurden.

NICHT EINMAL BESTECHUNG HILFT JETZT NOCH

senhäuser. Das Publikum schluchzt vor Rührung – auch wenn die milden Gaben nur einen Bruchteil jener 150 Millionen Dollar ausmachen, die das Organisierte Verbrechen den Staat Illinois wohl jedes Jahr kostet – und von denen Capone nach wie vor den Löwenanteil einsackt.

Im März 1930 erscheint er auf dem Titel des „Time Magazine“, eine Rose im Knopfloch und ein strahlendes Lächeln im Gesicht. Und die Zeitschrift „Liberty“ druckt ein Interview, in dem er einem verzückten Gesellschaftsreporter erläu-

ter – der *public enemies* – zu erstellen und an Richter, Staatsanwälte und den Polizeichef der Stadt zu schicken.

Capone steht auf Platz eins dieser Liste der Staatsfeinde. Zeitungen veröffentlichten sie, und die Gangsterspitze Chicagos steht im Schlaglicht.

Keine Drohung, kein Bestechungsversuch kann nun die Razzien der „Untouchables“ verhindern, jener Einsatztruppe der Chicagoer Prohibitionsbehörde unter dem jungen Agenten Eliot Ness, die dem Syndikat vermutlich Verluste von einer Million Dollar einbrockt, seine Spritfabriken und Brauereien aushebt und einen Triumphzug aus 45 konfiszierten Bier-Lastzügen vor seinem Hauptquartier im „Lexington“ auffährt – auch wenn es den Untouchables, anders als die Legende will, nicht gelingt, dem Imperium Capones den Todesstoß zu versetzen.

Kein Almosen hält die Steuerfahnder des US-Präsidenten Herbert Hoover noch davon ab, Capones Ausgaben unter die Lupe zu nehmen, den Erwerb seines Anwesens in Florida zu prüfen, Undercover-Agenten in sein Hauptquartier im „Lexington Hotel“ zu schleusen und schließlich seinen Buchhalter in Miami ausfindig zu machen.

Und kein Maulkorb lässt die Gerüchte verstummen, dass es Capones eigene Leute sind, die den Ermittlern die entscheidenden Tipps geben.

DER PROZESS BEGINNT im Oktober 1931. Die Geschworenen, die Capone großzügig bestochen hat, werden noch vor dem ersten Verhandlungstag ausgetauscht. Auch wenn die Gesamthöhe seiner Gewinne zweifellos um ein Vielfaches höher liegt, kann die Staatsanwaltschaft für die Jahre 1924 bis 1929 Einnahmen von 1038 660,84 Dollar belegen – für die er dem Staat 215 080 Dollar nicht bezahlte Steuern schuldet.

Am 17. Oktober 1931 spricht die Jury ihn schuldig. Eine Woche später verurteilt ihn der Richter zu elf Jahren Gefängnis, 50 000 Dollar Geldstrafe sowie 30 000 Dollar Gerichtskosten.

Nie zuvor ist ein Steuersünder so hart bestraft worden.

Im August 1934 wird Al Capone aus dem Gefängnis von Atlanta in die neue

Haftanstalt auf der Insel Alcatraz in der Bucht von San Francisco verlegt, mehr als zwei Kilometer von der Küste entfernt und von reißenden Strömungen umspült. Der „rasende Gott“ ist zum Stillstand verdammt.

Eine über Jahre verschleppte Infektion, die Neurosyphilis, stößt in die Leere. Mehr und mehr gewinnt sie die Oberhand über seinen Leib, wie sich schon bald zeigt: Capone starrt in die Luft, ohne zu hören, was man ihm sagt, läuft mechanisch umher, Speichel auf dem Kinn. Monatelang pendelt er zwischen Klarheit und geistiger Verwirrung.

1939 wird er wegen guter Führung und fleißiger Arbeit vorzeitig entlassen und zieht sich nach mehrmonatigem Klinikaufenthalt auf sein Anwesen in Florida zurück, wartet verwirrt und lallend auf den Tod.

Am 25. Januar 1947 stirbt er wohl nach einer Hirnblutung. Seine Beerdigung ähnelt in nichts den Prunkzügen aus dionysischen Zeiten: Nur eine Handvoll Menschen finden sich gemeinsam mit den engsten Familie auf dem Mount Olivet-Friedhof von Chicago ein.

Der Mythos Capone wird nicht mehr gebraucht. Er ist ein Auslaufmodell. 1933 hat Präsident Roosevelt die Aufhebung der Prohibition verkündet, und so geht nun auch die Mordrate zusehends zurück.

Capones Nachfolger werden das Geschäft auf stillere, anonymere Weise versehen: ohne Pressekonferenzen, ohne Seidenanzüge, ohne auffällige Limousinen und Filmstars im Arm.

Sie werden auf demonstrativen Luxus verzichten, werden nicht mehr, wie Capone, mit Banknoten um sich werfen, zwischen Geldsäcken residieren und Bargeld in einer Holztruhe am Fußende des Bettes horten. Sie werden bald schon auch mit Aktien spekulieren, investieren und die vielfältigen Techniken der Geldwäsche studieren.

Und das wird das wirkliche Ende des „lärmenden Gottes“ sein. □

Jörg-Uwe Albig, 51, Schriftsteller in Berlin, beschäftigt sich auch in seinen Büchern mit der Macht kollektiver Einbildung: In seinem jüngsten Roman „Berlin Palace“ (Tropen) beschreibt er ein China der nahen Zukunft, in dem deutsche Gastarbeiter die Drecksarbeit verrichten – und dabei zur Projektionsfläche chinesischer Sehnsüchte werden.

tert, „wie Al Capone dieses Land regieren würde“: mit harter Hand gegen den drohenden „Bolschewismus“, mit mehr „Organisation“ – am besten mit Hilfe eines „amerikanischen Mussolini“.

Doch alle Propaganda schreckt die privaten Gaunerjäger von der „Chicago Crime Commission“ nicht davon ab, eine Liste der 28 bedeutendsten Gangs-

SHAN



Opiumraucher in Shanghai: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird die Droge von 150 Millionen Chinesen konsumiert. Das Opium exportieren die Briten von Indien nach China und verkaufen es dort. Auch die »Grüne Bande« sichert sich einen Teil dieses ungemein lukrativen Geschäftes

GEHEIM



Mindestens bis ins 18. Jahrhundert zurück reichen die Wurzeln der chinesischen Geheimgesellschaften, in denen sich anfangs Arme und Schwache zusammengeschlossen hatten, die aber schon bald kriminell werden – als Schmuggler, Räuber und Erpresser. Eine der mächtigsten ist die »Grüne Bande«. Sie kontrolliert um 1927 die Bordelle, Opiumhöhlen und Spielkasinos in Shanghai: einer Stadt, die so schillernd und korrupt ist wie keine andere weltweit. Doch dann streben Kommunisten an die Macht – und in der Metropole am Huangpu kommt es zwischen Gangstern und Revolutionären zu einem Kampf auf Leben und Tod

VON MARTIN PAETSCH

E

s ist der frühe Morgen des 12. April 1927, noch vor Sonnenaufgang. Durch die Straßen von Shanghai zieht eine seltsame Prozession, die an den Aufmarsch einer Gewerkschaft erinnert. Die Männer tragen blaue Overalls, am Arm prangt eine weiße Binde. Darauf ein einzelnes chinesisches Schriftzeichen: „Arbeit“.

Doch die Marschierenden sind keine Fabrikangestellten und gehören auch keiner Gewerkschaft an. In den Uniformen stecken Gangster und Kleinkriminelle, Auftragsmörder und Taschenräuber, Leibwächter und Masseure, Straßenhändler und Bettler. Es ist die versammelte Unterwelt von Shanghai, bewaffnet mit Gewehren.

Die Männer sind Mitglieder einer Geheimgesellschaft, deren Name in den Straßen der Metropole für Furcht und Respekt sorgt: der „Grünen Bande“. Sie ist mehrere Zehntausend Mann stark, überwacht Spielhallen, Bordelle, den Opiumhandel und kontrolliert das

Nachtleben sowie die Halbwelt in einer Stadt, die manchmal nur aus Nachtleben und Halbwelt zu bestehen scheint.

Aber nun droht ihre Macht zu schwinden, der Geldstrom aus den dunklen Geschäften zu versiegen. Denn in den Monaten zuvor hat sich die politische Lage in Shanghai zugespitzt: Kommunistische Arbeiterführer haben zu Streiks aufgerufen, ihre gut bewaffneten Milizen gebieten über mehrere Stadtteile und halten sogar Polizeistationen besetzt.

Die Führer der Protestbewegung wollen die Ausbeutung der Arbeiter beenden – und bedrohen so ein wichtiges Geschäftsfeld der Grünen Bande, die in vielen Betrieben darüber bestimmt, wer eingestellt wird, und sich die erfolgreiche Vermittlung teuer bezahlen lässt.

Du Yuesheng, der führende Kopf der Bande, fürchtet zudem einen Umsturz, wie er sich zuvor in Russland ereignet hat. Wenn die Kommunisten auch in China in einer Revolution siegen, so sein Albtraum, könnte seine Organisation die Stadt nicht länger auspressen.

Und so hat der Gangster einen Pakt mit den politischen Gegnern der Linken geschlossen: Er hat sich mit der Guomindang verbündet, der Nationalen Volkspartei Chinas, die mit den Kommunisten um die Macht im Land kämpft, über eine eigene Armee gebietet und

Truppen entsandt hat, um die Ordnung wieder herzustellen.

Gemeinsam mit den Nationalisten hat Du einen Plan ausgearbeitet, um die Proteste niederzuschlagen. Noch am Vorabend hat er einen wichtigen Arbeiterführer zu sich zum Essen eingeladen – dort überwältigten seine Männer den Gast und ermorden ihn.

Mehrere Hundert Bandenmitglieder haben noch vor dem Morgengrauen Overalls übergezogen und sich Armbinden angelegt. Ihre Verkleidung soll die Streikenden glauben machen, sie hätten es mit anderen Arbeitern zu tun. In Lastwagen sind die Gangster zu den wichtigsten kommunistischen Stützpunkten gefahren und kurz davor abgesprungen. Nun nähern sie sich marschierend den von Streikposten besetzten Gebäuden.

Und die Täuschung gelingt: Als die Milizen endlich merken, wer sich wirklich unter den Overalls verbirgt, sind die Gangster oft bereits weit auf das jeweilige Gelände vorgedrungen. Dort eröffnen sie das Feuer, überrumpeln die Verteidiger. Nur auf dem Verlagsgelände der „Commercial Press“, wo sich das Hauptquartier der Kommunisten befindet, können sich Hunderte von Arbeitern und Studenten erbittert gegen



Shanghai verdankt seinen Aufstieg zum Wirtschaftszentrum vor allem dem Handel mit Opium, den Briten von hier aus betreiben. 1842 hatte Großbritannien China mit Waffengewalt gezwungen, ihm Gebiete als Handelsniederlassungen abzutreten. Andere Nationen zogen nach, und so reihen sich Ende der 1920er Jahre europäische Prachtbauten an der Uferpromenade der Stadt

die Angreifer wehren. Doch nach sechs Stunden erlischt auch ihr Widerstand.

Unter den überlebenden aufständischen verübten Bandenmitglieder und Soldaten der Guomindang ein Massaker. Sie führen Gefangene auf die Straße, erschießen oder köpfen sie dort. Am Bahnhof werfen Hinrichtungskommandos ihre Opfer lebend in die Brennkammern von Lokomotiven. Unaufhörlich schrillen deren Signalpfeifen, um die Schreie der Gepeinigten zu übertönen.

Hinter den grauenhaften Szenen steckt Kalkül: Die Nationalisten wollen ihren politischen Gegner vernichten.

Doch damit ist noch nicht das Ende der Gewalt erreicht. Als sich am Tag darauf 100 000 Arbeiter versammeln, um gegen das Morden zu protestieren, feuern Guomindang-Soldaten mit Maschinengewehren in die Menge. Flüchtige verfolgen sie in die Seitenstraßen, erstechen sie mit ihren Bajonetten, schlagen ihnen mit Gewehrkolben die Köpfe ein.

Wochenlang herrscht in Shanghai der Terror. Mit Namenslisten ausgerüstet, gehen Trupps aus Mitgliedern der Grünen Bande und Nationalisten von Haus zu Haus, nehmen mutmaßliche Kommunisten fest. Jeden Abend rollen Lastwagen voller Inhaftierter in Richtung des Guomindang-Hauptquartiers.

Dort werden die Gefangenen so lange gefoltert, bis sie die Namen ihrer Genossen preisgeben, und anschließend erschossen. Insgesamt verschwinden in dieser Zeit bis zu 10 000 Menschen. Und die Verfolgung beschränkt sich nicht nur auf Shanghai. Unterstützt von der Grünen Bande, machen Nationalisten auch in anderen Provinzen Jagd auf ihnen Verdächtige.

Am Ende ist die Arbeiterbewegung im Osten und Süden des Landes niedergekämpft. In Shanghai, wo das Massaker begonnen hat, ist sie völlig vernichtet. Mit ihrem blutigen Feldzug hat sich die Grüne Bande von Du Yuesheng dort auf Jahre hinweg ihre Macht gesichert.

Shanghai ist ein Ort der Exzesse – in jeder Hinsicht. Und so kehrt die Stadt schon kurz nach den Gräueltaten wieder zu ihrem alten rauschhaften Rhythmus zurück: einem Rhythmus, für den



Luxushotels wie das »Cathay« mit seinem Pyramidendach und Banken wie der Kuppelbau der »Hongkong und Shanghai Banking Corporation« bestimmen das Zentrum Shanghais. Doch Bars und düstere Absteigen liegen nur ein paar Blocks entfernt

Gewalt und Verbrechen ebenso normal sind wie Sex, Drogen und Glücksspiel.

SHANGHAI: In den 1920er und 1930er Jahren ist weltweit keine andere Metropole so schillernd und so korrupt, gilt als derart unmoralisch. Hier amtieren

ten ab, darunter Waffenhändler, die ihre Ware an die eine oder andere Gangsterbande verschachern wollen. Und auch gesuchte Hochstapler und Betrüger zieht es nach Shanghai, wo sie, geschützt vor ihrer Landesjustiz, ihr erschwindeltes Vermögen verpressen.

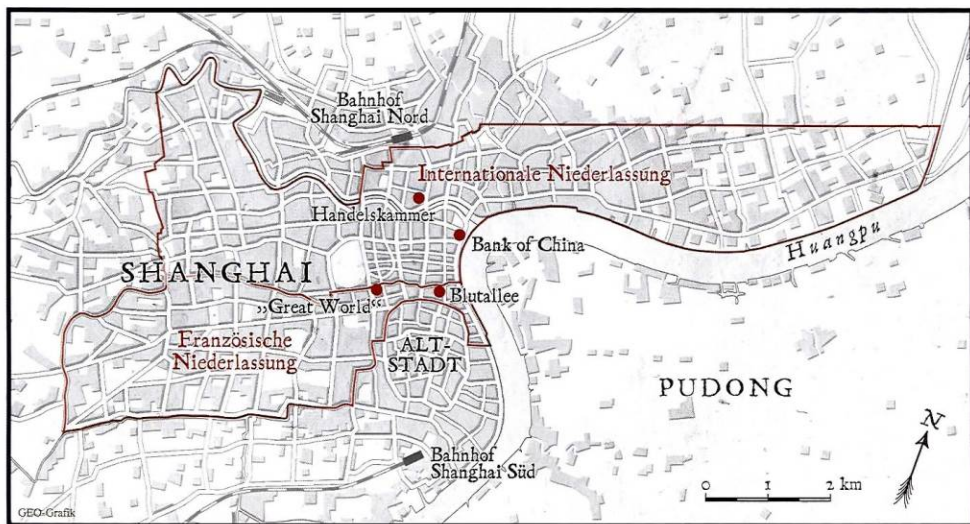
Es gibt Hunderte von Opiumhöhlen, Kasinos und Cabarets; Tausende Mädchen, die offiziell als professionelle Tanzpartnerinnen arbeiten, tatsächlich aber viel intimere Dienste anbieten. Auf 130 Einwohner kommt in Shanghai eine Prostituierte, mehr als irgendwo sonst in der Welt.

Viele nennen die Stadt das „Paris des Ostens“ – wegen ihres dekadenten Glanzes, der an den der französischen Hauptstadt erinnert. Für andere aber ist sie schlicht die „Hure Asiens“, weil die Menschen hier ihre Vergnügungssucht hemmungslos ausleben können.

Shanghai ist ein Stein gewordener Widerspruch, ein Bastard aus Ost und West. Denn die Metropole am Ufer des Huangpu ist aufgeteilt zwischen Chinesen – die nur ein paar Viertel regieren dürfen – und Ausländern, die in den an-

**Für manche Besucher
ist Shanghai die
HURE ASIENS,
für andere das »Paris
des Ostens«**

Polizeichefs, die eigentlich zum organisierten Verbrechen gehören, sowie Diplomaten, die einen regen Handel mit exotischen Staatsbürgerschaften treiben: Ihre Kunden sind chinesische Kriminelle, die nach dem Kauf eines Reisepasses nicht mehr von örtlichen Behörden behelligt werden können. In den Hotels steigen zwielichtige Gestal-



Nach dem Vertrag von Nanjing 1842 wird Shanghai für den Außenhandel geöffnet. Ausländische Nationen bekommen große Gebiete innerhalb der Stadt zugestanden. Den Norden der Millionenmetropole kontrollieren Briten und Amerikaner, einen weiteren Teil verwalten die Franzosen

deren Teilen der Stadt herrschen. Dieses Splittergebilde ist das Ergebnis eines Gewaltaktes: 1842 hatten die Briten die Stadt mit Kanonenbooten belagert und den Großen Kanal blockiert, jenen Wasserweg, der unweit von Shanghai beginnt und bis nach Beijing führt; ohne die regelmäßigen Getreidelieferungen per Schiff aber drohte die Bevölkerung von Chinas Hauptstadt zu verhungern.

Die „rothaarigen Barbaren“, wie die Briten von den Chinesen genannt wurden, hatten den Kaiser auf diese Weise gezwungen, ihnen Hongkong als Kronkolonie abzutreten und weitere Häfen für den Handel zu öffnen, darunter Shanghai. Die Briten durften dort eine Niederlassung gründen, in der sie der chinesischen Gerichtsbarkeit entzogen waren.

Andere Nationen zwangen China zu ähnlichen Zugeständnissen, und so wurde Shanghai nach und nach aufgespalten in einen chinesischen Teil, eine internationale Verwaltungzone, in der Briten und Amerikaner das Sagen hatten, sowie eine französische Enklave.

Seit 1860 können die Ausländer – nachdem sie das Land in einem zweiten Krieg erneut gedemütigt haben – ungehindert ihr Handelsgut nach China einführen. Und das besteht lange Zeit vor allem aus einer Ware: Opium. Die Briten produzieren das Rauschmittel in Indien und verschiffen es dann nach Shanghai.

Die Nachfrage ist enorm. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gibt es in China 150 Millionen Opiumraucher.

Es ist dieses Gift, dem Shanghai seinen Aufstieg verdankt: Das Kapital aus dem Drogenhandel fließt in andere Wirtschaftszweige und macht die Stadt zum industriellen Zentrum des Landes.

An der Uferpromenade entlang des Huangpu entstehen Prachtbauten im europäischen Stil, die Banken, Handelsgesellschaften, pompöse Hotels oder exklusive Clubs beherbergen. In den Vierteln der Ausländer reihen sich Luxushäuser aneinander.

In den ausländischen Enklaven, wo das chinesische Recht nicht gilt und das fremde sehr freizügig gehandhabt wird, entstehen außerdem Vergnügungsvier-

tel: Bereits 1912 ist Schätzungen zufolge jedes zwölfte Haus ein Bordell. Und längst nicht alle dieser Einrichtungen haben es auf wohlhabende Freier abgesehen.

Zwar sind die Gegensätze zwischen Reich und Arm kaum anderswo so extrem wie in Shanghai. Doch in dieser Stadt können sich selbst die unteren Schichten der Lust und dem Vergessen hingeben – an Orten wie der Blutallee zum Beispiel. Die nur etwa 100 Meter lange Straße ist gesäumt von düsteren Bars und ranzigen Etablissements. In „Blüten-Rauch-Zimmern“ bieten Prostituierte, die „Blüten“, ihre Dienste an, während die Gäste auf dreckigen Strohmattentzen liegen und Opium rauchen.

Auch von den Matrosen, deren Schiffe in Shanghai ankern, geraten viele in die Blutallee. Und manche kehren nie zurück: Von schönen Mädchen in einen Hinterhalt gelockt, werden sie ausgeraubt und ermordet.

Unter den Zehntausenden Prostituierten, die in den Enklaven auf Freier warten, sind nicht nur Chinesinnen. In

den 1920er Jahren kommen zahllose Russen nach Shanghai: In ihrer Heimat hat die Revolution gesiegt, nun suchen sie Zuflucht in China. Die meisten von ihnen sind völlig mittellos – viele Frauen enden als Amüsierdamen in Nachtclubs oder schabigen Bordellen.

DER ABEND der Vergnügungshungrigen beginnt meist mit einem Drink in einem Club oder mit einem Tanz in einem der vielen Ballsäle Shanghais, in denen russische oder philippinische Orchester aufspielen.

Danach besuchen sie ein Cabaret. Während der Show können sie sich unter Scharen von chinesischen, koreanischen und japanischen Mädchen eine Begleiterin aussuchen. In besonders exklusiven Nachtclubs, oft bis sechs Uhr morgens geöffnet, erwarten sie in Seide gekleidete Russinnen, die unter den Augen indischer Aufpasser mit den Gästen tanzen.

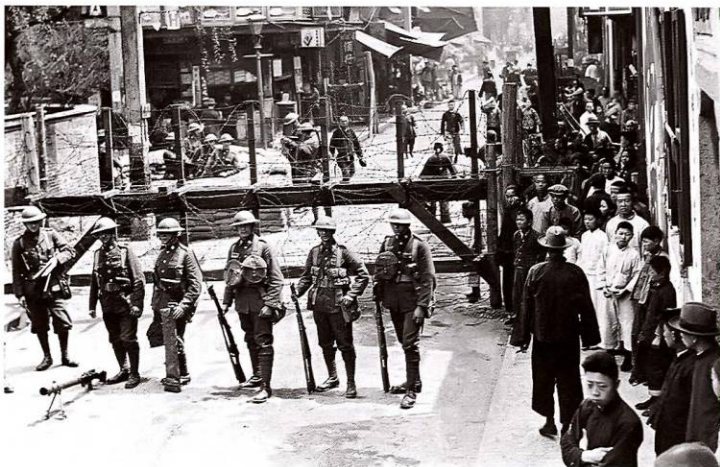
Im ausländischen Teil der Stadt lockt zudem ein riesiger Vergnügungspalast, das „Great World“. Schon von außen beeindruckt das mehrstöckige Etablissement durch seinen mächtigen Turm über dem Eingang und Reklametafeln.

Wer eintaucht in die Menschenmassen, die Abend für Abend in das Gebäude drängen, wird von feuchtwarmer Luft umfassen, in der sich die unterschiedlichsten Gerüche miteinander vermengen: der Qualm von Räucherwaren, menschliche Ausdünstungen, die Dämpfe von Bratküchen, das intensive Aroma getrockneten Fisches und der beißende Geruch von Feuerwerk, das auch innerhalb des Gebäudes angezündet wird.

Auf sechs Etagen reihen sich Imbisse, Schießbuden, Theater, Spieltische und Massagesalons aneinander. Magier, Akrobaten und Jongleure unterhalten das vorbeiströmende Publikum. Das „Great World“ ist ein Shanghai in Kleinformat, ein glitzerndes Labyrinth der Vergnügungen, das dem Besucher jede nur erdenkliche Ablenkung bietet.

Wie die Stadt, in der es steht, vermengt das „Great World“ Ost und West, Tradition und Moderne: Während auf einem Stockwerk die neuesten Filme gezeigt werden, steht anderswo ein chinesischer Geschichtenerzähler in langem

Posten stoppen einen Rikschaläufer und dessen Fahrgast im internationalen Viertel. Hier bestimmen mit Ausländern besetzte Institutionen wie der »Gemischte Gerichtshof« über Recht und Gesetz



Als es 1927 zu einem Aufstand kommunistischer Arbeiter kommt, schützen schwer bewaffnete Briten die Grenze zu ihrer Enklave



Geschäftsstraße in Shanghai. Durch ausländisches und chinesisches Geld wächst die Metropole zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum größten Industriestandort des Landes heran

Gewand, der sich mit einem Klappfächer Luft zuwendet.

Und genau wie Shanghai hat es auch Sex im Angebot: Überall warten Gesellschaftsdamen, die von Etage zu Etage immer freizügiger gekleidet sind.

Einen solchen „Schwarm von Mädchen“ beobachtet der Hollywood-Regisseur Josef von Sternberg, als er in den 1930er Jahren das „Great World“ besucht: „Ihre Kleider hatten hohe Kragen und waren mit Schlitzeln versehen, die ihre Hüften enthüllten – für den Fall, dass jemand auf dem Weg nach oben an den sitzameren Mädchen, die lediglich ihre Schenkel aufblitzen ließen, vorbeigegangen sein sollte.“

Die schillernde Metropole zieht nicht nur Vergnügungssüchtige an. Schon früh strömen unaufhörlich Zuwanderer nach Shanghai: Sie sind auf der Flucht vor Armut und Epidemien, hoffen auf Arbeit und bescheidenen Wohlstand.

Einer dieser Glücksritter ist der Chinese Du Yuesheng, groß geworden im ländlichen Pudong, auf der anderen Seite des Huangpu-Flusses, fernab der Glitzerwelt der Großstadt. Er stammt aus ärmsten Verhältnissen, wird früh schon Waise. Als er 1902 mit 14 Jahren nach Shanghai kommt, kann er weder lesen noch schreiben.

Ein paar Jahre lang arbeitet Du als Lehrling eines Obstverkäufers. Doch wie viele andere verfällt er dem Glücksspiel, verbringt seine Zeit in dunklen Hinterzimmern und Bordellen. Er beginnt Opium zu rauchen, sucht so seinem Elend für ein paar Stunden zu entkommen.

Um seine Leidenschaft zu finanzieren, verdingt er sich als Handlanger eines im ganzen Viertel bekannten Ganoven.

Dieser neue Gönner ist es, der ihn schließlich in die Unterwelt von Shanghai einführt, denn er gehört zur Grünen Bande, jenem Geheimbund, der schon zu dieser Zeit über Teile der Stadt gebietet. Er ist sogar ein Unterboss der Gesellschaft. Des-

halb kann er für Du Yuesheng bürgen, als der um das Jahr 1910 der Bande beitritt.

Die Aufnahmezeremonie findet nachts statt, in einem kleinen Tempel im Osten der Stadt. Gemeinsam mit anderen Novizen hat sich Du dort eingefunden, vor seinem Bürgen und neun weiteren Oberhäuptern der Organisation.

**Das Zentrum
des exzessiven
NACHTLEBENS
liegt in der französi-
schen Enklave**

Der Qualm von Räucherstäbchen durchzieht den von Kerzen erhellten Innenraum. An seinem Ende steht ein Schrein mit einer Reihe gelber Tafeln, darauf schwarze Schriftzeichen: Es sind die Namen verstorbener Patriarchen der Gesellschaft, die in diesem Tempel verehrt werden.

Vor den Ahnentafeln spielen sich nun komplizierte Rituale ab: Die Kandidaten müssen sich zunächst einer symbolischen Reinigung unterziehen, indem sie ihre Hände in einer Schüssel mit

Wasser waschen. Dann trinken sie nacheinander aus einem geheiligten Gefäß.

Anschließend fallen die Anwärter auf die Knie. In gebeugter Haltung hören sie, wie eines der Oberhäupter die Geschichte der Organisation rezipiert.

Schließlich leisten sie ihren unwiderruflichen Treue-Eid, reichen zudem eine schriftliche Beitrittserklärung ein (der Analphabet Du hat sich dabei helfen lassen müssen).

Nach dem feierlichen Schwur weicht einer der Oberen die Novizen in die Geheimnisse der Bande ein, verrät ihnen wohl auch die Handzeichen, mit denen sie sich künftig anderen Mitgliedern zu erkennen geben – etwa indem sie eine Zigarette auf eine ganz bestimmte Weise aus der Packung ziehen.

Und er schärft ihnen den Verhaltenskodex ein, dem sie von nun an unterliegen: Sie müssen übergeordnete Mitglieder respektieren, dürfen ihre Brüder nicht verraten und niemals Geheimnisse der Organisation preisgeben. Auf Verstöße steht der Tod.

Als Du den Tempel verlässt, gehört er zur „Familie“, wie er die Bande von nun an nennen wird. Zwar steht er noch auf den untersten Stufen des Machtgefüges. Doch schon bald zahlt sich die Mitgliedschaft für ihn aus. Sie eröffnet ihm einen Ausweg aus seiner Misere. Denn ein Bandenbruder vermittelt ihm eine Audienz bei einem der mächtigsten Männer der Stadt: Huang Jinrong, dem heimlichen Herrscher der französischen Enklave.

Der kahlköpfige Unterweltboss, wegen seines zerfurchten Gesichts „Pockennarben-Huang“ genannt, ist ein Verbrecher, wie ihn nur Shanghai hervorbringen kann – denn offiziell ist er der Chef der chinesischen Polizeikräfte und somit eigentlich für die Verbrechensbekämpfung in der Enklave verantwortlich.

Insgeheim jedoch kontrolliert er die dortige Unterwelt: Jeder Gangster, vom Taschendieb bis zum Schutzgelderpresser, muss einen Teil seiner Einnahmen an Huang Jinrong abführen.

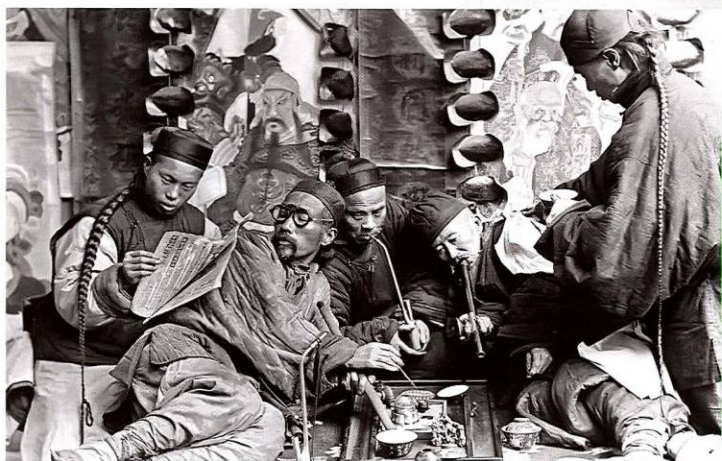


Von Etage zu Etage zeigen sich die Prostituierten des »Great World Entertainment Center« freizügiger

Auf Teppichmatten haben sich fünf Chinesen zum Opiumrauchen und Lesen niedergelassen. Die Droge ist selbst für Arme erschwinglich



Die Jeunesse dorée trifft sich in eleganten Ballsälen; andere Nachtschwärmer besuchen Clubs, wo mitunter in Seide gekleidete russische Emigrantinnen sie erwarten



Die französischen Machthaber sehen über dessen Geschäfte hinweg. Denn durch seinen Einfluss kann Huang alle aus ihrer Sicht wichtigen Verbrechen schnell aufklären – nämlich solche, die Europäer betreffen. Eine gestohlene Uhr beschafft er innerhalb von 24 Stunden wieder. Einmal befreit er sogar einen französischen Bischof, der in einer anderen Provinz entführt worden ist.



Als Hafenstadt und Wirtschaftsmetropole hat Shanghai eine besonders hohe Dichte an Bordellen jeder Preisklasse. Auf 130 Einwohner kommt hier eine Prostituierte

SEINEN TAG BEGINNT der Patron in einem Teehaus. Dort nimmt er Geldgeschenke entgegen, lässt sich von Informanten neueste Nachrichten zuflüstern, empfängt Bittsteller. Auch Du Yuesheng stellt sich ihm dort vor, bewirbt sich um Arbeit. Mit Erfolg: Huang nimmt ihn als Gefolgsmann in seinen Haushalt auf.

Von nun an erledigt Du kleine Aufträge für den Unterweltboss und dessen Lebensgefährtin, Madame Gui. Die frühere Bordellbesitzerin unterhält ihr eigenes kriminelles Unternehmen: Sie kontrolliert den Handel mit dem Kot der Stadtbewohner, den sie als Dünger an die Landbevölkerung verkaufen lässt.

Madame Gui findet Gefallen an dem jungen Mann. Du Yuesheng ist aufge-

weckt, sticht zudem durch seine Erscheinung hervor: Er ist hochgewachsen und sehnig, sein Gesicht markant geschnitten, mit durchdringenden Augen und auffällig großen Ohren.

„Großohr-Du“, wie er deshalb genannt wird, ist zunächst nur einfacher Handlanger, schüchtert Prostituierte ein und sorgt mit vorgehaltener Waffe dafür, dass kleine Gauner ihre Zahlungen an Huang leisten. Doch auf Vermittlung von Madame Gui steigt er ins Kasinogeschäft ein: Er darf einen Teil des Geldes einstreichen, das Huang von einer Spielhölle erhält. Im Gegenzug muss er die Sicherheit des Betriebes garantieren – etwa die Straßenräuber vertreiben, die Gästen vor dem Gebäude auflauern.

Du Yuesheng besteht die Bewährungsprobe, gewinnt so auch die Gunst Huangs, der ihm die Kontrolle des gesamten Etablissements überträgt.

Als neuer Beschützer beweist Du schnell Verhandlungsgeschick: Er beteiligt die Straßenbanden am Profit, damit sie die Spieler nicht mehr ausrauben. Und er besticht die französische Polizei, ihm ihre Razzien anzukündigen.

Binnen Kurzem laufen die Geschäfte besser denn je, und so steigt der Gangster immer höher in der Hierarchie der Bande, kontrolliert bald auch Badehäuser, Bordelle und andere Vergnü-

gungsstätten. Schließlich überträgt ihm Pockennarben-Huang das gesamte Opiumgeschäft der Grünen Bande in der französischen Enklave. Du Yuesheng raubt den Briten, die den Stoff der Träume legal einführen dürfen, Teile ihrer Lieferungen, stiehlt die Droge von den Schiffen auf dem Huangpu-Fluss oder aus den Lagerhäusern in der Stadt. Mit seinen Schlägern überwacht er den Transport der begehrten Ware, organisiert schließlich den Weiterverkauf in den Rauschgifthöhlen.

Das Opium macht ihn reich – als er 30 ist, beträgt sein Privatvermögen schon umgerechnet 40 Millionen US-Dollar – und katapultiert ihn schließlich auch an die Spitze der Unterwelt. Denn 1918 ächtet China den Handel mit der Droge, die Briten beugen sich widerwillig dem internationalen Druck der Rauschgiftgegner. Das nunmehr illegale Geschäft gelangt jetzt vollends unter die Kontrolle der Gangster; vor allem der von Du.

Ganz nach oben gelangt er, als Huang vorübergehend ins Gefängnis muss – der hat den Sohn eines ranghohen Militärs zusammenschlagen lassen. Du Yuesheng nutzt die Abwesenheit des Bosses: Er versammelt sämtliche Opiumgroßhändler der Stadt und überzeugt sie, sich unter seinem Schutz (den er sich natürlich teuer bezahlen lässt) zu einem Kartell zusammenzuschließen.

Einen Teil des Schutzgeldes verwendet er darauf, Huang aus der Haft auszulösen. Doch der Patron hat an Ansehen verloren, muss das Gros seiner Macht an seinen Retter übertragen. Fortan wird die Grüne Bande von einem Triumvirat geleitet, zu dem neben Huang und Du auch noch dessen Partner, der Spielhöllebesitzer Zhang Xiaolin, gehört. In dieser Dreierbande spielt „Großbohr-Du“ jedoch bei Weitem die wichtigste Rolle.

Der frühere Obstverkäufer ist nun der einflussreichste Gangsterboss von Shanghai. Fast uneingeschränkt herrscht er über die Grüne Bande. Und hat damit seinen Namen in die lange Ahnenreihe der Organisation eingeschrieben.

GEHEIME BRUDERSCHAFTEN wie die Grüne Bande haben in China eine weit zurückreichende Tradition. Um ihre Ursprünge ranken sich Legenden: So soll



Huang Jinrong (»Pockennarben-Huang«) ist ein Polizeichef im französischen Viertel und heimlicher Herrscher der Unterwelt

die wohl einflussreichste dieser Untergrundbewegungen zu Beginn der Qing-Dynastie entstanden sein, die 1644 vom einfallenden Reitervolk der Mandschuren in China begründet wurde. Dem Mythos nach gerieten damals buddhistische Mönche aus dem südchinesischen Shaolin-Kloster unschuldig in Verdacht, Rebellen zu sein: Der zweite Mandschuren-Kaiser ließ sie angeblich grausam verfolgen und bis auf wenige töten.

Die überlebenden Mönche, bekannt als die „fünf Ahnherren“, leisteten den heiligen Schwur, sich an den fremden Herrschern zu rächen. Auf diese Weise entstand, so die Legende, eine im Verborgenen tätige patriotische Bruderschaft, die „Tiandihui“, übersetzt „Liga vom Himmel und der Erde“.

Und tatsächlich gibt es diese Geheimgesellschaft. Doch historische Spuren hinterlässt sie erst später: Gegen Ende des 18. Jahrhunderts nehmen Ordnungshüter einen Tuchverkäufer gefangen, der unter Folter gesteht, der Tiandihui anzugehören. Nach seiner Aussage ist die Vereinigung um 1767 in Südostchina, in der besonders armen Provinz Fujian, gegründet worden – von einem Mann namens Ti Xi, dem Anführer einer Gruppe von Mönchen.



Doch die von dem Geistlichen ins Leben gerufene Tiandihui ist offenbar keine buddhistische Rebellenbewegung. Zwar erinnert die Aufnahmezeremonie an religiöse Rituale: Die Kandidaten müssen einen Trank aus Blut und Wein zu sich nehmen und vor einem Altar ihren Treueschwur leisten. Doch die Organisation ist anfangs wohl eher eine Art Sozialverein, in dem Verarmte und Entwurzelte zusammenfinden.

Die Gesellschaft dient ihnen als Ersatz für die chinesische Großfamilie: So unterstützen sich die aufeinander eingeschworenen Brüder, wenn es eine Hochzeit auszurichten gilt. Zudem schützt die Mitgliedschaft vor Überfällen: „Wenn man auf Räuber traf, dann ließen sie von einem ab, sobald sie die geheime Losung der eigenen Gesellschaft hörten“, heißt es in dem Geständnis des gefangenen Tiandihui-Mannes.

Zu seiner Zeit haben einige Mitglieder bereits damit begonnen, Reisende auszurauben und Kinder zu entführen, um Lösegeld zu erpressen. Diese Attacken gelten anfangs vor allem wohlhabenden Händlern und Landbesitzern: „Schlage die Reichen, helfe den Armen“, lautet das Motto der Organisation.

Weil sie auch Beamte der fremden Qing-Regierung angreift, kann sie sich zugleich als patriotische Bewegung geben. So gewinnt sie schnell an Popularität im Volk, breitet sich über das Land aus. Es entstehen Ableger.

Und nach einer dieser Gruppen, der 1812 in Südchina gegründeten „Vereinigung der drei Harmonien“, werden diese Geheimgesellschaften später „Triaden“ genannt. Abgeleitet von „trias“, dem griechischen Wort für „Dreiheit“, wird der Name vom 19. Jahrhundert an zum Inbegriff des chinesischen organisierten Verbrechens.

Eine Gruppierung nach Art der Tiandihui formiert sich Ende des 18. Jahrhunderts auch unter den Bootsleuten, die Getreide auf dem Großen Kanal transportieren, jenem Wasserweg, der an Shanghai vorbei nach Beijing führt.

Du Yuesheng (»Großbohr-Du«) steigt rasch in die Führung der Grünen Bande auf, die er ab 1924 dominiert

Zu dieser Zeit ist bereits seit mehr als 100 Jahren eine buddhistische Sekte unter den Schiffen verbreitet. Weil der Qing-Kaiser ihren wachsenden Einfluss fürchtet, lässt er ihre Tempel zerstören. Doch nun verwandelt sich die religiöse Bewegung in einen Geheimbund. Ähnlich wie die Tiandihui ist auch er anfangs ein Selbsthilfeverein der Armen und Schwachen: Indem sie sich zusammenschließen, können sich die Bootsleute besser gegen Banditen wehren, die sie auf dem langen Weg in die Hauptstadt auszurauben versuchen.

Als jedoch ab Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr Schiffer ihre Arbeit verlieren, werden viele von ihnen kriminell: Sie beginnen, illegal mit Salz zu handeln – ein Geschäft, auf das die Regierung ein Monopol besitzt. Die Bootsleute verbünden sich mit Schmugglern, die als „Grüne Häute“ bekannt sind. So entsteht möglicherweise der Name, unter dem die Geheimgesellschaft später bekannt wird: „Qingbang“, die „Grüne Bande“.

Einige Angehörige der Organisation ziehen nach Shanghai, halten auch dort weiter zusammen. Denn die Grüne Bande sorgt für ihre Mitglieder, vermittelt ihnen eine Unterkunft, eine Frau zum Heiraten. Und sie gibt ihnen Arbeit, sei es in einem legalen Betrieb, in einer Spielhölle oder einem Bordell.

Denn in der Stadt schmuggelt die Bande nicht mehr nur Salz, sondern beginnt, Spiel-Etablissements aufzubauen und junge Mädchen in die Prostitution zu zwingen. Von den Briten stiehlt sie Opium, um es in dunklen Hinterzimmern an Süchtige zu verkaufen.

Es ist ein lukratives Geschäft: Wer der Grünen Bande angehört, hat immer Arbeit, braucht keine Not zu fürchten. Wer aber gegen ihre Regeln verstößt, endet oft auf grausame Weise. Killerkommandos schneiden dem Delinquenten sämtliche sichtbaren Sehnen des Körpers mit einem Messer durch. Dann wird er, hilflos und für alle sichtbar, zum Sterben auf der Straße zurückgelassen.

Unaufhörlich gewinnt der ehemalige Schifferverein an Macht. Als „Großohr-Du“ 1924 an die Spitze der Hierarchie

gelangt, sind 20.000, möglicherweise sogar 100.000 Menschen in der Grünen Bande organisiert. Damit ist sie die größte Geheimgesellschaft Shanghais.

Im China der 1920er Jahre wird die kriminelle Vereinigung so zum begehrten Verbündeten. Denn seit 1912 der letzte Qing-Kaiser abgedankt hat, bricht in dem riesigen Reich immer wieder Chaos aus, ringen zerstrittene Militärherrscher und



Chiang Kai-shek, der Führer der Nationalen Volkspartei (hier mit seiner Frau), ist der mächtige Partner Du Yueshengs und wohl Mitglied der Grünen Bande

politische Bewegungen um die Zukunft des Landes. Die in der Guomindang vereinigten Nationalisten suchen die Kontrolle ebenso an sich zu reißen wie die Kommunisten, die einen Umsturz herbeiführen wollen. Als in Shanghai schließlich die Arbeiter aufbegehren, schlägt sich Du auf die Seite der Guomindang.

Deren Führer, General Chiang Kai-shek, ist vermutlich selbst Mitglied von Du Yueshengs Geheimbund.

Gemeinsam zerschlagen die Waffenbrüder im April 1927 den Arbeiteraufstand. Ihre Schergen foltern und ermorden Tausende Verdächtige. Die wenigen Kommunistenführer, die entkommen können, suchen Zuflucht fernab der Metropole, in ländlichen Regionen, wo

sich die Bewegung in den folgenden Jahren neu formiert.

Die Architekten des Terrors dagegen lassen sich feiern. „Großohr-Du“ ist nun ein stadtbekannter Mann: Unternehmer, deren Geschäfte unter den Aufständen gelitten haben, senden ihm Glückwünsche. Der Unterweltboss gilt als Held, der Shanghai von der kommunistischen Bedrohung befreit hat.

Sein Mitstreiter Chiang Kai-shek steigt sogar zum Herrscher des Landes auf: Mit seiner Armee bringt der General nach und nach weite Teile Chinas unter seine Kontrolle, lässt sich 1928 schließlich zum Staatsoberhaupt ernennen.

Unweit von Shanghai, in der historischen Hauptstadt Nanjing, gebietet er nun über seinen Einflussbereich. Und er wird nicht vergessen, dass er diesen Erfolg auch der Grünen Bande verdankt.

Unter Chiangs Regierung kann die Organisation ihre Herrschaft in Shanghai nahezu ungestört ausbauen: 1931 übernimmt Huang Jinrong das „Great World“, das Zentrum des Nachtlebens, zu einem Spottpreis, nachdem die Bande den Besitzer in den Ruin getrieben hat.

Und als die Landesregierung eine neue Behörde gründet, die offiziell den Rauschgifthandel eindämmen soll, wird einige Zeit später ausgerechnet Du zu deren Chef ernannt. Er ist nun gleichzeitig oberster Drogenbekämpfer und größter Opiumimporteur des Landes.

Als Behördenchef sichert sich Du endgültig das Monopol über den Handel: Auf seine Weisung hin beschlagnahmen Fahnder das Rauschgift immer nur bei mit ihm konkurrierenden Schmugglern.

Das konfiszierte Rohopium lässt er in einer Fabrik zu Heroin und einer enorm populären Billigdroge verarbeiten, die auf den Straßen Shanghais bald als „rote Pille“ bekannt ist. Schon nach wenigen Monaten bringt ihm die Drogenproduktion täglich rund 15.000 US-Dollar ein. Chiangs Regierung ist an seinem Gewinn beteiligt, gewährt ihm dafür Schutz.

Zum Dank schenkt Du Yuesheng seinem Weggefährten Chiang später ein

Flugzeug, das er auf den Namen „Opiumbekämpfung“ getauft hat.

Doch längst genügt dem Bandenchef die kriminelle Karriere nicht mehr. Er sehnt sich nach Anerkennung durch die Elite. Geschickt festigt er seine gesellschaftliche Position: spendet für wohltätige Zwecke, gründet eine Schule.

Zugleich führt er ein Leben, wie es sich für die Oberschicht gehört: Mit drei seiner vier Frauen residiert er in einer Villa – die vierte hat er in einem eigenen Haus untergebracht. In seinem Anwesen erfüllt eine Schar von Bediensteten jeden Wunsch. Vor dem im Kolonialstil

errichteten Prachtbau steht eine Flotte teurer Limousinen bereit.

Du gibst dich nun den Anschein eines ehrenwerten Unternehmers – und sammelt innerhalb kurzer Zeit mehr Posten als jeder andere Geschäftsmann der Stadt. Er wird Direktor der Shanghai Börse, sitzt schon bald im Aufsichtsrat der Handelskammer, der Bank von China und des chinesischen Roten Kreuzes.

Der Gangsterboss wird auch selbst zum Financier, gründet eine eigene Bank. Ausgestattet mit einem kugelsicheren Fahrstuhl, dient sie der Grünen Bande fortan als Geschäftssitz. Die Direktorenstellen verkauft Du an reiche Unternehmer, die damit zugleich den

Schutz der Grünen Bande erwerben. Denn wer sich mit dem Unterweltboss verbündet, bannt damit die Gefahr, von dessen Handlangern entführt oder um seinen Besitz gebracht zu werden.

Um die Shanghai Elite noch fester an sich zu binden, gründet Du 1932 einen exklusiven Verein, den „Beständigkeitsclub“. Zu den wenigen Hundert Privilegierten, die er dort um sich sammelt, zählen Geschäftsleute und hochrangige Militärs, Politiker und Verwaltungsbeamte, Rechtsanwälte und Journalisten sowie Vertreter der Postgewerkschaft: Selbst der Shanghai Briefverkehr steht nun unter Kontrolle der Grünen Bande.

Zwar treten die Mitglieder des Clubs nicht der Verbrecherorganisation bei. Doch auch sie durchlaufen ein Aufnahmeitual, akzeptieren damit Du als ihren Patriarchen: Fortan haben sie ihn als ihren „Lehrer“ anzusprechen.

Der Gangsterboss steht im Zenit seiner Macht: Mit der Grünen Bande dominiert er nicht nur die Unterwelt, sondern hat nun Kontakt zu den höchsten Gesellschaftsschichten.



Während des Arbeiteraufstandes 1927 fahren Panzer durch die französische Enklave. Kriminelle und Chiang Kai-sheks Nationalisten verbünden sich gegen die Kommunisten



ein Triumph währt aber nur wenige Jahre. Denn das japanische Kaiserreich strebt nach einem großasiatischen Imperium, hat China bereits weite Gebiete abgetrotzt. 1937 marschieren seine Truppen in China ein und attackieren schließlich auch Shanghai.

Du Yueheng muss fliehen, lebt während des Krieges in Hongkong und im zentralchinesischen Chongqing, wohin Chiang seinen Regierungssitz verlegt hat. Viele Gefolgsleute des Gangsters sind jedoch in Shanghai geblieben, über sie kontrolliert er offenbar weiterhin die Grüne Bande. Erst 1945, nach dem Abzug der Japaner, kehrt er zurück und nimmt seine Geschäfte wieder auf. Er ist Direktor von rund 60 Unternehmen, wird sogar in den Stadtrat gewählt.

Opfer der Unruhen von 1927. Innerhalb weniger Wochen ermorden Chiang Kai-sheks Männer sowie die Gangster der Grünen Bande Tausende Menschen

Das Land kommt aber auch nach dem Ende der japanischen Besatzung nicht zur Ruhe: Zwischen Kommunisten und Nationalisten, die während des Krieges noch gemeinsam gegen die Invasoren gekämpft haben, entbrennt nun ein Bürgerkrieg um die Vorherrschaft in China. Im Sommer 1948 startet die Rote Armee eine Militäroffensive, die unterlegenen Guomindang-Truppen müssen sich in den folgenden Monaten immer weiter zurückziehen. Die Währung bricht zusammen, in Shanghai steigen die Preise auf ständig neue Rekordhöhen, es kommt zu Aufständen und Plünderungen.

Während die Bevölkerung hungert, begehrt Du Yuesheng im Spätsommer 1948 festlich seinen 60. Geburtstag. Noch einmal zeigt sich Shanghai von seiner dekadentesten Seite: Die Feierlichkeiten ziehen sich über Tage, mehr als 5000 Gäste sind geladen. Im „Lido“, einem der schönsten Ballsäle der Stadt, tragen elegante Damen in gewagten Kleidern ihre Juwelen zur Schau.

Über eine Woche lang werden chinesische Opern aufgeführt. Der Patriarch hat die besten Künstler nach Shanghai geholt – eine geladene Sängerin, die zu den berühmtesten des Landes zählt, wird kurz darauf seine fünfte Frau.

Unterdessen erringen die Kommunisten einen Sieg nach dem anderen. Im Frühjahr darauf schließlich steht die Rote Armee vor der Stadt.

Am 1. Mai 1949 muss Du Yuesheng seine Villa verlassen und flieht mit zwei seiner Frauen nach Hongkong. Er mietet sich eine vergleichsweise bescheidene Wohnung – seine Einnahmequellen in Shanghai sind versiegt, sein verschwenderischer Lebensstil und wohl auch der Zusammenbruch der chinesischen Währung haben ihn um einen beträchtlichen Teil seines Vermögens gebracht. Von seinen Ersparnissen ist ihm unter anderem das Geld geblieben, das er in Amerika angelegt hatte.

Aus Zeitungsartikeln, die sich der Analphabet in Hongkong vorlesen lässt,

1949 siegt die KP im Bürgerkrieg gegen die Nationalisten. Chiang Kai-shek flieht nach Taiwan, Du Yuesheng nach Hongkong. Huang Jinrong bleibt in Shanghai. Die Kommunisten verurteilen den einstigen Boss der Grünen Bande dazu, ausgerechnet die Straße vor dem »Great World« zu kehren



erfährt er vom Triumph der Kommunisten. Am 25. Mai sind sie in Shanghai eingerückt. Sein ehemaliger Weggefährte Chiang Kai-shek ist vor dem Fall der Stadt nach Taiwan geflohen.

In der Presse verfolgt Du, wie die neuen Machthaber die sündige Stadt nach ihren Vorstellungen umgestalten. Zunächst lassen sie alle englisch- und französischsprachigen Schilder entfernen, darunter die Neonreklamen vor den Amüsierbetrieben. Ein Tanzlokal nach dem anderen muss schließen.

Zu diesem Zeitpunkt ist Du Yuesheng bereits schwer krank: Der langjährige Opiumraucher leidet an heftigen Asthma-Anfällen. Sein Verbündeter Chiang Kai-shek schickt aus Taiwan einen Abgesandten, um ihm Genesungswünsche zu übermitteln. Doch als der Bote eintrifft, liegt der Triaden-Boss schon fast im Koma. Er stirbt im August 1951.

UND SO ERLEBT er nicht mehr, wie die chinesischen Gangster in Hongkong zu neuer Machtfülle gelangen.

Unter den Flüchtlingen aus ganz China, die nach dem Sieg der Kommunisten in die britische Kolonie strömen, sind viele Geheimbündler. In Hongkong verstärken sie bestehende Syndikate oder gründen neue – und machen die südchinesische Metropole in den folgenden Jahrzehnten zum Zentrum der Triaden.

Ähnlich wie einst die Organisation von „Großrohr-Du“ in Shanghai pressen auch diese Banden ihre Stadt aus. Sie kontrollieren das Nachtleben mit seinen Spielhallen und Bordellen, erheben Schutzgeld von Restaurantbesitzern

und Busfahrern. Und auch sie infiltrieren die Behörden: Schätzungen zufolge gehört um 1970 jeder dritte chinesische Polizist den Triaden an.

Eine Verbrechervereinigung tut sich besonders hervor: Die „14K“, die dem Kreis der Nationalisten um Chiang Kai-shek entstammt, erkämpft sich in Hongkong in brutalen Bandenkriegen ein eigenes Revier. Unter anderem über ehemalige Guomindang-Mitglieder führt sie Rohopium aus Südostasien ein, verarbeitet es zu Heroin und vertreibt es nach Europa, Kanada und Australien. Bis heute ist sie eine der weltweit mächtigsten Triaden.

In Shanghai dagegen endet die Herrschaft der kriminellen Organisationen schon bald nach dem Sieg der Kommunisten. Die haben sich 1950 daran gemacht, die Stadt endgültig von den „reaktionären“ Geheimgesellschaften zu säubern: Gangster, Schwarzhändler und Opiumschmuggler werden hingerichtet. Unter den Opfern sind auch viele Angehörige der Grünen Bande.

Eine Unterweltgröße kommt jedoch mit dem Leben davon: „Pockennarben-Huang“, der alte Gangsterboss, muss auf Anweisung der Kommunisten zur Strafe jeden Morgen die Straße kehren – und zwar vor dem „Great World“.

Jenem Vergnügungspalast, der ihm einst gehört hat. □

Literaturempfehlung: Brian G. Martin, „The Shanghai Green Gang“, University of California Press: Das bisweilen sperrig zu lesende, aber ungemein detaillierte Buch ist eine der bedeutendsten englischsprachigen Studien zur Geschichte der Geheimgesellschaft Du Yueshengs.

Martin Paetsch, 40, lebt in Hongkong. Jener Stadt, in der viele Mitglieder der Triaden nach dem Sieg der Kommunisten 1949 eine neue Heimat fanden.

1931 USA

Die Mord



Um Kriege untereinander zu vermeiden, setzen die Mafia-Clans eine gemeinsame »Commission« ein, die in Streitfragen schlichten soll. Wer den inneren Frieden gefährdet, den lassen die Bosse töten. Aber immer wieder sterben Mafiosi auch im Kampf gegen äußere Konkurrenten – wie dieser Gangster in der New Yorker Elizabeth Street

GmbH



Im Jahr 1931 formieren sich die mächtigsten Mafia-Familien der USA neu.
Wie ein Wirtschaftskartell betreiben sie nun ihre kriminellen Geschäfte –
und lassen Widersacher von einer professionellen Todesschwadron ermorden



Die Krise trifft das ganze Land. Nur nicht die Mafia

Im Jahr 1931 gehen in den USA 2294 Banken in Konkurs, Millionen Menschen sind ohne Arbeit. Fabrikanten senken die Löhne, Farmer geben ihr Land auf. Vor den Armenküchen stehen Hungernde Schlange für ein Stück Brot oder eine Suppe. Zwei Jahre schon lähmt die *Great Depression*, eine weltweite Wirtschaftskrise, das Land.

Mitte Mai treffen sich in einem Chicagoer Hotel mehrere Hundert Männer in eleganten Anzügen. Ihre Geschäfte gehen glänzend – trotz der Krise. Die mächtigsten unter ihnen gebieten über Wirtschaftsimperien, sind in zahlreichen Unternehmen tätig und führen Heere hoch motivierter Mitarbeiter.

Und sie haben ehrgeizige Pläne für die Zukunft: Bisher waren sie Rivalen, nun schließen sie einen Pakt. Eine Art Kartell soll entstehen. Sie wollen den

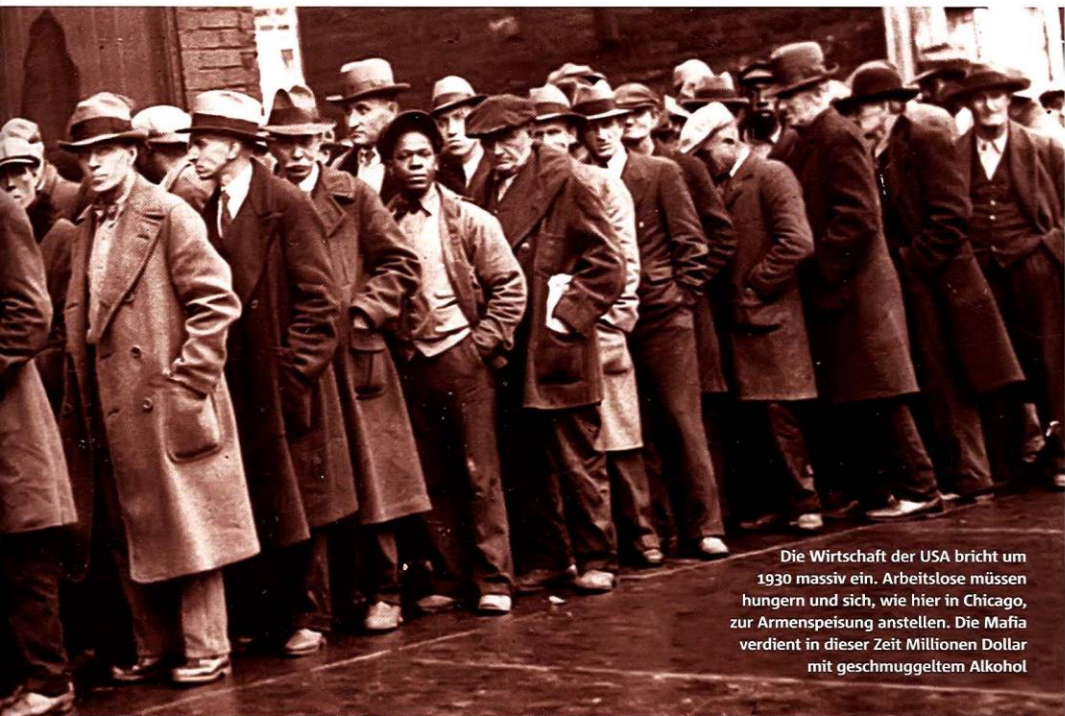
Markt untereinander aufteilen und den Wettbewerb beenden, alte Geschäftsfelder beleben und in neue expandieren. Um noch mehr Geld zu verdienen. Mit Schutzgelderpressung, Alkoholschmuggel, Wucherkrediten, Hehlerei, Drogenhandel, Prostitution, illegalem Glücksspiel und der Unterwanderung von Gewerkschaften. Ihre Methoden: Einschüchterung, Gewalt, Mord.

In Chicago haben sich die Bosse von mehr als 25 amerikanischen Mafia-Gangs mit Beratern versammelt. Jeder von ihnen beherrscht das Organisierte Verbrechen in einer Metropole oder in einem Teil New Yorks. Ihre Konferenz ist ein Wendepunkt: Künftig soll es unter ihnen keine Kriege mehr geben.

Die Bosse gründen eine „Commission“, eine Art Schlichtungsrat der Unterwelt. Sieben Oberhäupter werden in dem Gremium vertreten sein, über Frieden und die Einhaltung von Regeln wachen, Konflikte zwischen den Gangs entschärfen und Streitfälle durch ein Urteil beenden.

Mit dem Rat gibt sich die US-Mafia ein moderneres, effizienteres Geschäftsmodell. Ein Geschäftsmodell, das von einem Mann geprägt wird, der sich eher als Manager denn als Patriarch eines Gangsterclans versteht. Und das bald durch einen ganz besonderen Dienstleistungsbetrieb unterstützt werden soll: eine Einheit von Profi-Killern.

DAVOR WAR DIE ZEIT des exzessiven Wettbewerbs. Mit den Millionen Einwanderern, die seit Ende des 19. Jahrhunderts vom italienischen Festland und aus Sizilien in die USA kamen, ge-



Die Wirtschaft der USA bricht um 1930 massiv ein. Arbeitslose müssen hungern und sich, wie hier in Chicago, zur Armenspeisung anstellen. Die Mafia verdient in dieser Zeit Millionen Dollar mit geschmuggeltem Alkohol

langten auch Kriminelle und Mafiosi ins Land. Sie arbeiteten auf eigene Faust oder schlossen sich zu Gangs von sechs bis zehn Mitgliedern zusammen, pressen Landsleuten Geld ab, indem sie Drohbriefe verschickten, die mit dem Abdruck einer schwarzen Hand versehen waren. Unter dem Namen „Black Hand“ erlangte dieses Bandenwesen Bekanntheit.

In New York, wo um 1920 fast eine Million italienische Einwanderer lebten, beherrschten diese Banden die Stadtviertel Little Italy, East Harlem und Williamsburg; irische Gangster dominierten die West Side von Manhattan, jüdische Kriminelle die Lower East Side.

Viele Mitglieder des späteren Mafia-Kartells absolvierten in diesen Quartieren ihre Lehrjahre: Während der Prohibition – ab Januar 1920 waren Her-

stellung und Verkauf von Getränken mit mehr als 0,5 Prozent Alkoholgehalt unter Strafe gestellt – lernten sie, wie man Alkohol destilliert und auf dem Schwarzmarkt losschlägt. Ware aus Großbritannien und Kanada schmuggelt, illegal verdientes Geld wäscht, Polizisten, Richter und Politiker besticht

und Konkurrenten bekämpft. Sie stiegen auf in der Rangordnung der Gangs, die zu großen Organisationen heranwuchsen und Millionen verdienten.

Aber die Rivalität unter den Patriarchen war geschäftsschädigend: Als sich der Anführer einer italienischen Gang in East Harlem 1930 eigenmächtig zum Boss aller Mafiosi in New York ernannte und von den übrigen italienischen Gangstern Tribut verlangte, brach Krieg mit einer anderen Bande aus, deren Oberhaupt nicht zahlte.

Die beiden Gangs rekrutierten Kämpfer aus anderen Städten, ihre Chefs schützten sich mit Leibwächtern, wagten sich nur noch in Konvois aus gepanzerten Autos auf die Straßen. Andershalb Jahre dauerte der Kampf, in dessen Verlauf vermutlich 14 Mafiosi starben sowie ein unbeteiligter Passant.

Auch der selbsternannte Boss New Yorks überlebte nicht. Er fiel am 15. April 1931 dem Mordkomplott eines Untergebenen zum Opfer.

Der Drahtzieher des Attentats ist der 34-jährige Charles „Lucky“ Luciano, ein schwächlicher Mann mit vernarbtem,



Charles „Lucky“ Luciano ist die treibende Kraft hinter der Allianz der Mafia-Bosse. Der Gangster, ebenso intelligent wie aggressiv, will die Organisation den modernen Zeiten anpassen – und seinen eigenen Clan wie ein Manager führen

bedrohlich teilnahmslos wirkendem Gesicht, ein alphabetischer Schulabbrecher. Er ist mit neun Jahren aus Palermo angekommen, verdiente sein Geld als Taschendieb. Oft wird er verhaftet, wegen bewaffneten Raubüberfalls, Waffenbesitzes, illegalen Glücksspiels oder Drogenhandels, allerdings nur einmal zu acht Monaten Gefängnis verurteilt. Ein Psychiater beschreibt ihn als hochintelligent, aber „aggressiv“ und „antisozial“.

In der Lower East Side freundet er sich mit jüdischen Kriminellen an, mit denen er sein Leben lang geschäftlich verbunden bleibt. Vom Heroidealer arbeitet er sich zu einem der wichtigsten Männer eines der beiden 1930 um die Herrschaft ringenden Bosse empor.

Anders als sein Chef, der in den Mafia-Traditionen Siziliens verwurzelt ist, gehört er zu jenen Männern, die zwar noch in Italien geboren worden sind, aber in den USA aufwachsen. Sie sprechen auch Englisch – oder zumindest ein Kauderwelsch beider Sprachen und verstehen den Slang der Straße.

Bald erkennt Luciano, wie ruinös das Ringen der alten Patriarchen ist. Denn die blutigen Fehden erregen die Aufmerksamkeit von Polizei und Justiz.

Zudem verärgert den Aufsteiger der Widerstand seines Patriarchen gegen Drogenhandel und gegen eine Zusammenarbeit mit nichtitalienischen Kriminellen, etwa jüdischen Gangstern.

So betreibt Luciano die Ermordung des eigenen Chefs – und steigt dadurch selbst zum Oberhaupt der mit mehr als 300 Mitgliedern größten New Yorker

Mafia-Gang auf. Er entscheidet nun in seiner „Familie“ – wie die Großbanden genannt werden –, in welche Geschäfte investiert wird und auch, ob ein Konkurrent oder Familienmitglied aus dem Weg geräumt werden soll.

Wie bei den anderen Gangs dient unter dem Boss der *sottocapo*, der zweite Mann. Darunter führen *capidecina* Gruppen von bis zu Hundert „Soldaten“, die das Geld einbringen, indem sie erpressen, stehlen, schmuggeln und mit „Assoziierten“ zusammenarbeiten, die etwa Fluchtautos fahren, aber keine Mitglieder der Familie sind.

Luciano ist entschlossen, die Mafia zu revolutionieren, sie dem Geschäftsleben der Neuen Welt anzupassen. Ihn interessiert nicht das Gerede über Ehre und Respekt, sondern: die Bilanz. Seine Familie will er nicht wie ein väterlicher Clanchef führen, sondern wie der Vorstandsvorsitzende eines Konzerns. Und er strebt nach einer nationalen Übereinkunft, die allen Familien ein gedeihliches Wirtschaften ermöglicht. Im Mai 1931 reist er zur Mafia-Konferenz nach Chicago und setzt sich dort für die Gründung der Commission ein.

Doch zunächst tritt der erhoffte Frieden nicht ein: Als sich kurz nach dem Treffen von Chicago der alte Rivale seines Vorgängers ebenfalls zum „Boss aller Bosse“ aufschwingt, lässt ihn Luciano mit Hilfe seiner jüdischen Gangsterkollegen ermorden. Es gelingt ihm, den Anschlag

als Selbstverteidigung darzustellen und sich mit dem Nachfolger des Opfers auszusöhnen. So wird er zu New Yorks einflussreichstem Mafioso. Nun kann er endlich neue Regeln durchsetzen.

Zwar bekräftigt Luciano, dass die aus Sizilien überkommenen Gesetze weiterhin gelten sollen: Mitglied einer Familie kann nur werden, wessen Vater und Mutter aus Sizilien oder dem Süden Italiens stammen; jeder Mafioso schuldet dem Chef seiner Familie und seinen Vorgesetzten Gehorsam und ist bei Todesstrafe an das Schweigegelübde der *omertà* gebunden; Frau und Tochter eines anderen Mitglieds sind für ihn tabu; jeder Boss herrscht weiterhin uneingeschränkt über seine eigene Familie.

Doch um den Frieden zu wahren, stimmen die Bosse Lucianos Vorschlag zu, dass nur noch verstorbene Mafiosi durch Neumitglieder ersetzt werden. Dieser Einstellungsstopp soll verhindern, dass eine Familie auf Kosten der anderen expandiert.

Zudem wird es künftig in jeder Familie einen *consigliere* geben, eine Art Ombudsmann, der interne Konflikte lösen und Streitigkeiten mit anderen Familien beilegen soll. Als oberstes Beratungsgremium soll die Commission fungieren, in der die sieben wichtigsten Bosse aus New York, Chicago und Buffalo zusammenzutreffen, wenn zwei Parteien sie anrufen. Niemand kann sich mehr zum Boss der Bosse erheben.

Selbstverständlich wird keine Abmachung schriftlich fixiert, hinterlassen die Teilnehmer der Konferenz von Chicago kein Protokoll. Dennoch hat sich die Mafia der USA mit den Neuerungen des Jahres 1931 erstmals auf so etwas wie allgemeine Geschäftsbedingungen verständigt. Sie ist bereit für Expansion.

ANFANG DER 1930ER JAHRE hat sich der Handel mit illegalem Alkohol fast überlebt. Im Dezember 1933 wird der Kongress die ohnehin unpopuläre Prohibition endgültig aufheben. Es ist Zeit, neue Geschäftsideen zu entwickeln.

Fünf Kinder werden schwer verletzt, als diese New Yorker Gang einen Mordanschlag auf einen Gegner verübt. Solche Banden werden von den großen Mafia-Familien nach und nach verdrängt. Aber die Gewalt bleibt



Der jüdische Gangster Louis »Lepke« Buchalter leitet eine Einheit von Profikillern, die von 1933 an für das Mafia-Kartell Aufträge erledigt. Ein Journalist gibt der Truppe später den Namen »Murder Inc.«: »Mord GmbH«

Besonders entschieden expandiert Lucky Luciano. Er drängt in den »Garment District« vor, die im Süden Manhattans ansässige Textilindustrie.

Die Branche ist fest in der Hand jüdischer Gangster, die mit ihren Beziehungen zu Gewerkschaftsführern einerseits Unternehmer erpressen, indem sie mit Streiks drohen, und andererseits gewerkschaftsfreie Fabriken betreiben, deren Angestellte schlecht bezahlt werden. Oder die sich als Risikokapitalgeber engagieren: Kleineren Firmen, die von den Banken keinen Kredit bekommen, leihen sie Geld – gegen Wucherzinsen und einen Anteil des Gewinns.

Luciano investiert sein Geld aus dem Alkoholschmuggel in den Garment District; die jüdischen Kriminellen müssen sich mit der Rolle von Juniorpartnern zufriedengeben. Nun ist er es, der dort wichtige Posten vergibt, Tarifverträge mitbestimmt und Schmiergelder von den Fabrikbesitzern kassiert.

Die fünf Mafia-Familien von New York sind inzwischen mächtig genug, auch das lukrative Geschäft jüdischer



Bosse mit koscherem Geflügelfleisch zu kontrollieren. Die Branche setzt in der Stadt mit der größten orthodoxen Gemeinde weltweit jedes Jahr 50 Millionen Dollar um.

Ein italienischer Unterboss übernimmt dort die Macht mithilfe einer Handelsvereinigung, in der er – durch

Die Mörder hinterlassen Botschaften an den Körpern ihrer Opfer

Drohung und Profitversprechen – die meisten Geflügelzüchter, Schlachter und Großhändler zusammenbringt. Fortan setzt er Preise fest, weist jeder Firma einen Marktanteil zu und hält neue Wettbewerber aus dem Geschäft. Dafür zahlt jeder Unternehmer eine Gebühr an die Mafia-Vereinigung, die er über höhere Preise an seine Kunden weitergibt.

Auch den Hafen von New York, den wichtigsten Umschlagplatz der USA, bringt die Mafia zu großen Teilen unter ihre Kontrolle, weil sie über die lokale Gewerkschaft jene Vorarbeiter einsetzt, die die zumeist freiberuflichen Schauerleute einteilen. Macht ein Frachter an den Piers fest, lässt sich die Mafia auf diese Weise gleich zweimal bezahlen: von den Stauereien, damit überhaupt Arbeiter antreten; und von den Arbeitern, damit gerade sie mit einem Entladejob beauftragt werden.

Ganz nebenbei eröffnet das dabei gewonnene Insiderwissen über wertvolles Frachtgut, das im Hafen eintrifft, neue Geschäftschancen: beim Stehlen oder Kidnappen von Schiffsladungen.

Die fünf Familien beherrschen schließlich auch den Fischmarkt, den Fleisch-, Obst- und Gemüsegroßhandel in Manhattan und Brooklyn; sie dominieren Baufirmen und Fuhrunternehmen, machen Geschäfte mit Drogen, Prostitution und illegalem Glücksspiel.

Diesen Mann hat ein Killer mit 48 Stichen getötet, verschnürt und in einen Koffer gezwängt

Jeder der New Yorker Bosse gebietet über ein Netz aus illegalen Unternehmungen. Doch zur Tarnung betreiben sie auch legale Geschäfte: eine Wäschelei etwa, einen Käsegroßhandel, ein Beredungsinstitut (wo einem Gerücht zufolge die Leichen von Mafia-Opfern manchmal in Särgen mit doppeltem Boden entsorgt werden). Ein Boss wird später mit der „Mama-Mia Olive Oil Company“ zum größten Importeur von Olivenöl und Tomatenmark in den USA.

Die Firmen ermöglichen es den Mafiosi, als legale Geschäftsleute aufzutreten. Und ihren aufwendigen Lebensstil gegenüber dem Finanzamt zu rechtfertigen. Luciano etwa wohnt, unter dem Pseudonym „Charles Ross“, in einer Drei-Zimmer-Suite im Luxushotel „Waldorf-Astoria“; die jährliche Miete von 7600 Dollar entspricht etwa dem fünffachen Jahresgehalt eines Fabrikarbeiters. Er trägt Maßanzüge, speist in exklusiven Restaurants, besitzt ein Privatflugzeug.

Nicht nur in New York, auch in vielen anderen Städten des Landes, so in Boston oder Philadelphia, müssen sich jüdische und irische Gangs bald der Übermacht der Mafia beugen. Sie hat Einfluss in den Filmstudios von Hollywood und in der Auto-Industrie Detroit.

ZWEI JAHRE nach Gründung der Commission beschließen die Mafia-Bosse, ihr Wirtschaftsmodell zu perfektionieren. Sie delegieren jene Tätigkeit, die einen reibungslosen Ablauf ihrer Geschäfte garantieren soll, an eine eigenständige Abteilung: das Morden.

Vermutlich im Auftrag Luciano stellt der jüdische Gangster Louis „Lepke“ Buchalter – der zu den Kriminellen gehört, mit denen Luciano den Garment District kontrolliert – im Frühjahr 1933 den Kontakt zu einer Gruppe von Killern her. Diese etwa ein Dutzend jüdischen und italo-amerikanischen Gangster aus Brooklyn sollen, geleitet von Buchalter, für die Mafia künftig Morde erledigen. Dafür erhalten sie die Konzession für das illegale Würfelspiel in Brooklyn und 12 000 Dollar im Jahr als festes Honorar. Ein Journalist wird der Todesschwadron später den Namen „Murder Incorporated“ (etwa „Mord GmbH“) geben.

Tatsächlich betreiben die Männer aus Brooklyn den Mord wie ein Gewerbe, sie wissen, wie man effektiv tötet. Durch

viele Exekutionen für unterschiedliche Auftraggeber haben die Mitglieder von Murder Inc. ihr Handwerk geschult. Einer von ihnen übt regelmäßig, indem er auf die Köpfe lebender Hühner schießt.

Das Büro der Killer ist ein Süßwarenladen an der Kreuzung Saratoga Avenue/Livonia Avenue, gleich neben der Hochbahn. Dort warten die Männer, rauchen, spielen Karten, bis das Telefon läutet und ein Auftrag an sie erteilt.

Dann machen sich einer oder zwei wie Handelsreisende auf den Weg zum vereinbarten Treffpunkt in New York oder nehmen den Zug nach Boston, Chicago, Philadelphia oder einer anderen Stadt, in der sich das Opfer aufhält. Ein Verbindungsmann der örtlichen Mafia empfängt sie am Bahnhof, führt sie unauffällig in die Nähe der Zielperson und identifiziert sie mit einem Fingerzeig.

Eine Weile studieren die Killer die Gewohnheiten ihres Opfers, wählen den Zeitpunkt aus, eine abgelegene Gasse oder ein Feld als Tatort, eine passende Tötungsmethode. Mal entscheiden sie sich für erschießen oder erdrosseln, mal für erstechen, ertränken, totschießen oder lebendig begraben.

Einer der Killer von Murder Inc. schlingt seinem Opfer üblicherweise ein Seil oder eine Wäscheleine um den Hals und erwürgt es mit einer einzigen präzisen Bewegung. Manchmal versetzen die Männer dem Unglücklichen mit einem

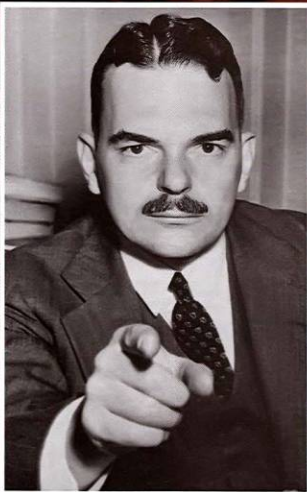
kleinen Eispickel einen Schlag durch das Ohr ins Gehirn. Bei einer oberflächlichen Obduktion könnte es so aussehen, als sei das Opfer an einer natürlichen Hirnblutung gestorben.

Doch wenn die Mafia es so will, hinterlassen die Männer der Murder Inc. zur Warnung auch Botschaften an den Körper der Ermordeten. Informanten etwa, die mit der Polizei zusammengearbeitet haben, stopfen sie eine Ratte oder einen Kanarienvogel in den Mund. Wer sich bereit erklärt hatte, vor Gericht als Zeuge gegen die Mafia aufzutreten, dem stechen sie die Augen aus. Wer die Verwandte eines Mafioso belästigt oder verführt hat, den kastrieren sie.


Nach erledigter Arbeit reisen die Killer sofort wieder ab. Dieses Delegieren der Mordaufträge hat für die Commission einen unschätzbaren Vorteil: Die örtliche Polizei findet bei ihren Ermittlungen später im Umfeld des Opfers keinerlei Hinweise auf den Mörder und kann Motiv und Tat nicht auf plausible Weise miteinander in Verbindung bringen. Die Auftraggeber stellen zudem sicher, dass sie zum Zeitpunkt des Mordes überzeugende Alibis haben; und der Killer kennt ihre Namen nicht.

Mindestens 60 Menschen fallen Murder Inc. in den folgenden Jahren zum Opfer, vielleicht auch weit mehr als 100. Es sind vor allem Männer aus dem Organisierten Verbrechen, Mafiosi, die die eigenen Gesetze gebrochen haben, Verräter, Betrüger oder Konkurrenten.

Die US-Ermittlungsbehörden ahnen in den frühen 1930er Jahren nichts von dieser Todesschwadron. Auch nichts von der Professionalisierung und dem Organisationsgrad der Mafia – nicht einmal, dass es eine solche überregionale Verbindung in den USA überhaupt gibt. (Unter ihren Mitgliedern ist der Name „Mafia“ übrigens verpönt. Vor allem die New Yorker nennen ihr Kollektiv „Cosa Nostra“ – „Unsere Sache“ – doch erst in den 1960er Jahren wird dieser Name den Ermittlern durch eine Zeugenaussage bekannt.)



Lange gehen die Behörden kaum gegen die Mafia vor. Erst der junge, nicht korrupte New Yorker Staatsanwalt Thomas E. Dewey verfolgt ab 1935 Bosse wie Luciano. Doch auch ihm bleibt das wahre Ausmaß der Organisation verborgen



Mit Revolvern und den neuartigen Maschinenpistolen morden die Auftragskiller der Mafia. Müssen sie diskreter vorgehen, wählen sie den Eispickel oder die Würgeschlinge

Richter und Politiker tötet die Mafia nicht. Sie besticht sie

Viele Verantwortliche wollen auch gar nichts wissen. Die Mafia-Bosse verfügen in New York über hervorragende Beziehungen zu Politikern der Demokratischen Partei, die die Stadt regiert. Diese beeinflussen gegen Bezahlung die Nominierung und Wahl der Staatsanwälte. So ist den Mafiosi eine wenig aufmerksame und äußerst milde Justiz garantiert.

Doch im Sommer 1935 wird Thomas E. Dewey zum Sonderstaatsanwalt in Manhattan ernannt, ein junger, nicht korrupter Jurist. Die *grand jury*, ein Gremium, das entscheidet, welche Anklagen erhoben werden, hat zuvor energisch darauf gedrängt, das sich ausbreitende gewerbsmäßige Verbrechen in der Stadt endlich unabhängig zu untersuchen.

Der Sonderstaatsanwalt stellt ein eigenes Team aus ehrgeizigen Ermittlern und erstklassigen Juristen zusammen.

Dewey will zunächst gegen die illegale Straßenlotterie vorgehen, das „Numbers Game“. Zehntausende vor allem arme New Yorker tippen bei Einsätzen von wenigen Cents auf eine dreistellige Ziffernfolge. Die Gangster, die das Spiel organisieren – bei dem einer Schätzung zufolge jedes Jahr allein in Harlem im Norden Manhattans 20 Millionen Dollar umgesetzt werden –, zahlen keinerlei Steuern auf ihren Profit.

1935 beherrscht jedoch nicht die Mafia, sondern ein jüdischer Gangster namens Arthur Flegenheimer, genannt

„Dutch Schultz“, die Straßenlotterie in Harlem – der letzte unabhängige Gangschef, der sich neben den fünf Familien in New York behaupten kann.

Thomas E. Dewey plant nun, Schultz wegen Steuerhinterziehung vor Gericht zu bringen. Daraufhin wendet sich Schultz an die Mafia. Er meint, es müsse auch im Interesse der Italiener liegen, den lästigen Staatsanwalt zu beseitigen. Ihre Auftragskiller, so Schultz, sollen Dewey erledigen.

Die Commission tritt zu einer Sondersitzung zusammen. Die Bosse sind sich bald einig: Der Mord an einem hohen Justizbeamten würde viel zu viel Aufsehen erzeugen und landesweite Nachforschungen provozieren. Die Commission beschließt, Dewey nicht töten zu lassen.

Sondern Schultz.

Weil der Gangster den Beschluss nicht akzeptiert.

Am 23. Oktober 1935 wickeln zwei Killer von Murder Inc. den Auftrag ab – kaltblütig wie immer. Sie lassen sich zu Schultz' Hauptquartier fahren, einem Steak-Restaurant in Newark. Einer der Männer hält das Personal im sonst leeren Gastraum in Schach. Der andere geht ins Hinterzimmer und eröffnet

das Feuer auf drei von Schultz' Gangstern, die an einem Tisch sitzen, ehe er Schultz im Waschraum entdeckt und niederschießt. Als draußen eine Sirene aufheult, flüchten die Auftragsmörder. Schultz schafft es noch, sich in den Gastraum zu schleppen, und bricht dort zusammen. In seinen letzten Stunden im Krankenhaus redet er wirr – aber er nennt keine Namen.

Wenig später richtet Staatsanwalt Dewey – der nicht ahnt, dass ihm die Commission das Leben gerettet hat – seine Untersuchungen auch gegen den mächtigsten Boss des Kartells: Lucky Luciano. Der lebt deutlich auffälliger als andere Bosse, und sein luxuriöser Lebensstil ist den Ermittlern nicht verborgen geblieben – die Erklärungen des Gangsters, er finanziere ihn durch legales Glücksspiel und Sportwetten, überzeugt sie nicht.

Nach Abhören von Telefongesprächen verschiedener Bordelle vermuten Deweys Mitarbeiter, dass eine organisierte Bande rund 300 Freudenhäuser in Manhattan und Brooklyn kontrolliert. Und dass Luciano deren Chef ist.

Zwei Prostituierte und mehrere Zuhälter sind bereit, gegen ihn auszusagen; womöglich setzt Deweys Team die Zeugen unter Druck, indem er ihnen mit langen Haftstrafen droht. Denn Luciano profitiert zwar vom Geschäft mit der Prostitution – über seine Mittelsmänner, die den Bordellen Teile der Einnahmen abpressen –, doch er selbst ist nie direkt beteiligt, indem er etwa Bordelle beaufsichtigt.

Dennoch wird der Mafia-Boss 1936 verhaftet und als Verantwortlicher für den Prostitutionsring angeklagt. Nach einem Gerichtsverfahren wird er zu 30 bis 50 Jahren Haft verurteilt. Das harte Urteil ist umstritten, weil die Beweise spärlich sind. Lucianos eigentliche Geschäfte aber bleiben unentdeckt.

Zudem zeigt sich nun, dass die von ihm vorangetriebenen Reformen von 1931 greifen. Als Luciano ins Gefängnis geht, hält der Friedenspakt. Es gibt keinen Nachfolgekrieg um die Geschäftsfelder, die sein Mafia-Zweig kontrolliert. Ein Stellvertreter führt die Unternehmungen weiter, solange der Chef in Haft ist. (Luciano wird 1946 begnadigt, weil

er während des Weltkriegs seinen Einfluss genutzt haben soll, um Sabotage im Hafen von Brooklyn zu verhindern. Er muss jedoch die USA für immer verlassen und stirbt 1962 in Neapel eines natürlichen Todes.)

SOMMER 1939. Nur vier Jahre nach der Ermordung von Schultz müssen die Mafia-Bosse erneut eine schwierige Ent-

scheidung fällen. Und diesmal sind sie selbst in Gefahr. Denn die Mitarbeiter von Staatsanwalt Dewey haben Louis „Lepke“ Buchalter im Visier, den Kopf von Murder Inc.

Zwar sind sie nicht seiner Todes-einheit auf die Spur gekommen, aber sie haben Hinweise darauf gefunden, dass Buchalter von Firmen und Gewerkschaften bis zu zehn Millionen Dollar pro Jahr erpresst, indem er nach Mafia-Manier Unternehmer und Arbeiter gegeneinander ausspielt. Zudem verdient er Geld durch die Vergabe von Wucherkrediten und mit Drogengeschäften.

Der Gangster war zwei Jahre zuvor untergetaucht, hatte aber von seinem

Der FBI-Chef leugnet über viele Jahre die Existenz der Mafia

Dutch Schultz, Anführer der letzten großen Konkurrenz-Gang der Mafia, sitzt tödlich getroffen in einem Restaurant. Lucky Luciano und Lepke Buchalter teilen nach der Ermordung die Pfründe auf, die Schultz hinterlässt

Von bewaffneten Polizisten begleitet, geht Lepke Buchalter 1943 zum Gericht. Es bestätigt das Todesurteil gegen den Chef von Murder Inc. Als einziger prominenter Gangsterboss der USA wird er auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet

Versteck aus seinen Killern den Befehl gegeben, mögliche Zeugen gegen ihn zu liquidieren. Und tatsächlich gelang es den Männern von Murder Inc., innerhalb von zwölf Monaten mindestens sieben Menschen zu töten.

Allerdings verschärfen die Morde die Ermittlungen, zumal die Profis wegen einer Verwechslung im Juli 1939 einen Unbeteiligten erschießen. Auf Buchalters Kopf werden 25 000 Dollar Belohnung ausgesetzt, mehr als 100 000 Fahndungsplakate hängen überall im Land.

Die Mafia-Bosse beschließen, Buchalter auszuliefern. Sie legen ihm nahe, sich der Bundesbehörde FBI zu stellen, die nur wegen der Rauschgiftvergehen gegen ihn ermittelt. So könnte sich der Gangster dem in Verbrecherkreisen gefürchteten Dewey entziehen, der nur bei Fällen in New York City Anklage erheben darf.

Lepke vertraut seinen Partnern und begibt sich tatsächlich im August 1939 in die Hände der Bundespolizei. Er wird zu 14 Jahren Gefängnis verurteilt.

Doch kurz darauf bietet Abe Reles, einer der Killer von Murder Inc., der New Yorker Staatsanwaltschaft einen Deal an: Wenn er nicht angeklagt wird, würde er auspacken. Tatsächlich berichtet Reles, der selbst mindestens elf Exekutionen ausgeführt hat, umfassend über das Geschäft mit den Morden, beschreibt die Planungen und nennt auch Buchalters Namen.

Der Pate der Todesschwadron wird 1941 in New York wegen Mordes angeklagt. Er stirbt drei Jahre später auf dem elektrischen Stuhl – als erste (und einzige) hochrangige Gestalt des Organisierten Verbrechens in den USA. Auch sechs seiner Murder-Inc.-Killer werden hingerichtet, drei weitere zu langen Haftstrafen verurteilt, unter ihnen auch der Mörder von Dutch Schultz.

Das ist das Ende der Todesschwadron aus Brooklyn.

Doch auch der Hauptbelastungszeuge überlebt nicht: Abe Reles stirbt noch 1941 unter mysteriösen Umständen im



Polizeigewahrsam; der Ex-Killer stürzt ab, als er, bewacht von sechs Beamten, angeblich versucht, an zusammengeknöteten Bettlaken aus dem sechsten Stockwerk eines Hotels zu klettern. Eine Zeitung berichtet über das Ende des geständigen Auftragsmörders unter der Schlagzeile: „Der Kanarienvogel, der singen, aber nicht fliegen konnte“.

Durch Reles' Tod bleiben die Verbindungen der Killertruppe zur Mafia unaufgedeckt. Ob letztlich die New Yorker Mafiosi durch einen geschickten Plan ihrer Todesschwadron entledigt haben, indem sie erst Reles als Kronzeugen gegen Lepke und seine Mörder-Kollegen gewonnen und ihn dann beseitigt haben, wird vermutlich nie geklärt werden. Es gibt immerhin das Gerücht, einer der Bosse habe 100 000 Dollar auf den Kopf von Reles ausgesetzt.

Die Ermittlungsbehörden jedenfalls wissen auch ein Jahrzehnt nach der Gründungskonferenz von Chicago immer noch nicht, dass es eine nationale Mafia-Kommission gibt. Das stille Kartell der Bosse bleibt unangetastet.

Für die Mafia hält der Boom auch im Krieg an. Nachdem die USA im Dezember 1941 in den Kampf gegen Japan und Deutschland eingetreten sind, lassen Rüstungsaufträge die Wirtschaft wieder wachsen. Und abermals profitiert die Mafia. Denn die staatliche Rationierung vieler Lebensmittel,

von Benzin, Reifen und Schuhen macht den Schwarzmarkthandel mit Rationsmarken für diese Waren zu einem lukrativen Geschäft.

Das Kartell arbeitet weiterhin im Verborgenen, die Machtteilung der Familien bewährt sich auch im Krieg. Und die Mafiosi profitieren vom Starrsinn des höchsten Ermittlers: J. Edgar Hoover, der Direktor des FBI, erklärt es zum Hirngespinnst, dass es in den USA eine Mafia-Organisation oder ein nationales Verbrecher-Syndikat gebe.

Der FBI-Chef jagt lieber gewöhnliche Entführer und Bankräuber, Spione und Saboteure, die die Grenzen der einzelnen Bundesstaaten übertreten. Während des Kalten Krieges machen seine Männer Hatz auf Sowjet-Agenten, angebliche Kommunisten und linke „Vaterlandsverräter“.

Hoover hasst lange, umständliche Ermittlungen, die teuer sind und im Fall des Organisierten Verbrechens oft nur zu bescheidenen Erfolgen führen. Zudem befürchtet er, dass Gangster seine Agenten bestechen und so das Ansehen des FBI untergraben könnten.

Und er argwöhnt, dass Unterweltbosse Kongressabgeordnete und Senatoren schmieren, die dann per Gesetz das Budget des FBI kürzen. (Seine Untätigkeit hat zu nie bewiesenen Spekulationen geführt, die Mafia habe kompromittierende Informationen über Hoover besessen, mit denen sie ihn erfolgreich von einer Verfolgung abhalten konnte.)

Lucky Luciano, in den 1930er Jahren mächtigster Mann des Mafia-Kartells, stirbt 1962 an einem Herzinfarkt in Neapel

Im Krieg boomt die US-Industrie – und die Bosse profitieren

Hoover überlässt die Ermittlungsarbeit gegen Gangster den örtlichen Behörden. Der FBI-Chef verbietet seinen Untergebenen sogar, in internen Kommunikationen das Wort „Mafia“ zu verwenden. Nur die US-Bundesdrogenbehörde vermutet bereits Ende der 1940er Jahre, dass zumindest der Rauschgift-handel in den USA zentral von italo-amerikanischen Banden kontrolliert wird. Doch vorerst geschieht nichts.

Erst 1950 untersucht eine Kommission des US-Senats landesweit die „Aktivitäten im Bereich Glücksspiel und Schutzgelderpressung“. In 14 Städten kommt es zu Anhörungen, mehr als 600 Zeugen werden vorgeladen, darunter auch Frank Costello, der Nachfolger Lucianos, der sich als „Geschäftsmann“ ausgibt. 1951 hält die Senatskommission in ihrem Abschlussbericht fest, dass in den USA tatsächlich eine Mafia existiere, die unterstützt werde durch korrupte Politiker und Polizisten.

Das wahre Ausmaß der kriminellen Aktivitäten aber erkennt das Gremium nicht, und der US-Kongress erlässt keine Gesetze gegen das Organisierte Verbrechen.

Einer Schätzung zufolge übersteigt das Gesamtvermögen des Mafia-Kartells

in den 1950er Jahren bereits das der 500 erfolgreichsten Unternehmen des Landes zusammen. Allein in den fünf New Yorker Familien arbeiten mehr als 2000 Mafia-Mitglieder, unterstützt von Tausenden „Assoziierten“. Im ganzen Land leben etwa 5000 Mafiosi.

Sechs weitere Jahre, bis 1957, hält der Frieden unter den Mafia-Familien. Dann wird Frank Costello von dem Killer eines Widersachers angeschossen. Im selben Jahr lassen drei hochrangige Mafiosi einen der anderen New Yorker Bosse in einem Friseursalon erschießen.

Die Kommission ruft daraufhin zu einem Krisentreffen ins abgelegene Dorf Apalachin, rund 300 Kilometer nordwestlich von New York. Durch Zufall werden Polizisten auf die merkwürdige Versammlung in einem Privatanwesen aufmerksam. Sie nehmen 58 Männer fest – fast die gesamte Führungsspitze der amerikanischen Mafia.

Doch die Polizei muss am Ende alle Gangster wieder freilassen – weil nichts gegen sie vorliegt.

Immerhin nimmt nun auch FBI-Chef Hoover den Kampf gegen das Organisierte Verbrechen auf. Er weist jedes FBI-Büro im Land an, für seine Region

eine Liste der „zehn Top-Ganoven“ (das Wort Mafioso ist noch immer tabu) zu erstellen, gegen die gezielt ermittelt werden soll. Und er lässt seine Agenten heimlich Wanzen in mutmaßlichen Mafia-Treffpunkten platzieren – ohne dass ein Gericht die Abhörmaßnahme gebilligt hätte. Um 1960 verfügt das FBI zwar über eine vollständige Mitgliederliste der Commission, kann sie aber nicht für eine Anklage verwenden.

Erst ein Verrat aus den eigenen Reihen macht die Commission einer breiten Öffentlichkeit bekannt, mehr als 50 Jahre nach ihrer Gründung.

1983 bricht der Ex-Boss einer der New Yorker Familien, Joseph Bonanno, das Schweigegelübde und berichtet in seiner Autobiografie aus erster Hand über das Treffen in Chicago im Mai 1931.

Bei einem Prozess, der in den 1980er Jahren auf die Enthüllungen folgt, werden mehrere hochrangige Mafia-Bosse zu Haftstrafen von jeweils 100 Jahren verurteilt.

Und doch: Den Behörden gelingt es nicht, die Commission dauerhaft zu zerschlagen.

Das Geschäftsmodell von 1931 besteht weiter. Bis heute. □

Während Ralf Berhorst, 44, an diesem Text schrieb, meldeten Zeitungen und Fernsehsender „die größte Mafia-Razzia der US-Geschichte“. In New York und Umgebung, wo noch immer die legendären fünf „Familien“ aktiv sind, hatten FBI und Polizei mehr als 120 mutmaßliche Mafiosi festgenommen. Für den Autor der bisher eindrucksvollste Beweis der Aktualität eines historischen Themas.

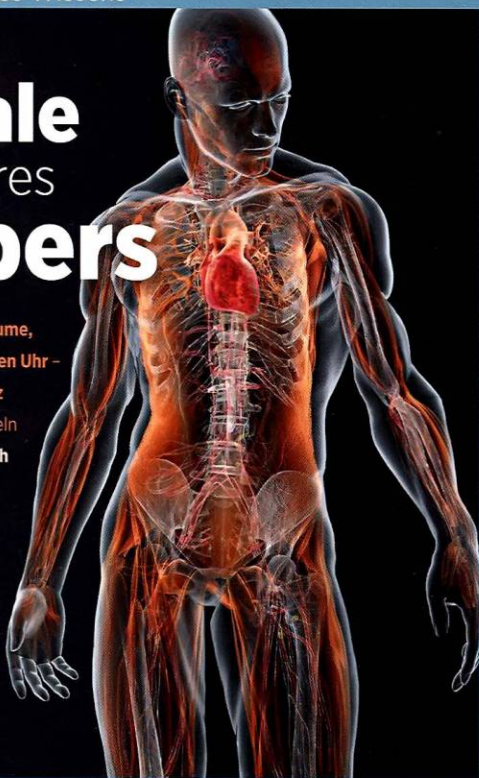
Literaturempfehlungen: Thomas Repetto, „American Mafia. A History of Its Rise to Power“, Owl Books: gute Darstellung über den Aufstieg der US-Mafia in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Rich Cohen, „Murder Inc. oder Nicht ganz koscere Geschäfte in Brooklyn“, S. Fischer Verlag: gut recherchiertes, eher journalistisches Buch.

Ihr Körper teilt Ihnen täglich viel mit.
Wir übersetzen für Sie.

GEOkompakt Nr. 26

Die Grundlagen des Wissens

Die Signale unseres Körpers



www.GEOkompakt.de

Die Botschaften der Träume,
das Geheimnis der inneren Uhr –
Was Schmerz
über enträtseln
Der Mensch

GEOkompakt DVD

WUNDERMASCHINE MENSCH



NATIONAL GEOGRAPHIC
Expedition in die Innenwelt des Homo sapiens

Auch mit DVD erhältlich*

* Heft ohne DVD: 8,50 € (A: 9,80 € / CH: 17,60 CHF).
Heft mit DVD: 15,90 € (A: 17,90 € / CH: 35,00 CHF).

DER ORDEN

Ende der 1920er Jahre entsteht in der Sowjetunion eine geheimnisvolle Bruderschaft von Berufsverbrechern. Sie wird ausgerechnet in jenem System groß und mächtig, das die Kriminellen eigentlich disziplinieren soll: in den Straflagern des Gulag

VON WALTER SALLER



DER DIEBE



Wohl um 1928 schließen sich vor allem professionelle Diebe und Räuber in den Lagern des Sowjet-Gulag zu den *Wory w Sakone* zusammen, den »Dieben im Gesetz«. Ihre Mitglieder, denen die Haft als Auszeichnung gilt, erkennen einander an aufwendigen Tätowierungen (hier eine spätere Aufnahme)

Die zerlumpten, ausgemergelten Gestalten wühlen sich mit Hacken und Schaufeln in die Erde, treiben Stollen in massiven Fels, brechen Erz aus Gestein. Die Männer ringen nach Luft bei der Schinderei. Doch rücksichtslos treiben Aufseher die Sträflinge an. Mit Gebrüll, mit Schlägen. Die För-

dernorm an Gold, Nickel oder Kohle muss erfüllt werden. Um jeden Preis.

Die Zwangsarbeit in den Minen dezimiert die unterernährten Häftlinge. Viele sind aus politischen Gründen in das mörderische Räderwerk des Gulag geraten. Gulag steht für *Glawnoje Uprawljenje Lagerej* – „Lager-Hauptverwaltung“ – und bezeichnet ein gewaltiges Netz von Strafcamps, das die UdSSR durchzieht. Zahlreiche Lager liegen jenseits des Polarkreises, im fernen Osten Sibiriens. Allein in der Region von Kolyma, in der das Thermometer im Winter mitunter Temperaturen von minus 50 Grad Celsius anzeigt, sind es mehr als 100 Lager, in denen um 1940 fast 140 000 Häftlinge zusammengepfercht sind.

„Schmutz“ nennt der Sowjetführer Josef Stalin die politischen Gefangenen.

Mauern, Stacheldraht und hölzerne Wachtürme sichern viele Lager. Die

Häftlinge hausen in elenden Baracken. Immer wieder brechen Fleckfieber, Ruhr und andere Seuchen aus. Während der Winter fallen die Häftlinge in großer Zahl der arktischen Kälte zum Opfer. Zudem eröffnen die Wärter schon aus nichtigstem Anlass das Feuer auf sie. Oder hetzen Hunde los.

Der Gulag ist die Hölle. Doch die wohl schlimmste Marter sind für die meisten Häftlinge die Männer mit den Kreuzen aus Aluminium, Gefangene wie sie.

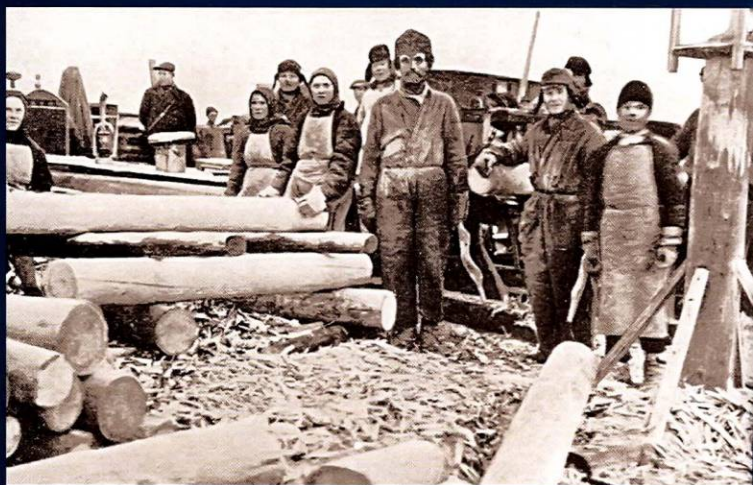
Wory w Sakone, „Diebe im Gesetz“, nennen sie sich, kurz Wory. Als Erkennungszeichen ihrer düsteren Bruderschaft, nicht als Symbol des Glaubens, tragen sie das Kreuz um den Hals.

Ihre Körper sind über und über tätowiert mit rätselhaften, oft obszönen Figuren und Zeichen. Ihre Gebisse glänzen vor Gold oder Silber. Selbst im größten Dreck der Lager kleiden sich viele von ihnen in dunkelblaue Dreiteiler, fast wie Diplomaten. Ganz im Kontrast dazu stecken sie ihre Hemden nicht in die Hosen und tragen rindslederne Stiefel.

Die Wory sind die mächtige Elite der Berufsverbrecher. Und sie bestimmen die Regeln für die anderen Häftlinge. Sie terrorisieren sie, stehlen ihr Brot, rauben ihre Habe, zwingen sie zu Frondiensten. Wer sich widersetzt, wird brutal gebrochen.

Die Diebe im Gesetz arbeiten nicht, berichtet der Schriftsteller Lew Rasgon später, der 17 Jahre im Lager war, aber „sie belegten alle anderen mit Geldabgaben. Dafür wurden sie von den Lagerinsassen blindwütig gehasst“.

Manchmal spielen Gangsterbosse auch Karten um das Leben eines Häftlings. „Und wenn sie jemanden verspielt hätten und der Betroffene umgebracht werden musste“, notiert Rasgon, „dann erledigten das minderjährige Jungen.“ Für eine



Ration Brot. Denn ein Wory darf nur töten, um sein Leben oder seine Ehre zu verteidigen.

Die Wory sind streng organisiert, mit eigener Hierarchie, eigenen Regeln, eigener Sprache. Und in ihrer Art ist diese Bruderschaft ohne Beispiel unter den Verbrecherorganisationen anderer Länder. Denn sie sind ein Produkt des Gulag. Die Haft ist für sie eine Auszeichnung. Die Gefangenenlager der sowjetischen Staatsmacht sind ihr Zuhause.

Dort, in einem System, das sie eigentlich disziplinieren soll, rauben und steh-

len sie und werden schließlich mächtiger, als sie in Freiheit je hätten werden können.

Bereits zu Zeiten Zar Peters des Großen lauern um 1700 allein am Rande Moskaus wohl mehr als 30000 Diebe auf Opfer. Später schließen sich Verbrecher wie Handwerker oder Kaufleute zu *arteli*, Gilden, zusammen. Die Mitglieder dieser Banden – die Ahnen der Wory – wählen Meister und unterwerfen sich einem strengen Verhaltenskodex. Denn auch Kriminelle brauchen Ordnung und Disziplin: um Revierkämpfe zu bestehen. Ihre Anführer schlichten Streit, wachen über die Vorschriften und bestrafen jene, die sich nicht an sie halten.

Um das Reich von den Banden zu befreien, greift schon Peter der Große zu einer neuen Strategie: Zwangsarbeit. Der Zar setzt Sträflinge beim Bau von Straßen, Festungen, Schiffen und der neuen Stadt Sankt Petersburg ein. Und er lässt verurteilte Kriminelle nach Sibirien deportieren. Weil er dort



Tätowierte Sterne künden von der Stellung in der Hierarchie der Wory. Die Variante mit Wolfskopf etwa zielt die Schulter eines hochrangigen Mitglieds. Der Stern mit dem Kreuz dagegen gehört einem Insassen, der die Zeichen nur imitiert

assen der Lager müssen schwerste
arbeit verrichten, etwa, wie hier in
he von Archangelsk, Holz gewinnen.
ommen später oft Frondienste, die
ebe im Gesetz den gewöhnlichen
assen abzwängen

Silber schürfen will. Die russische Unterwelt wird in Arbeitslager verlegt.

Abgeschnitten von der Welt und verdammt zu Schinderei – das ist das Los der Verbannten. Die Lager, in denen ein Sträfling ganz und gar der Gewalt seiner Wächter und Mitgefangenen ausgeliefert ist, bringen eine alpträumhafte Gesellschaft hervor. Die Brutalsten werden deren Führer. Und allein das Recht des Stärkeren diktiert ihre Hierarchien.

Im März 1917, nach der ersten, bürgerlichen Revolution, dankt Zar Nikolaus II. ab. Kurz darauf verkündet die neue Regierung eine umfassende Amnestie. Auf einen Schlag kommen Tausende Berufsverbrecher frei. In wohl

allen großen Städten Russlands schließen sich in jener Zeit entlassene Diebe, Fälscher und Räuber kriminellen Banden an oder bilden neue Gangs. Und sie profitieren von den revolutionären Wirren im Land, die von den Kommunisten weiter angefacht werden.

Selbst Lenin, der Führer der kommunistischen Bolschewiki, wird 1917 von einer Bande ausgeraubt.

Trotzdem sieht er in den kriminellen Haufen zunächst eher Verbündete als Gegner. Weil auch die Verbrecher bei ihren Raubzügen die überkommenen Besitzverhältnisse im Land angreifen.

Außerdem hält er seine politischen Widersacher für viel gefährlicher. Denn Raub und Plünderung, gar jede Form von Kriminalität, so glaubt Lenin, würden ohnehin verschwinden, wenn alle Produktionsmittel, Waren, Güter und Reichtümer erst einmal dem Volk gehören.

So werden nach der bolschewistischen Revolution vom Oktober 1917 vor allem „Klassenfeinde“ hart bestraft: Adelige und Sozialdemokraten, Bankiers und Anarchisten, orthodoxe Priester und sozialistische Zionisten. Zumal es schon bald zum Bürgerkrieg zwischen

den Kommunisten und konservativen Gegnern kommt. Im August 1918 befiehlt Lenin erstmals, politisch „Verdächtige“ in ein „Konzentrationslager“ zu sperren; wenig später werden „Klassenfeinde“ in Lagern isoliert.

1920 gewinnen Lenins Truppen die Oberhand im Bürgerkrieg gegen die Opposition. Die Macht der Bolschewiki festigt sich. Doch der Widerstandswille vieler inhaftierter „Klassenfeinde“ ist noch nicht gebrochen. Die etwa 20 sowjetischen Gefangenenlager haben sich längst als unsicher erwiesen – immer wieder schmuggeln Gefangene Botschaften hinaus und erhalten Nachrichten von politischen Freunden. Und anders als von Lenin erwartet, lassen sich auch Diebe und Räuber nicht einfach für den neuen Staat gewinnen. Was also soll das Regime mit den Kriminellen tun? Und was mit den „Klassenfeinden“?

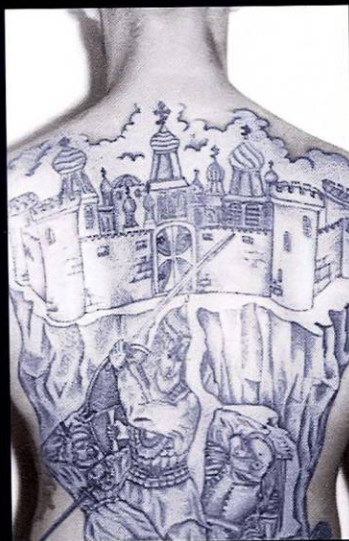
1923 entsteht auf den Solowezki-Inseln im Weißen Meer das erste „Besserungslager“ für kriminelle und politische Gefangene – die Keimzelle des Gulag. Von Umerziehung allerdings ist bald kaum mehr die Rede. Denn die neuen Lager sollen „profitabel“ betrieben werden. Die Zwangsarbeit wird härter. Die Leistungsnormen werden erhöht.

Allmählich nimmt die Zahl der Camps zu. Die Anzahl ihrer Insassen liegt schon 1928 bei schätzungsweise 300 000. Manche Häftlinge im Gulag haben vermutlich bereits die zaristischen Lager erlebt. Sie wissen, was man tun muss, um unter den Bedingungen abgelegener Straflager zu bestehen.

Wahrscheinlich schließen sich bald vor allem die kriminellen Gefangenen zu losen Gemeinschaften zusammen, um sich von den politischen Häftlingen zu distanzieren, die von der Staatsgewalt noch weitaus mehr gehasst werden.

In welchem Lager und wann genau sich die erste Gruppe der Diebe im Gesetz bildet, ist nicht bekannt. Vermutlich entstehen die Wory um das Jahr 1928. Und sie stechen bald unter all den Gemeinschaften von Kriminellen im Gulag hervor.

Die ersten Mitglieder der Wory w Sakone kommen aus zwei sehr unterschiedlichen Schichten der russischen Gesellschaft. Die einen, und sie sind



Die Häftlinge lassen sich mit primitiven Werkzeugen Bilder auf ihre Körper stechen. Die Anzahl von Kirchenkuppeln deutet darauf hin, wie oft der Träger verurteilt worden ist. Wer sich eine Wory-Tätowierung anfertigen lässt, ohne Mitglied des Ordens zu sein, riskiert den Tod

wohl die Mehrheit, sind aufgewachsen im gewalttätigen Milieu der Diebe und Räuber: Es sind *urki*, professionelle Verbrecher. Über Bildung verfügen sie kaum. Manche sind sogar Analphabeten. Für politische und weltanschauliche Debatten zeigen sie keinerlei Interesse.

Die anderen haben ihre Wurzeln dagegen vermutlich im russischen Bürgertum. Sie sind besser gebildet als die Urki und Gegner der kommunistischen Regierung. Einige von ihnen sind möglicherweise sogar eher aus politischen Gründen denn wegen Diebstahls oder Betrugs inhaftiert.

Anfangs kämpfen die beiden Gruppen höchstwahrscheinlich erbittert um die Vorherrschaft im Gulag. Sicher ist, dass die Urki bald die Oberhand gewinnen: Der Antikommunismus tritt bei den Wory in den Hintergrund. Denn ein Berufsverbrecher, so die Überzeugung der Urki, müsse sich auf seine Aufgaben besinnen. Er soll rauben und stehlen und nicht politische Kämpfe ausfechten.

Zunächst sind auch die Wory nur eine lokale Gemeinschaft von Berufskriminellen, wie es viele gibt in den Lagern. Doch innerhalb weniger Jahre entwickeln sie sich in der Abgeschlossenheit des Gulag zu einem übermächtigen Geheimorden, in dem sich die höchste Elite aller Kriminellen der Sowjetunion versammelt. Bald gehören ihm mehrere Tausend Verbrecher an.

Die Diebe im Gesetz unterscheiden sich von den anderen, weniger bedeutenden Gruppen durch die besonders straffe Organisation und eiserne Disziplin. Doch der wohl entscheidende Grund für ihre Macht ist der Kodex ihres Ordens – ihr Gesetz der Diebe, das Mitglieder Anfang der 1930er Jahre aufstellen. Dessen Bestimmungen sind für jeden echten Wory so endgültig und heilig wie für den tiefgläubigen Christen die Zehn Gebote.

So darf der Dieb im Gesetz niemals arbeiten, auch nicht im Gulag. Jede Kooperation mit dem Staat, selbst den Militärdienst muss er verweigern. Die Gründung einer Familie ist ihm ebenfalls verboten – sowie die Anhäufung persönlicher Reichtümer, jeder Auftritt

als Zeuge vor Gericht und jede Mitarbeit in einer politischen Organisation.

Ein Mitglied hat also ganz und gar seiner Bruderschaft zu dienen. So wie ein Mönch seinem Orden.

Der Wory muss alle Konflikte mit seinen Mitbrüdern vermeiden. Er ist jedem von ihnen zu Aufrichtigkeit und Hilfe verpflichtet. Er muss den Jargon der Bruderschaft beherrschen, der durchsetzt ist von Chiffren, doppeldeutigen Wendungen und Codewörtern.

Schließlich: Er hat jeden Beschluss der Diebesversammlungen bedingungslos auszuführen und jedes Geheimnis seines Ordens zu wahren.

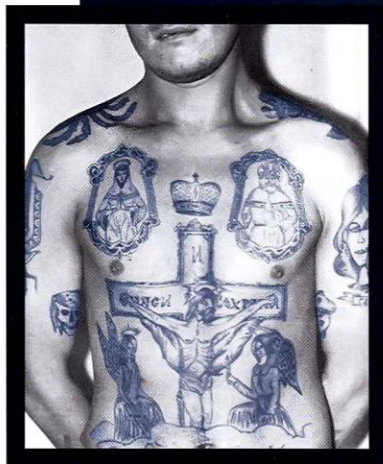
Die Hierarchie der Wory ist einfach. Oben stehen diejenigen, die die längste Zeit im Lager verbracht haben, sowie die besonders Durchsetzungsfähigen, denen es gelungen ist, ihre Konkurrenten aus dem Weg zu räumen.

Die Tätowierungen – durch die sich die Wory untereinander erkennen – geben Auskunft über die Stellung des Einzelnen in der Hierarchie und über seine Karriere als Verbrecher. Oft schmücken Engel in betenden oder obszönen Posen die Brust eines Wory. Oder Herzen, durchbohrt von Dolchen. Buchstaben-codes auf der Haut verraten, welche Lager der Träger bereits hinter sich hat. Das Bild einer Kirche mit fünf Kuppeln bedeutet: fünf Verurteilungen. Und ein Stern über einem Adler ist das Zeichen eines Bosses.

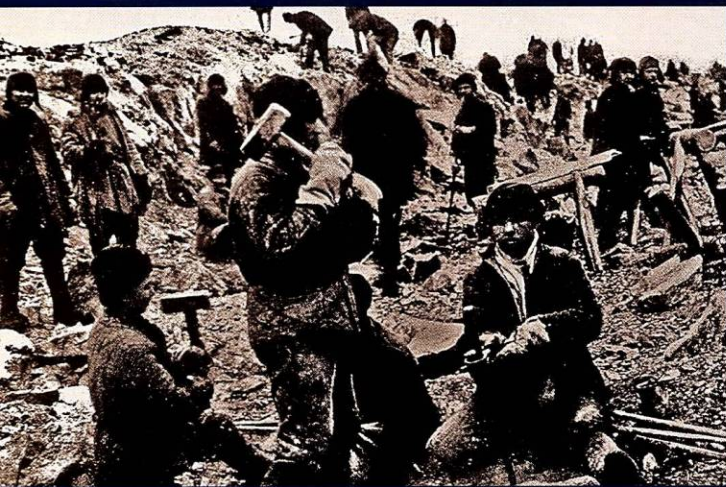
Der Bruderschaft beitreten können nur Berufskriminelle, die von zwei Wory empfohlen worden sind. Ein neuer Name signalisiert das Ende des alten Lebens. Die Initiierten heißen nun „Zerschmetterer“, „Schläger“ oder „Schlächter“.

Ständig lässt das Regime große Gruppen von Gulag-Insassen in Marsch setzen und in andere Lager verschicken. Auf diese Weise verbreiten sich die Wory. Schließlich sind sie in allen größeren Lagern vertreten. Und auch jen-

Mithilfe einfacher Hämmer, Schaufeln und Schubkarren bauen Zehntausende Gulag-Häftlinge den Weißmeer-Ostse Kanal. Ein großer Teil der Insassen ist aus politischen Gründen inhaftiert. Sie vor allem werden von den Wory tyrannisiert



Nur wer zwei Bürgen hat und eine kriminelle Karriere vorweisen kann, wird in die Bruderschaft aufgenommen. Die Regeln der Wory erinnern an die von Mönchsorden. Die christlichen Anleihen jedoch haben, wie bei den Tätowierungen, keinen echten religiösen Bezug



seits des Archipel Gulag, in der Unterwelt der Städte, fasst der Orden der Diebe durch Freigelassene Fuß: Sie bilden geheime Zellen mit bis zu 30 Mitgliedern, die die Inhaftierten mit Geld und Nachrichten versorgen. Das Netz der Wory verdichtet sich.

Die Aufnahme jedes neuen Wory wird über die Kontakte der Bruderschaft im Gulag verbreitet. Wahrscheinlich durch Sträflinge, die Transporte von einem Lager zum anderen begleiten, oder durch verschlüsselte Botschaften in Briefen.

Im Lageralltag drücken sich die Wory konsequent vor der Arbeit, wohl keiner von ihnen lässt sich zwingen. Sicher werden anfangs Ordensbrüder, die sich den Befehlen widersetzen, hart bestraft, einige vielleicht sogar von Aufsehern totgeprügelt. Doch bald schon arrangieren sich Wachen und Bruderschaft.

„Es ist seltsam“, wird später ein politischer Gefangener notieren, „aber die Lagerleitung berücksichtigt immer, was die Verbrecher (laut ihren Regeln) dürfen oder nicht dürfen – um Unruhen zu vermeiden.“

Letztlich ist es der Lagerleiter gleichgültig, ob bestimm-

te Gefangene arbeiten – solange Ruhe herrscht und die Minen und Werkstätten profitabel sind.

Die Wory leben im Lager vor allem von den gewöhnlichen Gefangenen, die sie berauben. Doch Josef Stalins grenzenlose Paranoia bereitet den Weg für ihren Aufstieg zu den Herren des Gulag.

Der Nachfolger des 1924 verstorbenen Lenin, der selbst mehrere Jahre in der Verbannung verbracht hat, ist ein glühender Verehrer Zar Peters des Großen und dessen Zwangsarbeitssysteme. Er entzieht das sowjetische Lager-

wesen der regulären Justizverwaltung und übergibt es der Geheimpolizei – einer Organisation, für die praktisch keine Gesetze gelten.

Ende 1937 sind fast 1,9 Millionen Menschen im Gulag inhaftiert. Es ist die Zeit des „Großen Terrors“, mit dessen Hilfe sich Stalin aller tatsächlichen und vermeintlichen Konkurrenten und Gegner entledigt. Die einen werden liquidiert, die anderen kommen in den Gulag.

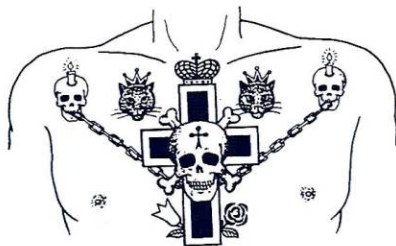
Das ist die große Stunde der Wory. Denn nun setzen die Behörden immer häufiger Kriminelle als Hilfsaufseher ein. Sie sollen die politischen „Volksfeinde“ überwachen und einschüchtern.

Und so übernimmt die am strengsten organisierte Gemeinschaft wichtige Aufgaben im Gulag – obwohl die Regeln der Wory eigentlich jede Zusammenarbeit mit staatlichen Autoritäten verbieten. Wahrscheinlich aber verschafft die Kooperation den Dieben im Gesetz größere Freiheiten und größeren Profit.

Wie sie die anderen Sträflinge disziplinieren, bleibt offenbar ihnen selbst überlassen. Einigen Wory geben die Behörden sogar Schusswaffen. Erbarmungslos quälen die Berufsverbrecher politische Gefangene, plündern sie aus. Sie schlichten aber auch Streitigkeiten zwischen Häftlingen – anstelle der Wachen. So machen sich die Wory bei den Gefangenen wie den Lagerleitern unentbehrlich.

Nach dem Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion werben Stalins Generäle unter den Kriminellen im Gulag sogar Freiwillige an. Wer sich an die Front meldet und sich dort durch besondere Tapferkeit auszeichnet, kann nach dem Krieg auf Freilassung hoffen.

Daraufhin bricht ein erbitterter Streit unter den Wory aus. Denn der Dienst an der Waffe ist ein weiterer Bruch der Diebesgesetze – und damit Verrat.



Das »Diebes-Kreuz«, das an das christliche Symbol lediglich gemahnt, ist eines der wichtigsten Insignien der Wory. Sie tragen es als Tätowierung auf der Brust. Oder aus Aluminium um den Hals – und lösen allein damit unter den Mitgefangenen Furcht aus

Manche gehen dennoch an die Front. Muss man nicht angesichts einer solchen Bedrohung in den Krieg ziehen?

Viele der kriminellen Frontkämpfer aber werden wieder inhaftiert – etwa, weil sie in den von der Roten Armee besetzten Gebieten Häuser geplündert haben.

Die Kriegsteilnahme spaltet die Gemeinschaft der Diebe. Als *suki*, Hündinnen, werden die Frontkämpfer von den im Lager gebliebenen Wory geschmäht. Und so schließen sich die Rückkehrer gegen ihre ehemaligen Brüder zusammen.

Die Lagerverwaltungen schüren den Konflikt, bringen die Rivalen beispielsweise in den gleichen Baracken unter. Vielleicht hoffen sie, die Banden würden sich gegenseitig disziplinieren. Wahrscheinlich aber benutzen sie die Ex-Soldaten, um die Wory zu zerschlagen – weil die kaum noch zu kontrollieren sind.

Spätestens im Sommer 1948 eskaliert der Konflikt: In einem Lager am Ural kommt es zu einer Schlägerei zwischen etwa 100 „Dieben“ und 150 „Hündinnen“. Doch nur die obsiegenden *Suki* sind mit Knüppeln und anderen Waffen gerüstet, berichten Augenzeugen. Gut möglich, dass sie von der Lagerleitung bewaffnet worden sind.

Der Kampf ist der Beginn eines fünf Jahre andauernden Lagerkrieges, in dem sich die beiden Fraktionen gegenseitig fast vollkommen aufreiben.

Am 5. März 1953 stirbt Josef Stalin. Zwei Wochen später werden etwa eine Million Gefangene aus dem Gulag entlassen – vermutlich kann die Sowjetregierung die Lager kaum noch finanzieren. Schließlich löst Stalins Nachfolger Nikita Chruschtschow das Gulag-System fast ganz auf.



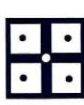
Wahrscheinlich kaum mehr als ein paar Dutzend inhaftierte Wory haben Gulag. Weltkrieg und Bruderkampf überlebt. Auch ihr Netz außerhalb der Lager scheint sich fast vollkommen aufgelöst zu haben: 1956 erscheinen wohl nicht mehr als 400 Diebe im Gesetz zu einem landesweiten Treffen im südrussischen Krasnodar. Wahrscheinlich deshalb haben sie kurz vor dieser Versammlung ihre Regeln unter anderem um eine Bestimmung erweitert, die jedes Mitglied verpflichtet, „kluge junge Männer“ für die Bruderschaft zu gewinnen.

Mit Chruschtschow beginnt eine Zeit der Umbrüche, in der sich die geschwächte Gruppe der Wory w Sakone neu organisieren muss, in der sich ihr aber auch neue Chancen bieten.

Denn der Machthaber entthront viele kommunistische Führungskader und leitet vorsichtige Reformen der sowjetischen Planwirtschaft ein. Er will die Produktion umgestalten, sie stärker den Bedürfnissen der Bevölkerung anpassen.

Längst ist der Schwarzmarkt der Sowjetunion ins Riesenhafte angewachsen. Denn im Mutterland des Kommunismus, in dem die oft völlig unrealistischen Fünfjahrespläne die Produktion bestimmen und Schwerindustrie und Rüstung den Großteil der Ressourcen verbrauchen, mangelt es an fast allen Gütern des täglichen Bedarfs.

Chruschtschows zaghafte Liberalisierung nutzen „Schattenkapitalisten“, um immer mehr Arbeiter in illegalen Manufakturen dringend benötigte Waren produzieren zu lassen. Der Schwarzmarkt nimmt alles ab: Schuhe, Kämme, Stoffe, Alkohol, Kleidung, Seife.



Selbst Tätowierungen auf den Fingergliedern haben Bedeutung: Kirche und Scarabäus sind Talismane, der Totenkopf kennzeichnet Mörder, die nicht in die Bruderschaft aufgenommen werden. Und die Krone ist Signum eines Wory-Bosses in einem Lager

er Sowjet-Diktator Stalin ab 1937
ertausende in den Gulag schickt, hier
ager Workuta, kooperieren die Wory
en Behörden. Fortan kontrollieren sie
lfsaufseher die »Politischen«. Einige
nnen erhalten sogar Waffen

Doch die sowjetische Planwirtschaft ermöglicht noch lukrativere illegale Geschäfte – einfach und fast ohne Risiko.

So werden beispielsweise Güter hergestellt, die nirgendwo in den Produktionsplänen auftauchen, und anschließend auf dem Schwarzmarkt verkauft.

Andere korrupte Funktionäre aus Betrieben und Behörden schließen sich zusammen und manipulieren die Plan- und Produktionszahlen so geschickt, dass sie Geld für nicht produzierte oder unterschlagene Güter aus Moskau erhalten. Selbst hochrangige Politiker sind in solche Geschäfte verstrickt. In Usbekistan etwa rechnen Funktionäre mehr als 4,5 Million Tonnen fiktiver Baumwolle ab.

Die Bürger der Sowjetunion werden nun von einer wachsenden Klasse reicher „Kleptokraten“ beherrscht und ausgeplündert: von korrupten Bürokraten und Glücksrittern, die sich schamlos auf Kosten der Allgemeinheit bereichern. Und im System dieser Kleptokraten wird die kleine Gruppe der Diebe im Gesetz sehr wahrscheinlich zu einer tragenden Säule.

Denn es bilden sich Banden, die die neureichen Sowjetbürger erpressen oder bestehlen. Zur Polizei können die Schattenkapitalisten nicht gehen – wohl aber zu den Wory, die im Gulag ihre Brutalität und Schlagkraft unter Beweis gestellt haben, und die nach ihrem Selbstverständnis keine persönlichen Reichtümer anhäufen dürfen.

Für diesen Schutz ihres Reichtums und ihrer Geschäftsinteressen treten die Kleptokraten wohl zehn bis 15 Prozent ihres Einkommens an die Diebe im Gesetz ab.

Ein lukratives Geschäft, das Konkurrenten anzieht. So bilden sich vermutlich schon in den 1960er Jahren neue kriminelle Organisationen, die die Wory bedrängen. Gleichzeitig geht der Staat nun massiver gegen Berufsverbrecher vor: Besonders gefährliche Rückfalltäter müssen schon bald mit der Todesstrafe rechnen.

In den 1970er Jahren, so scheint es, lösen sich die alten Gruppen der Diebe im Gesetz allmählich auf. Dennoch bleiben die Wory w Sakone eine feste Größe in der russischen Unterwelt. Als Mythos.

Denn im folgenden Jahrzehnt entsteht eine neue Generation organisierter Verbrecher, für die die Diebe im Gesetz Vorbilder sind, auch wenn sie deren Regeln nicht mehr akzeptieren.

Das Ansehen dieser neuen Gangster hängt nicht von langen Haftstrafen ab, und anders als ihre Idole streben sie durchaus nach persönlichem Reichtum: nach teurer Kleidung, kostbaren Uhren, schnellen Autos.

Doch manche von ihnen tragen wie ihre Vorgänger im Gulag Kreuze, lassen sich Tätowierungen auf ihre Körper stechen – wenn auch nicht als geheimes Erkennungszeichen, sondern eher als Schmuck.

Es sind Männer wie diese, die das neue Organisierte Verbrechen nach dem Ende der Sowjetunion im Jahr 1991 prägen werden. Die die privaten Unternehmer in den kapitalistischen Nachfolgestaaten der UdSSR ausplündern, sich ganze Betriebe aneignen und schließlich ihre kriminellen Geschäfte auch auf andere europäische Länder ausdehnen (siehe Seite 134).

Von den Dieben im Gesetz bleibt dagegen nur noch der Name.

Kommunistischer Staat, Gulag, Korruption – das war der historische Boden der Wory. Deshalb konnten sie nur in der Sowjetunion entstehen.

Und deshalb geht ihre alte Tradition mit der UdSSR unter. □



Nach Stalins Tod werden viele Wory entlassen. Bald darauf dienen sie korrupten Bürokraten und »Schattenkapitalisten«, die sich am Schwarzmarkt bereichern. In den 1970er Jahren löst sich der Orden allmählich auf. Und die Häftlings-Tätowierungen werden oft zu reinem Schmuck

Literaturempfehlungen: Federico Varese, „The Russian Mafia“, Oxford University Press: Standardwerk zur Geschichte des Organisierten Verbrechens in Russland mit einem ausführlichen Kapitel über die Wory. Anne Applebaum, „Der Gulag“, Goldmann: ausführliche Überblicksdarstellung des Lebens im sowjetischen Gulag.

Der Berliner Autor Walter Saller, 54, hat bereits mehrfach für GEO die Sowjetunion und Russland bereist und dort unter anderem von den Behörden kaum behinderten Drogenhandel beobachtet. Doch auch für ihn war die Erkenntnis überraschend, dass Entstehung und Ausbreitung der Organisierten Kriminalität in der Region untrennbar mit dem System des Gulag verbunden waren.

DIE INSEL

VISIT

K



LAND OF ROMA

Als »Land der Romantik« wirbt Kuba mit diesem Plakat um Touristen. Für amerikanische Mafiosi ist die Karibikinsel unter ihrem korrupten Regime vor allem eines: der perfekte Ort, um mit Glücksspielen Geschäfte zu machen. 1958 kommen fast 300.000 amerikanische Besucher nach Kuba – so viele wie nie zuvor

DER MAFIA Kuba



Mit Millionen Dollar errichten US-Gangster um die Mafia-Größe Meyer Lansky Anfang der 1950er Jahre in Kuba ein Dorado für Spieler und Vergnügungssüchtige. Die Karibikinsel lockt mit exklusiven Hotels, Nachtclubs und Kasinos, mit Exotik und Abenteuer. Der kubanische Diktator Fulgencio Batista verdient mit an den Geschäften der Amerikaner. Doch in den unzugänglichen Bergregionen des Landes sammeln sich schon bald zum Widerstand entschlossene – und kampfbereite – Oppositionelle um einen Mann namens Fidel Castro

VON REYMER KLÜVER

Der unauffällige Bewohner der Suite im 19. Stock, hoch über dem Malecón, Havannas prächtiger Uferstraße, hat sich zurückgezogen. Seine Magenbeschwerden plagten ihn mal wieder, lässt er im Hotel verbreiten, dem „Riviera“, einem der modernsten Häuser am Platz, mondän und marmorgeflüst. Doch das ist nur ein Vorwand.

Meyer Lansky, ein schwächlicher Mann von Mitte fünfzig, mit tiefen Falten im gebräunten Gesicht, schätzt die Diskretion. Seine einzigen erkennbaren Extravaganzen sind der platingefasste Sternsaphir, den er an seiner rechten

Hand trägt, und eine flache Platinuhr mit Samtarmband am linken Handgelenk. Sonst ist alles an ihm Zurückhaltung. Ein Leben lang hat es sich für ihn ausgezahlt, im Hintergrund zu bleiben. Auch in Havanna, wo sich so viele laut und ungestüm der Daseinsfreude hingeben.

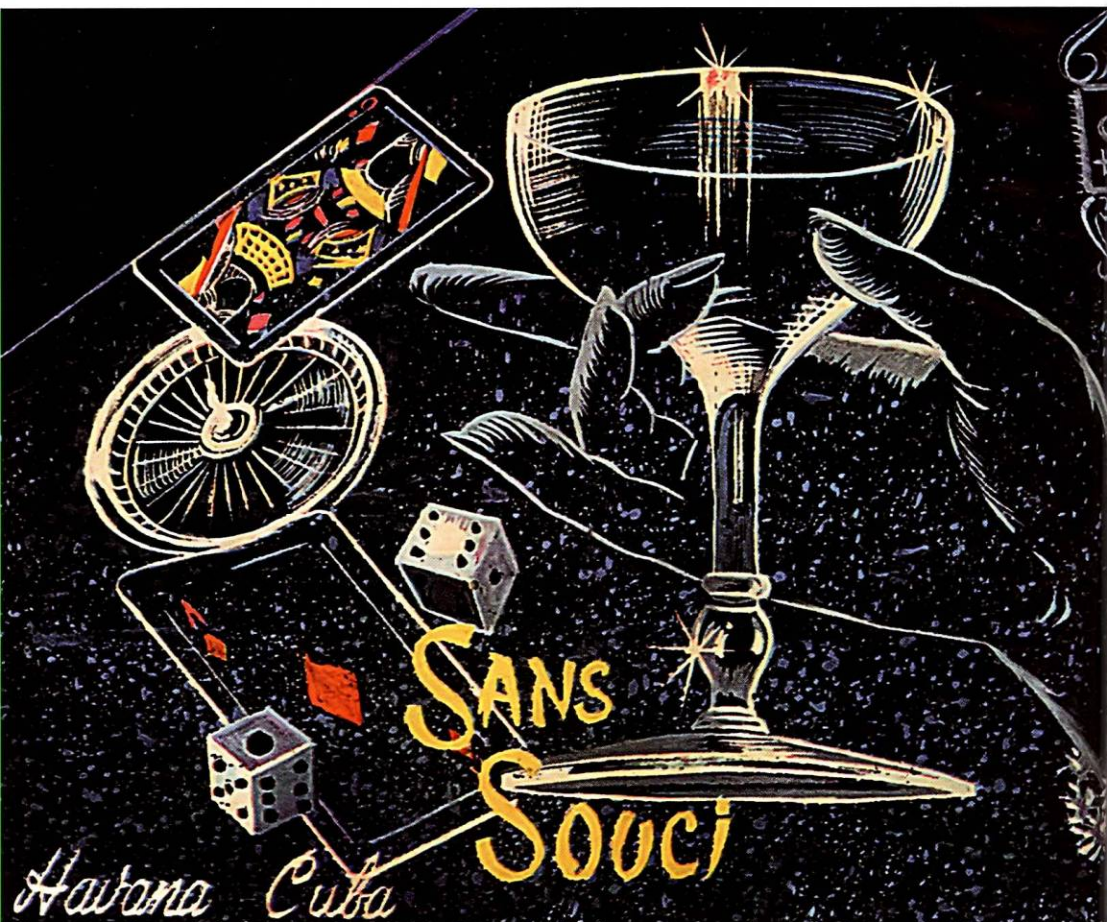
Heute knistert die Stadt förmlich vor Erwartung. Es ist Silvesternacht. Und der Jahreswechsel ist seit Langem die größte und verheißungsvollste Party in Kubas schillernder Metropole. Diesmal allerdings verstärkt noch etwas ganz anderes die Spannung. Draußen, irgendwo in der Nacht vor der Stadt, lauern die *barbudos*, die „Bärtigen“, Fidel Castros linke Guerilleros. Spektakuläre Erfolge haben sie sich in jüngster Zeit erkämpft.

Die Revolution rückt näher; die Menschen spüren es. Doch wie nah sie wirklich ist, das ahnen nur wenige.

Und so tanzt Havanna auch in dieser lauen Nacht den Mambo, als könnte nichts geschehen.

Meyer Lansky will die nächsten Stunden mit seiner Geliebten verbringen, Carmen, einer Kubanerin, gut 30 Jahre jünger als er. Heimlich hat er sein Hotel verlassen und trifft gegen 22 Uhr mit der Schönheit an seiner Seite im „Plaza“ ein, einem der gepflegtesten Hotels der Stadt, etwas abseits vom Getümmel.

Dort wollen sie mit Champagner auf das neue Jahr anstoßen. Auf 1959. Auf neue Erfolge.



Grund zum Feiern hat Lansky allemal. Es war ein gutes Jahr, für ihn und seine Gefährten. Havanna ist zum Monte Carlo der Karibik geworden. Glänzend. Lebenstrunken. Exotisch und erotisch. Die Stadt zieht viele große Stars an. Frank Sinatra verbringt hier seine Flitterwochen mit Ava Gardner. Marlon Brando spielt Congas in den Nachtbars der Stadt. Und Errol Flynn dreht hier den letzten Film seines Lebens.

Und mit ihnen kommen die Spieler und Touristen aus dem Norden.

Das ekstatische Nachtleben der tropischen Metropole lockt sie, die Aussicht auf Sex und Abenteuer und auf das große Glück: Die Casinos sind voller Gäste, und mancher stellt Schecks über 20000, 30000 Dollar aus, um Spielschulden vom Abend zu begleichen.

Havannas Stripperinnen sind im sittenstrengen Amerika legendär: Elvira Padovana, „so unberechenbar wie ein Tropensturm“, wie ein Magazin schreibt, oder Tybee Afra, deren Abbild auf zahllosen Streichholzschachteln in Havanna zu finden ist. Die brasilianische Tänzerin Naja Kajamura tritt mit Schlangen auf, die ihren kaum bekleideten Körper umwinden. Es ist Hochsaison für die mondänen, neuen Hotels der Stadt, gerade einmal drei bis vier Flugstunden von New York und Chicago entfernt.

Die Einnahmen fließen wie reißende Ströme – und sie nehmen die entgegengesetzte Route der Gäste: Havannas Nachtleben ist eine mächtige Geldmaschine. Und ihre Kontrollhebel werden von der amerikanischen Mafia bedient.

Vor allem von Meyer Lansky, ihrem unscheinbaren Finanzchef.

MIT KOFFERN VOLLER GELD hat vermutlich auch alles angefangen. Mehr als ein Vierteljahrhundert liegt das zurück. 1933 macht sich Fulgencio Batista, ein kubanischer Sergeant von 32 Jahren, das politische Chaos in seiner Heimat zunutze und wird im Verlauf einer Militärrevolte zum Stabschef der Armee. Zwar gibt es weiterhin einen Präsi-

ten, aber das Sagen in Havanna hat fortan Batista.

Widerstand lässt der Militärführer niederschlagen – mit Rückendeckung des amerikanischen Botschafters. Denn Kuba ist nicht mehr als ein besseres Protektorat der USA. Nachdem die Amerikaner Ende des 19. Jahrhunderts die spanischen Kolonialherren von der Insel vertrieben hatten, ließen sie sich in der Verfassung des Landes das Recht festschreiben, jederzeit intervenieren zu können, wenn Washington die politische Entwicklung im seit 1902 offiziell souveränen Kuba nicht passte.

Seit den 1920er Jahren ist die Karibikinsel, nur etwa 150 Kilometer vor Florida gelegen, vor allem bei Touristen aus den USA beliebt, die Havannas Nachtleben mit seiner Mischung aus Sex, exotischen Rhythmen und scheinbar ungetrübter Lebenslust anzieht. Auch Amerikas Gangster kennen Kuba. Von hier haben sie während der Prohibition große Mengen Rum in den Norden geschmuggelt.

Als sich nun ein neuer Herrscher im kubanischen Chaos durchsetzt, sieht Meyer Lansky große Zeiten für das organisierte Verbrechen Amerikas aufziehen – ein Dorado des Glückspiels in der Karibik schwebt ihm schon seit Ende der 1920er Jahre vor. Und Batista soll es jetzt möglich machen.

Lansky ist nicht irgendwer in Amerikas Unterwelt. 1902 in Weißrussland geboren, wuchs er in New Yorks berüchtigter Lower East Side auf: ein jüdisches Einwandererkind, arm, schlecht ernährt, das früh lernte, sich durchzuschlagen. Schon als Teenager steht er bei illegalen Glücksspielen Schmiere. Und er freundet sich mit Charles „Lucky“ Luciano an, dem Boss einer Straßengang von Schlägern, die Schutzgeld erpressen.

Beide zählen sie zu einer Generation junger Gangster, die sich rasch und skrupellos hochboxen. Während der Prohibition kommen sie groß ins illegale Geschäft. 1931, das Alkoholverbot gilt noch, geht Luciano aus einem Krieg in der New Yorker Unterwelt als mächtigster Mafioso der Stadt hervor und damit als einer der einflussreichsten im Land (siehe Seite 58). Lansky wird seine rechte Hand und bald so etwas wie die graue Eminenz der Organisierten Kriminalität in den USA.

Bewusst hält er sich nun von Mord und Gewalt fern, wird Finanzberater zahlreicher einflussreicher Gangster-

bosse, die in einem landesweiten Netzwerk kooperieren und Millionen Dollar Gewinn machen – illegal und steuerfrei. Und wie in einem richtigen Konzern macht er sich als Finanzchef Gedanken um die strategische Planung.

Als im Frühjahr 1933, noch einige Monate vor Batistas Machtantritt, in den USA die Prohibition bereits gelo-



Havannas Tanzbars und Nachtclubs sind wie ein Gegenentwurf zu den pruden USA. Musiker wie Perez Prado machen den erotischen Mambo international bekannt, Tänzerinnen verheißten karibische Leidenschaft

ckert wird und der illegale Alkoholhandel weniger Gewinn abwirft, referiert Lansky vor einer Versammlung von Mafia-Bossen seine kühne Vision: Er will einen ganzen Staat erobern. Mit Geld.

Warum, so Lansky, kaufen sich die Bosse nicht einfach in Kuba ein? Bis zu 26 Millionen Dollar lassen ausländische Touristen zu jener Zeit pro Saison auf der Insel. Beste Voraussetzungen also,

Das »Sans Souci« gehört zu den bekanntesten Clubs Havannas und lädt zu »Voodoo-Shows« unter freiem Himmel. Seit 1953 gehört es dem Mafioso Santo Trafficante aus Florida

um unter Kontrolle der Mafia ein gewaltiges Glücksspiel-Imperium aufzubauen: vor den Augen der US-Behörden, aber deren Zugriff entzogen. In den Vereinigten Staaten sind Roulette, Poker und andere Formen des Glücksspiels verboten, von wenigen Ausnahmen abgesehen.

Auf Druck Lucky Lucianos stimmt die Versammlung dem Vorschlag von

Lansky zu. Und elf der Bosse steuern jeweils eine halbe Million Dollar bei.

Lansky fliegt nach Havanna. In einem Hotelzimmer präsentiert er Kubas neuem starkem Mann die Koffer voller grüner Dollarbündel – sozusagen als Anzahlung auf eine große gemeinsame Zukunft. Wie der Kontakt zu Batista angebahnt worden ist, liegt im Dunkeln. Doch Lanskys Begleiter, der Ganove Joe „Doc“ Stacher, hat die Szene beschrieben. Der Deal ist schnell perfekt: Der Diktator starrt nur eine zeitlang wortlos auf das dargebotene Geld und schüttelt Lansky dann die Hand.

Kurz darauf werden die Einzelheiten vereinbart: Batista überträgt der amerikanischen Mafia das Glücksspiel-Monopol für ganz Kuba. Lansky wiederum sichert Batista Zahlungen von drei bis fünf Millionen Dollar im Jahr zu und zusätzlich eine Gewinnbeteiligung – wenn die Geschäfte laufen.

Doch dazu kommt es zunächst nicht. Die USA leiden noch immer unter der Großen Depression. Der Tourismus nach Kuba bricht ein und kommt erst allmählich wieder in Gang. An Profite in großem Stil ist nicht zu denken. Noch nicht.

Meyer Lansky verlegt sich stattdessen auf illegale Kasinos in Saratoga Springs, nördlich von New York, sowie in Südfloida. Die dortigen Behörden dulden die Spielhöhlen stillschweigend, gegen Zahlungen in die Kassen der Kommunen, die als verfallene Gerichtskautionen deklariert werden.

DANN BRICHT DER Zweite Weltkrieg aus. Selbst die Mafia kümmert sich nun um andere Geschäfte und macht Jagd auf vermeintliche deutsche Saboteure in New York und Chicago. 1944 verlässt zudem Batista, der Handelspartner von einst, die Insel und geht in die USA – wohl um mit seiner neuen Frau ein unbeschwertes Leben zwischen Daytona Beach und dem „Waldorf-Astoria“ in New York zu führen.

Und nur wenige Jahre später macht sich die bestürzte US-Öffentlichkeit bei Anhörungen im Senat in Washington erstmals ein Bild davon, wie gut vernetzt Meyer Lanskys Mafia-Klienten in den USA sind. Seine Etablissements in Saratoga und Florida werden daraufhin enttarnt. Für zwei Monate muss er ins Gefängnis – wegen Förderung des Glücksspiels. Seine Haft sitzt er 1953 ab.

Der Traum vom karibischen Kasino-Imperium scheint so fern wie nie zuvor.

Doch bereits 1952 beginnt sich das Blatt zu wenden: Mitten im Karneval putscht sich Fulgencio Batista wieder an die Macht – angeblich, um dem Staatsstreich eines Konkurrenten zuvorzukommen. Er ist nun „El Presidente“, mit bald diktatorischen Vollmachten. Und im Tourismus und Glücksspiel sieht er die Chance, das große Geld zu verdienen – für Kuba und für sich.

Allerdings sind Havannas Kasinos inzwischen zu zwielichtigen Spielhöhlen verkommen. „Razzle-Dazzle“ heißt die beliebte Abzocke mit atemberaubend schnellen Würfelspielen nach undurchschaubaren Regeln.

Die Spieler werden dabei mit dem Versprechen gelockt, nicht verlieren zu können, solange sie nur den Einsatz immer wieder verdoppeln. Tatsächlich aber gewinnen stets die Croupiers.

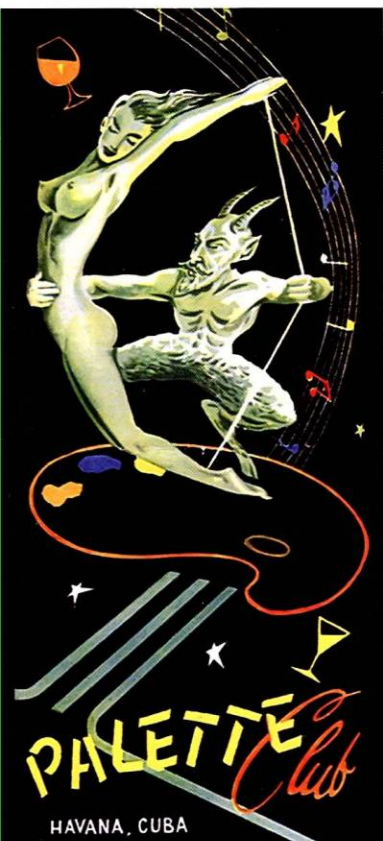
Ein Anwalt aus Los Angeles, Dana Smith, fühlt sich – nicht zu Unrecht – übers Ohr gehauen, als er 4200 Dollar verliert. Wütend beklagt er sich bei einem einflussreichen Freund: dem republikanischen Senator und späteren Präsidenten Richard Nixon. Der schreibt umgehend an das US-Außenministerium.

Das State Department leitet daraufhin eine offizielle Untersuchung ein, um dem Verdacht nachzugehen, dass nichtsahnende amerikanische Touristen in Havanna systematisch um ihr Geld betrogen werden.

Der Skandal ist da. Wenn Kuba nicht als „Paradies des Lasters und als Apsis im Tempel der Korruption“ in die Geschichte eingehen wolle, kommentiert die Batista-treue Zeitung „Diario de la Marina“ in Havanna, müsse sofort etwas geschehen. Der Diktator, der die Touristen ködern will, sieht es nicht anders.

Schnell erinnert sich Batista seiner alten Freunde aus der Unterwelt im Norden und ruft Meyer Lansky zurück ins Land. Inoffiziell macht er den Mann, der bei den Anhörungen im US-Senat offen ein Drahtzieher der Mafia genannt wurde, zum „Regierungsberater für die Reform des Glücksspiels“.

Lanskys Jahresgehalt beträgt 25 000 Dollar – das ist das 173-Fache des kubanischen Durchschnittseinkommens, doch für den Mobster unbedeutend an-



Clubs, etwa das »Palette«, locken mit aufreizenden Choreografien. Prostitution und Drogenhandel überlässt Meyer Lansky kubanischen Kriminellen. Die Mafia beschränkt sich aufs Glücksspiel

gesichts der Beträge, die das Geschäft mit dem Glück in Havanna Tag für Tag abwerfen wird. Mitte 1952 quartiert er sich im feinen „Hotel Nacional“ ein.

Endlich ist er am Ziel. Die große Zeit der Mafia auf Kuba kann beginnen.

Als Erstes säubert Lansky die alten Kasinos. Er beginnt mit dem „Montmartre Club“, einem der fünf großen Häuser Havannas, nur ein paar Straßenzüge vom „Nacional“ entfernt. Und er macht es auf seine Weise: unauffällig, ohne einen einzigen Schuss. Lansky erwirbt die Mehrheitsanteile, tauscht Croupiers und Dealer gegen Leute seines Vertrauens aus, die bereits in den illegalen Kasinos in Florida für ihn gearbeitet haben.

Zudem setzt er Signale für die Gäste, dass nun ehrlich gespielt wird: Beim Blackjack etwa geben die Dealer keine bereits benutzten – und möglicherweise gezinkten – Karten mehr aus, sondern nehmen für jedes Spiel einen neuen Satz. Auf erhöhten Stühlen überwachen Angestellte das Geschehen an allen Spieltischen.

In den anderen Kasinos machen die Trickser zwar vorerst weiter. Doch Lanskys neuer Stil zahlt sich aus.

Wenige Monate später erscheint in der „Saturday Evening Post“, einem viel gelesenen New Yorker Magazin, ein vernichtender Artikel über die Glücksspiel-Szene in der Karibik. Für Kuba wird darin nur Lanskys „Montmartre Club“ als Kasino von Rang genannt, in dem Spieler nicht mit Betrug zu rechnen haben.

Batista reagiert sofort und lässt verdächtige Croupiers verhaften. Soldaten stehen mit aufgefanzten Bajonetten vor den Eingängen der Kasinos, eine Machtdemonstration des Diktators.

Meyer Lansky hat gewonnen. Batista hat für ihn die Arbeit erledigt und die Falschspieler vertrieben. Fortan wird auch in den anderen Kasinos nach Lanskys Regeln gespielt werden – fair. Geld verdient er dennoch genug.

Amerikas Unterwelt kennt viele ungeschriebene Gesetze. Um Blutvergießen untereinander zu vermeiden, lautet nicht das unwichtigste: Jeder bekommt seinen Part, wenn etwas zu verteilen ist.



Mit einer knapp elf Meter hohen Tafel wirbt Fulgencio Batista bei Wahlen 1954 für sich. Seinen Namen braucht er dazu nicht. Der Schriftzug lautet: »Dies ist der Mann«. Rund 1,3 Millionen Dollar erhält Kubas korrupter Präsident von der Mafia – jeden Monat.

Und so finden sich nach und nach alle auf Kuba ein: Vertreter der Mafia aus New York und Cleveland, Buffalo, Pittsburgh, Kansas City, New Orleans, Miami und Tampa. Mithilfe von Lansky erwerben sie Anteile an den Kasinos von Havanna – und kontrollieren schon bald das Glücksspiel der Metropole.

Auf zwei Arten profitiert die Mafia von ihrem Engagement auf Kuba: Zum einen kann sie ganz offen ihre in den

USA (und später in Kuba) illegal verdienten Millionen gewinnbringend anlegen – und nicht nur in Kasinos und Nachtclubs: Mafiosi investieren unter anderem an der Seite renommierter amerikanischer Unternehmen wie Pan-Am oder Hilton in die vielen bald neu errichteten Luxushotels Havannas und

machen so aus dreckigen Dollars sauberes Vermögen. Über kubanische Banken erwerben sie zudem Anteile an zahlreichen US-Unternehmen. Es ist Geldwäsche von immensem Ausmaß, mit Investitionen, die vermutlich im zweistelligen, vielleicht sogar dreistelligen Millionenbereich liegen.

Zum anderen ist da das *skimming*, das „Abschöpfen“ der Glücksspiel-Gewinne an der offiziellen Buchführung vorbei. Dies geschieht in den Zählstuben der Casinos, von bewaffneten Wachmännern gesichert und neugierigen Blicken Außenstehender entzogen.

„Das ist der wichtigste Raum eines jeden Casinos“, wie Santo Trafficante, der zweitmächtigste Mann der Mafia in Havanna, später seinem Anwalt berichtet: „Hier machst du Gewinn oder Verlust.“

Mindestens zwei Buchhalter, die sich gegenseitig kontrollieren, sitzen in solchen Zählstuben an einem Tisch, von Geldbündeln umgeben, einer zählt die Scheine, der andere notiert das Ergebnis. Sie berechnen die Einnahmen der Nacht, bis sie die Ausgaben ausgleichen und ein kleiner Gewinn übrig bleibt.

Das sind die offiziellen Zahlen, mit Rechenmaschinen säuberlich addiert. Alles, was darüber hinausgeht, kommt in große braune Umschläge – die Nebeneinnahmen, die in keinen Büchern auftauchen. Einen nicht geringen Teil dieses Geldes geben die Mafiosi gleich weiter: Das System muss geschmiert werden. Allein El Presidente erhält fast 1,3 Millionen Dollar im Monat.

Jeden Montag zur Mittagszeit kommt ein Bote durch einen Seiteneingang in den Präsidentenpalast und übergibt einem Verwandten Batistas eine Tasche mit der wöchentlichen Rate in bar. Hohe Chargen im Militär und bei der Polizei, wichtige Politiker – alle bekommen sie ihren Anteil an dem Geld.

Besonders einflussreiche Persönlichkeiten erhalten sogar eine eigene Einnahmequelle, etwa Roberto Fernández Miranda, der Schwager des Präsidenten. Der bekommt das Monopol für die Einarmigen Banditen auf ganz Kuba. Die Spielautomaten stehen nicht nur in den Casinos der Mafia, sondern in den meisten Bars und Kneipen des Landes.



Kubas Image vom friedlichen Ferienparadies, in dem ohne Betrügereien gespielt werden kann, ist Lanskys Werk. Er weiß, dass die Casinos der Mafia am meisten Geld verdienen, wenn die Gäste sich sicher fühlen

Miranda vermietet die Maschinen, die er aus Chicago importiert hat. 60 Prozent der von den Spielern eingenommenen Münzen behält er: wohl fast eine halbe Million Dollar pro Monat.

INZWISCHEN TREFFEN sich die führenden Mafiosi gelegentlich am Pool des „Hotel Nacional“: Gangster, die ein korruptes Regime auf Kuba über Nacht zu ehrenwerten Geschäftsmännern hat werden lassen. Sie spielen ein wenig Poker – nie setzen sie mehr als Centbeträge – und reden mit Lansky über den Gang der Geschäfte. Er ist ihr unumstrittenes *mastermind* und zieht im Hintergrund die Fäden, immer darauf bedacht, dass alle ihren Anteil bekommen.

Streitereien sind schlecht fürs Geschäft, diese Lehre hat Lansky aus den Gangsterkriegen der 1920er Jahre gezogen. Gewalt vermeidet er – von Ausnahmen abgesehen, an denen man ihm eine Beteiligung indes nie nachweisen kann, etwa dem Mord an dem Brooklyner Boss Albert Anastasia in einem Friseursalon in New York. Anastasia hatte zuvor bei einem Besuch auf Kuba polternd Unzufriedenheit über seinen Anteil am großen Geschäft geäußert. Und so nicht nur Lanskys Kreise gestört.

Unter dessen Führung beschränken sich die amerikanischen Mafiosi in Ha-

vanna bewusst auf das Glücksspiel. Die Prostitution ist in den Händen kubanischer Krimineller. Auch auf das Drogengeschäft verzichten Lansky und seine Kompagnons weitgehend.

Dabei dient die Insel als Transitland für Heroin aus Südamerika in die USA; für Havannas Schickleria landet zudem Kokain in großen Mengen an. Die Schmuggler kommen aus Peru und Kolumbien und nutzen, gegen eine Gewinnbeteiligung, wahrscheinlich sogar den Militärflughafen von Havanna.

Doch Meyer Lansky hält sein Netzwerk davon fern. Warum wegen ein paar zusätzlicher Millionen die US-Behörden gegen sich aufbringen? Wo die Geschäfte sonst doch schon so gut laufen.

Innerhalb weniger Jahre verdoppelt sich die Zahl von Havannas Hotelbetten nahezu auf fast 5500. Und jedes Jahr kommen mehr Touristen. Es sind goldene Zeiten für die Mafiosi, die besten Jahre seit der Prohibition.

Sie wollen den berühmten Sänger treffen, ihm ihre Aufwartung machen, die kubanischen Pfadfinderinnen unter Anleitung einer Nonne. Sie betreten das „Hotel Nacional“ und werden tatsächlich in die Suite des Stars vorgelassen. Doch dort treffen die Kinder auf Damendessous, die von Stehlampen baumeln, und leere Flaschen, die verstreut herumliegen.

Dazwischen der Sänger: Frank Sinatra. Nur mit einem Bademantel und Seidenschals bekleidet, versucht er die Situation zu retten. Als aber plötzlich vier nackte Frauen aus einem hinteren Zimmer platzen, flieht die Nonne mit ihren Schützlingen, empört und schockiert.

Skandalgeschichten wie diese häufen sich nun im Nachleben der kubanischen Metropole. Der Hollywood-Star Robert Mitchum reißt sich angeblich auf einer Party die Kleider vom Leib, schmiert sich Ketchup auf die nackte Haut und brüllt, er sei nun der beste Hamburger Havannas.

Mancher Star der internationalen Literaturszene macht Havanna zu seinem zweiten Zuhause. Graham Greene geht in der „Casa Marina“ ein und aus,

einem Edelbordell. Ernest Hemingway, der Literaturnobelpreisträger, wohnt sogar in einem Vorort Havannas.

Den wilden Ruf der Stadt untermauert aber vor allem Frank Sinatra. Er hat seit Langem Kontakt zur Mafia, auch wenn er das öffentlich immer leugnet. Lucky Luciano stammt aus demselben sizilianischen Dorf wie Sinatras Großeltern. Im „Hotel Nacional“ feiert der Sänger gleich mehrmals Partys – auf Einladung Lucianos –, zu denen angeblich sogar Callgirls aus den USA eingeflogen werden. Der Sänger revanchiert sich, berichten Hotelangestellte, mit einem exklusiven Konzert für die Mafiosi im Bankettsaal des „Nacional“.

Doch auch das gewöhnliche Nachtleben Havannas ist Skandal genug, zumal aus Sicht des pruden Amerika. In Etablissements wie dem „Tropicana“ oder dem „Sans Souci“ treten kaum bekleidete Tänzerinnen in Erotikshows auf. „Diosas de Carne“ werden die Frauen in kubanischen Magazinen genannt, „Göttinnen des Fleisches“. In anderen Clubs wie dem „Shanghai“-Theater gibt es gar Live-Sex auf der Bühne.

Nach ihren Auftritten – etwa im „Montmartre“ – setzen sich manche der Showgirls an die Spieltische in den Casinos. Die Chips für ihren Einsatz gehen auf Kosten des Hauses. Denn die jungen Frauen sollen natürlich nur eines: männliche Spieler anlocken.

In den zahllosen Bars und Clubs der Stadt werden die Drinks gemixt, für die Kuba berühmt ist: Daiquiri, Mojito, Cuba libre. Kleine Orchester spielen dazu die rhythmische Nachtmusik der Metropole: Mambo, Cha-Cha-Cha, afrokubanischen Jazz – oft bis in den Morgen.

Und die Besitzer der Etablissements engagieren weitere Stars aus den USA. Die schwarze Sängerin Eartha Kitt tritt im „Parisién“ auf, einem engen Club mit dämmrigem Licht, flauschigen Veloursitzen und tropischen Pflanzen.

Nat King Cole spielt für zwei Wochen im ausverkauften „Tropicana“, einem der Casinos mit großer Bühne. Zur Eröffnung wiegen sich Tänzerinnen im Rhythmus von Conga-Trommeln, zum Teil nur mit Bikini und Sombrero bekleidet, ehe Cole selbst auf die Bühne kommt, im weißen Smoking am schwarzen Piano. Auch die Jazz-Diva Ella Fitzgerald gastiert in Havanna und der Schulzenkönig Johnny Mathis.

Frank Sinatra plant gar, in der Wintersaison einmal wöchentlich im Varie-



Schon 1952 steigt Meyer Lansky (ganz oben) in Kuba sogar zum »Präsidentenberater für die Reform des Glücksspiels« auf. Auch dem Sänger Frank Sinatra werden Geschäfte mit der Mafia nachgesagt, in deren Clubs er auftritt

té-Theater des Hotels „Monte Carlo de La Habana“ aufzutreten. Er will die Show live in die USA übertragen lassen.

Das „Monte Carlo“ ist das größte Investitionsvorhaben der Mafia in Havanna: ein Hotelkomplex mit 656 Zimmern, Kasino und Nachtclub. Die Bauarbeiten beginnen im August 1958. Und Sinatra sitzt im Vorstand der Trägergesellschaft.

Es ist wohl nicht die einzige Geschäftsbeziehung des Sängers zum organisierten Verbrechen.

Denn auch in Las Vegas, der Glücksspiel-Metropole in Nevada, sind Sinatras Interessen mit denen seiner Freunde verflochten.

Seit 1953 hält er einen – für 54 000 Dollar erworbenen – zweiprozentigen Anteil am dortigen „Sands“-Kasino und tritt dort ebenfalls regelmäßig auf, stets standesgemäß untergebracht in der Presidential Suite mit eigenem Pool.

Schon vorher haben ihm seine Mobster-Freunde geholfen. Anfang des Jahrzehnts, als seine Popularität vorübergehend schwand, haben sie ihm Auftritte in Clubs verschafft, die ihn über Wasser hielten.

Und ohne einen Anruf der New Yorker Mafia beim Filmmogul Harry Cohn hätte Sinatra wohl nie seine Rolle in „Verdammt in alle Ewigkeit“ bekommen, die ihm 1954 einen Oscar verschafft und seine Karriere rettet.

LAS VEGAS IST DIE zweite große Glücksspiel-Investition der Mafia.

Den Anfang hat dort nach dem Krieg ein Mann namens Benjamin „Bugsy“ Siegel gemacht, ein in Hollywood zum Freund zahlreicher Filmstars aufgestiegener Maffioso, wie Luciano und Lansky in Manhattans Lower East Side groß geworden. Siegel ließ in der Wüste von Nevada das „Flamingo“ errichten, ein bombastisches Kasinohotel für die ungeheure Summe von sechs Millionen Dollar.

Auch in diesem Fall zeigt Lansky jene strategische Weitsicht, die er Jahre zuvor auf Kuba bewiesen hat: „Warum bauen wir hier nicht ein Luxus-Hotelkasino?“, hatte er seinen alten Kumpel Siegel gefragt, als sie beide gemeinsam Anfang der 1940er Jahre mit dem Auto durch die staubige Wüste von Nevada

fuhren – dem einzigen US-Bundesstaat, in dem das Glücksspiel erlaubt war. „Wir könnten hier glatt einen Boom lostreten.“

Als es ein paar Jahre später losging, beteiligte sich Meyer Lansky mit zehn Prozent an der Trägergesellschaft.

Siegel schwebte Großes vor, alles musste vom Feinsten sein: edler Marmor, seltene Hölzer. Weihnachten 1946 eröffnete er das „Flamingo“, das zum Vorbild aller Kasinos am „Strip“ von Las Vegas werden sollte, dem zentralen Boulevard der Spielerstadt.

Doch Siegels Karriere nahm kurz darauf ein gewaltsames Ende; seine Freunde verdächtigten ihn, große Summen, die sie ihm anvertraut hatten, auf ein Schweizer Konto abgezweigt zu haben – ob zu Recht, weiß niemand. Jedenfalls starb Siegel am 20. Juni 1947.

Der Mörder passte ihn in der Villa seiner Freundin in Beverly Hills bei der Zeitungslektüre auf dem Sofa ab. Zwei Stahlmantelgeschosse zerfetzten Siegels Gesicht. Der Mord ist bis heute nicht aufgeklärt.

Das „Flamingo“ macht danach als angeblich luxuriösester Nachtclub der Welt Furore. Alles ist Glitzer und Gold und das Kasino nun eines der beliebtesten der Stadt.

Wie in Havanna wachsen in Las Vegas schon bald neue Vergnügungsbauten empor, seit Beginn der 1950er Jahre nicht weniger als sechs große Hotel-Kasino-Komplexe, die den Strip säumen.

Und ebenso wie auf Kuba befinden sich alle Spielhöhlen fest im Griff von



Nur ein Ort kann Havanna Konkurrenz machen: Las Vegas, das um 1942 von dem Mafio Spielerparadies im US-Staat Nevada. Mitte der 1950er Jahre reiht sich hier Spielhalle an erlebt die »Stadt der Sünde« aber erst, nachdem Fidel Castros Männer Batista und die



so Benjamin »Bugsy« Siegel begründete Spielhalle. Ihren größten Aufschwung Mafia 1959 aus Kuba vertrieben haben

Protest dem Diktat und verzichten auf die Kasinos in der Karibik.

Sie sollen es nicht bereuen: Denn sie zumindest werden ihre Investition nicht verlieren.

Die Wintersaison 1958 ist die bis dahin erfolgreichste Geschäftssaison auf Kuba. Das Glücksspiel boomt. Noch nie hat es so viele Touristen nach Havanna gezogen. Die Fluggesellschaft PanAm wirbt bereits mit Sonderangeboten von 39 Dollar für den Hin- und Rückflug ab Miami. Selbst mit dem eigenen Auto können US-Besucher anreisen, da die »West Indies Fruit and Steamship Company« zwei Fähren entsprechend umgebaut hat.

Die Hotels sind ausgebucht – auch das »Riviera«, ein 20-stöckiges, brandneues Luxushotel mit Pool und Kasino direkt am Meer. Lanskys Hotel.

In den offiziellen kubanischen Papieren ist der Mobster lediglich als Manager der Hotelküche eingetragen – wofür er bei der amerikanischen Steuerbehörde sein Jahresgehalt mit 36 500 Dollar angibt. Doch jeder in Havanna weiß, dass das elegante »Riviera« sein Geschöpf ist und er seine Besitzanteile wie in Las Vegas hinter Strohmännern versteckt.

Anfang 1958 wird sogar eine beliebte Unterhaltungsshow zur besten Sendezeit live aus dem Hotel übertragen. Der Moderator Steve Allen begrüßt die US-Fernsehzuschauer mit dem Satz: »Wir sind in Havanna, der Heimat von Meyer Lansky – und wir sind froh, hier zu sein.«

Keine fünf Jahre, nachdem er wegen Förderung des Glücksspiels im Gefängnis gesessen hat, wird der Gangster einem Millionenpublikum als respektabler Geschäftsmann präsentiert. Meyer Lansky und die Mafia sind auf dem Höhepunkt ihres Erfolgs.

Doch der wird nicht lange währen.

Denn der Sturm nimmt zu gegen jenes Regime, das die Gangster aus dem Norden so unumwunden hofiert. Während die Boulevards für die wohlhabenden Fremden glänzen, während der korrupte Herrscher, seine Entourage und seine Lieblinge in Luxus schwelgen, verkommt das Land in Armut.

Seit dem erneuten Putsch Batistas im Jahr 1952 haben revolutionäre Gruppen bewaffnete Attacken gegen den Staat gewagt. Batista aber hat vorerst jeden Angriff mithilfe seiner gefürchteten

Geheimpolizei abgewehrt, mit Zensur, Gefängnis, Folter und Mord.

Ende 1956 indes haben sich linke Guerilleros unter der Führung ihres Comandante Fidel Castro in einer abgelegenen Gegend im Osten des Landes festgesetzt. Es sind nicht einmal 300 Kämpfer, die eine kleine »befreite Zone« in den Bergen kontrollieren.

Doch Anfang 1958 gehen die Revolutionäre in die Offensive. Sprengungen binnen weniger Wochen zehn Zuckerraffinerien in die Luft – und treffen damit jene Industrie empfindlich, die für rund ein Drittel der Wirtschaftsleistung Kubas verantwortlich ist. Die Tanks einer Ölfabrik vor den Toren der Hauptstadt zerbersten ebenfalls in Flammen.

Fidel Castros Leute organisieren Streiks an Schulen und Universitäten, im Februar 1958 müssen praktisch alle kubanischen Lehranstalten schließen. Im März explodieren in einer einzigen Nacht allein in Havanna etwa 100 Bomben. Guerilleros überfallen mitten am Tag die Nationalbank und verbrennen sämtliche Schecks, ehe sie verschwinden, ohne auch nur einen Cent mitgenommen zu haben.

Die Erfolge verschaffen Castros Rebellen ständig Zulauf. Bald schon rücken die schlagkräftiger gewordenen Truppen, 3000 Mann, auf Santiago vor, Kubas zweitgrößte Stadt, und auf Havanna.

Spätestens ab Sommer 1958 befindet sich die Insel in permanentem Ausnahmezustand. »Die Bärtigen stehen vor dem Sieg«, prophezeit Lansky seinem kubanischen Fahrer am Silvesterabend.

Doch welche Konsequenzen das für ihn und sein Netzwerk haben wird, davor hat der Mann, der sonst kaum etwas dem Zufall überlässt, offenkundig die Augen verschlossen. Das schnelle Ende des Batista-Regimes überrascht auch ihn.

UM 1.30 UHR am Neujahrsmorgen 1959 tritt ein Amerikaner an Lanskys Tisch im »Plaza« und flüstert ihm ins Ohr. Der Mafia-Mann erhebt sich, beide verlassen den Tisch und reden vor dem säulengeschmückten Portikus des Hotels weiter. Als Lansky kurz darauf zu seiner Begleiterin zurückkehrt, bleibt er nach außen hin ruhig wie immer.

Gangstern, die sich – oft über Strohmänner – Anteile an den Betreiber-gesellschaften sichern und die Gewinne illegal abschöpfen.

Anfang 1958 ist der Höhenflug jedoch vorerst vorüber. Die neu eröffneten Hotels am Strip machen Verluste – Las Vegas spürt die kubanische Konkurrenz. Die Glücksspiel-Kommission von Nevada zieht die Konsequenzen: Sie droht allen Anteilseignern, die gleichzeitig in Kasinos in Havanna investiert haben, mit Entzug der Lizenzen – jedenfalls all denen, von denen sie es weiß.

Manche Investoren, darunter sogar Mafiosi wie Thomas »Blackjack« McGinty aus Cleveland, ziehen vor Gericht. Doch am Ende beugen sie sich unter

„Er ist weg“, sagt er lediglich: Batista, Kubas Diktator, der Schutzpatron der Mafia, hat sich in der Nacht in die benachbarte Dominikanische Republik abgesetzt. Die Revolution hat gesiegt.

Lansky lässt seine Freudin Carmen vom Fahrer nach Hause bringen. Dann macht er die Runde durch die Kasinos. Noch tanzen die meisten Leute in den Clubs ahnungslos in den Neujahrmorgen. Noch spielen sie in den Kasinos.

Der Finanzchef der Mafia weist seinen Fahrer an, einen unauffälligen Wagen aus der Hotelgarage des „Plaza“ zu organisieren – nicht das cremefarbene Cabrio, das er sonst gern benutzt: „Das ist jetzt zu gefährlich.“

Um drei Uhr morgens rasen die beiden mit 100 km/h durch die nächtlichen Straßen Havannas zum „Sans Souci“, dann weiter zum „Nacional“ und zum „Riviera“. So versucht er zumindest, die Einnahmen der Silvesternacht in Sicherheit zu bringen.

„Das Beste, was wir jetzt tun können“, rät er Santo Trafficante, dem Besitzer des „Sans Souci“, „ist uns zurückzuziehen, absolut unsichtbar zu werden.“

Doch das wird beiden nichts nützen.

Denn morgens um vier Uhr beginnt ein anderer Tanz. Immer mehr Menschen strömen auf die Straßen, als sich die Nachricht von der Flucht des Diktators verbreitet. Die Leute singen und feiern. Autos hupen ohrenbetäubend. In guter kubanischer Tradition werden Eimer zu Trommeln umfunktioniert. Am Morgen dann, etwa ab neun Uhr, entladen sich Jahre der Angst und Unterdrückung in einer Welle wütender Gewalt.

Als Erstes plündern die Menschen die Parkuren an den Straßen Havannas, deren Einnahmen wie die der Einarmigen Banditen direkt an Batistas Schwager gehen. Mit Hämmern, Bleirohren und Baseballschlägern traktieren sie die metallenen Münzsäulen. Dann stürmt

der wütende Mob Bars und Cafés an den Straßenecken und reißt die allgegenwärtigen Einarmigen Banditen aus den Verankerungen. Auf den Straßen werden sie zertrümmert.

Schließlich richtet sich der Zorn der Massen auf die Kasinos selbst. Sie sind für die Kubaner zu Symbolen des korrupten Regimes geworden, das sie nun stürzen. Im „Deauville“ schlagen sie nur die Scheiben zu Bruch, im „Sevilla Biltmore“ zertrümmern sie das ganze Kasino, das „Sans Souci“ steht in Flammen. Und vor den Kolonnaden des „Plaza“, wo Meyer Lansky noch Stunden zuvor gefeiert hatte, brennt in den frühen Morgenstunden ein Scheiterhaufen aus Spielutensilien.

Noch in der Nacht kommen Guerilleros aus ihren Verstecken in der Stadt und liefern sich Feuergefechte mit der Polizei.

Doch es gibt kein Halten mehr. Am Abend des Neujahrstages patrouillieren bewaffnete Revolutionäre mit Autos durch die Straßen Havannas. Anhänger des alten Regimes verstecken sich.

Am 8. Januar 1959 schließlich zieht Fidel Castro in Havanna ein und ruft den jubelnden Massen zu: „Das Volk hat diesen Krieg gewonnen.“ Im marmornen Foyer von Lanskys Hotel „Riviera“ lassen Bauern bereits in den Tagen zuvor Schweine los.

Gleichzeitig beginnt die blutige Abrechnung mit dem alten Regime und dessen Günstlingen. In den Straßen skandieren Demonstranten schon am Neujahrmorgen: „Tod den Kollaborateuren! Tod den amerikanischen Gangstern!“ Und nun verkündet Fidel Castro: „Wir sind geneigt, die Gangster nicht zu deportieren, sondern zu erschießen.“

Mit einem seiner ersten Dekrete ordnet er das Ende der Kasinos an, um, wie es heißt, Schluss zu machen mit „Laster, Korruption und Glücksspiel“.

Noch glauben die Mafiosi nicht, dass sie das Spiel auf Kuba verloren haben. Sie dementieren sogar amerikanische Zeitungsberichte, dass auch sie das Land fluchtartig verlassen hätten, mit dem Massenexodus der US-Touristen aus den USA gleich in den ersten Januartagen.

Für sie ist Castro ein Schamschläger, der die wahren Spielregeln Havannas noch nicht durchschaut hat. Sie setzen darauf, dass er die Kasinos wieder wird öffnen müssen – allein schon, um die Wirtschaft des Landes vor dem Zusammenbruch zu bewahren.

Tatsächlich lässt der Revolutionsführer den Spielbetrieb in den Kasinos schon bald wieder zu – auf Druck der Gewerkschaft des Gaststättengewerbes, deren Mitglieder plötzlich keinen Job mehr hatten. Doch als Gäste und Spieler ausbleiben und die Luxushotels und Kasinos nur noch Verluste machen, werfen die neuen Herren Kubas den alten Betreibern unlautere Buchführung vor.

Viele der amerikanischen Gangster kommen für Wochen und Monate ins Gefängnis und werden später ausgewiesen. Santo Trafficante, der Mafioso aus Florida, glaubt sich im Sommer 1959 sogar auf der Exekutionsliste des Regimes.

DER KLUGE MEYER LANSKY hat sich zu diesem Zeitpunkt schon längst abgesetzt. Er ist wenige Tage nach dem Einzug Castros in Havanna nach Miami geflogen – angeblich mit einem Koffer voller Banknoten. Zwar kehrt er im März 1959 noch einmal für wenige Wochen nach Havanna zurück. Doch er erkennt bald, dass auf Kuba nichts mehr zu gewinnen ist. Der Mobster, der offiziell noch immer als Küchenmanager des „Riviera“ firmiert, zieht sich in die USA zurück. Unauffällig betreibt er weiter seine Geschäfte, in Las Vegas, auf den Bahamas, in Michigan, wo er ein Ölbohrloch erwirbt.

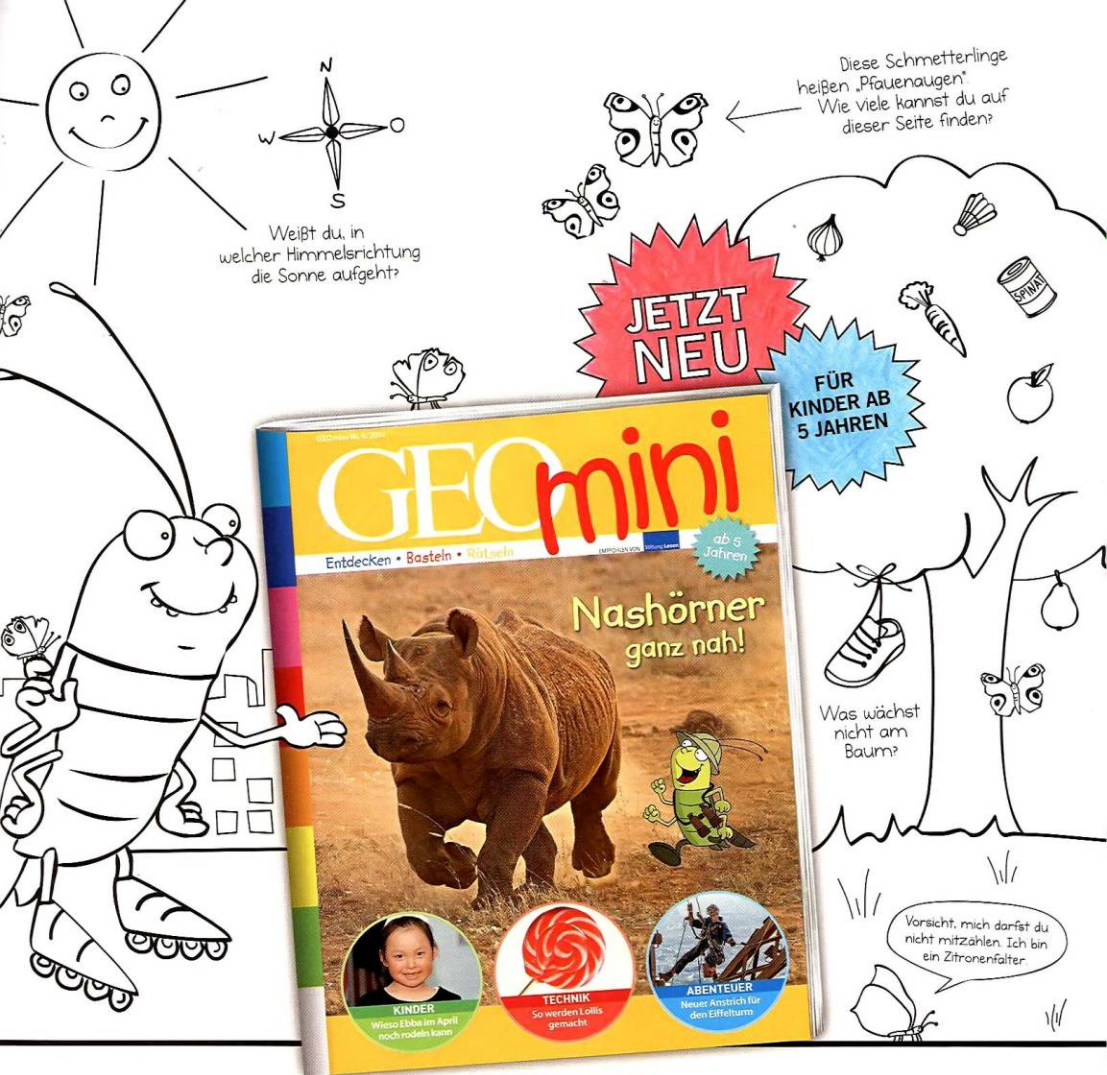
Das FBI macht ihn zu Amerikas „Gangster Nummer eins“, observiert ihn ohne Unterlass, hört seine Gespräche ab. Doch nicht einmal Steuervergehen können sie dem alternden Mafioso nachweisen. Mit 80 Jahren stirbt Meyer Lansky 1983 in Miami Beach.

Den Verlust seines Imperiums in Havanna hat er nie ganz verwunden. „Ich bin auf die Schnauze geflogen“, gestand er einmal seinem Anwalt. Im Oktober 1960 hat Castro die US-Unternehmen in Kuba verstaatlichen lassen, darunter auch die Hotels und Kasinos als Symbole kapitalistischer Dekadenz.

Damit war die Mafia endgültig aus ihrem kubanischen Paradies vertrieben, war ihr Archipel des Glücksspiels ein für alle Mal in der Karibik versunken. □

Reyner Klüver, 50, ist Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“ in Washington. Bei den Recherchen faszinierte ihn, wie nahe einst Kuba dem USA war – ein Land, das für die meisten Amerikaner heute unerreichbar ist.

Literaturempfehlung: T. J. English, „Havana Nocturne. How the Mob Owned Cuba... and Then Lost It to the Revolution“, Verlag William Morrow; das anschaulichste Buch zum dekadenten Nachleben im Kuba der 1950er Jahre und zum Glücksspiel-Imperium Meyer Lanskys.



Die Mitmach-Anzeige zum Mitmach-Heft.

Bastelnd, spielend, rätselnd, lesend die Welt entdecken. Mit dem neuen GEOmini.





Lesen Sie die ungewöhnliche Geschichte
des **Obama der Malediven**.

Kafu, Baka

Weitere Themen

Deutscher Wald

Warum Bambi sterben muss.

Organspende

Wann ist ein Mensch wirklich tot?

Mantarochen

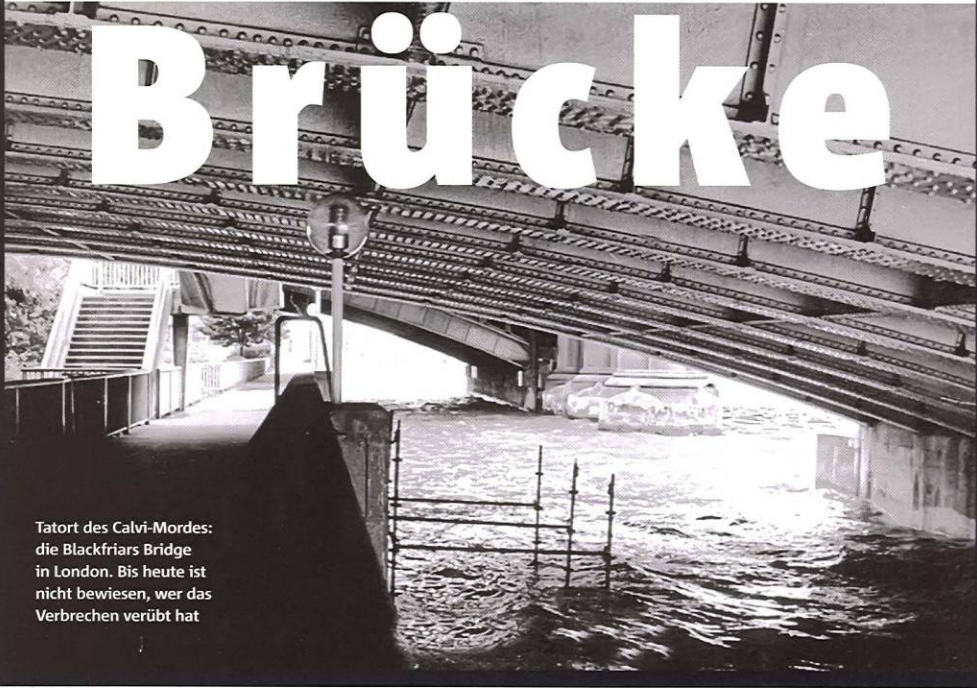
Rendezvous mit einem sanften Großmaul.

www.geo.de



GEO. Die Welt mit anderen Augen sehen

Tod unter der Brücke



Tatort des Calvi-Mordes:
die Blackfriars Bridge
in London. Bis heute ist
nicht bewiesen, wer das
Verbrechen verübt hat

Am 18. Juni 1982 hängt der leblose Körper des Mailänder Bankiers Roberto Calvi unter einer Brücke in London. Calvi war verstrickt in illegale Geschäfte mit der Mafia, dem Vatikan und korrupten Politikern. Als seine Bank vor dem Bankrott steht und er mit Enthüllungen droht, muss er sterben

VON CAY RADEMACHER

Italien ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein großes Theater, das zwei Stücke gibt. Auf der Bühne des öffentlichen Lebens spielen Minister und Bischöfe, Richter und Unternehmer die Komödie der Ehrenhaftigkeit. Hinter den Kulissen jedoch führen korrupte Politiker und käufliche Mörder, Intriganten im Vatikan und Informanten der Geheimdienste, Brüder einer Geheimloge und Paten der Mafia ein Drama auf um Macht und Geld. Erfolg hat in diesem Theater nur, wer stets zur rechten Zeit auf beiden Seiten der Bühne spielen kann.

Erfolg ist auch das Lebensziel eines Bankiers aus Mailand, der um 1970 in diesem Theater debütierte. Ein kluger Kopf, doch nicht geschickt genug für das Doppelspiel vor und hinter



ROBERTO CALVI

den Kulissen. Ein Mann, der auf der Suche nach Macht immer machtloser wird, der aus Sehnsucht nach Sicherheit immer atemraubendere Risiken eingeht. Der sich die falschen Freunde aussucht. Und die falschen Feinde macht.

Die Geschichte vom Leben und Sterben des Roberto Calvi, der eine kleine Bank zur Größe und dann in den Bankrott führt, ist auch die Geschichte des Theaters Italien: eines Staates, der in den 1970er und 1980er Jahren missbraucht und geplündert wird vom Organisierten Verbrechen, von klandestinen Gruppen, korrupten Seilschaften, bedroht von linksextremen Terroristen, rechtsextremen Putschisten und manipuliert von skrupellosen Kirchenfürsten im Vatikan, die im Schatten des Petersdomes die Politik mitbestimmen.

Ein Drama auch mit mindestens einem Toten und etlichen Verdächtigen. Das letzte Kapitel dieses Dramas beginnt an einem Sommertag 1982, weit von Italien entfernt.

LONDON, BLACKFRIARS BRIDGE, Freitag, 18. Juni 1982, 7.30 Uhr. Ein bedeckter Morgen. Anthony Huntley, Angestellter in der Postabteilung der Zeitung „Daily Express“, geht zur

Arbeit, die Themse entlang – bis er unter dem nördlichsten der fünf schmiedeeisernen Bögen der Blackfriars Bridge anlangt, einer Brücke, die seit 1869 den Verkehr über den Fluss bis in die Londoner City trägt, das Herz der Finanzwelt. Zufällig blickt Huntley über das Brückengeländer Richtung Themse, vielleicht hat er aus den Augewinkeln eine Bewegung wahrgenommen, eine langsame, pendelnde Bewegung. Dort hängt ein Mann.

Seit fünf Wochen klemmen unter dem Brückenbogen die Planken und angerosteten Stahlrohre eines Baugerüsts, hochgezogen für Renovierungen. An einem Träger dieser Konstruktion baumelt nun an einem orangefarbenen Tau eine Leiche.

Ein Ende des Seiles ist mit einem Knoten um ein Stahlrohr geschlungen, das andere liegt als Henkersschlinge um den Hals des Unbekannten: ein älterer, übergewichtiger Mann, Haarkranz um das kahle Haupt, teurer Anzug, die Beine im trübbräunen Wasser der Themse, deren Strömung fast sanft an der Leiche zerrt.

Huntley rennt zu seinem Verlag, ein Kollege ruft von dort die Polizei an und eilt mit ihm zurück zur Brücke.

8.00 Uhr. Ein Beamter der Thames River Police erreicht die Blackfriars Bridge. Kurz darauf übernimmt sein Kollege John Palmer die Ermittlungen – ein Konstabler der City of London Police, einer Einheit, die für diesen Bezirk zuständig ist; die Truppe kümmerst sich deshalb hauptsächlich um Delikte der Finanzwelt, nicht um Gewalttaten.

Vielleicht erklärt dies die unfassbaren Ermittlungsfehler der folgenden Minuten: Niemand fotografiert den Erhängten, bevor am Fundort etwas verändert wird.

Mehr noch: Der Knoten des Seiles wird aufgeknüpft, als die Beamten die Leiche bergen; später wird niemand mehr exakt angeben können, wie das Seil gebunden worden ist. Niemand wird auch nach Fingerabdrücken suchen, nicht auf dem Gerüst, nicht auf dem Toten und seinen Sachen.

Der Unbekannte wird nicht unter kontrollierten Bedingungen im Leichenschauhaus durchsucht, sondern am Ufer unter der Brücke. (Danach wird man sein Jackett wieder zuknöpfen, allerdings schief – und ihn erst dann fotografieren.)

Am Arm trägt der Tote eine teure Uhr – niemand notiert, ob der empfindliche Zeitmesser stehen geblieben ist, und falls ja, wann. Daneben finden die Konstabler bei dem Unbekannten Bargeld in mehreren Währungen, umgerechnet rund 7370 Pfund, ein kleines Vermögen. Zudem Zettel mit Telefonnummern sowie ein Papier mit der Auflösung eines alphanumerischen Codes, eines Systems zur Verschlüsselung, bei dem jedem Buchstaben eine Zahl zugeordnet wird.

Der Mann trägt zwei Unterhosen – beide, wie auch die Sitzfläche der Anzughose, getränkt von fettiger Flüssigkeit, als hätte er irgendwo in Schmieröl gegessen.

Der scheue Generaldirektor der Banco Ambrosiano wäscht Mafia-Gelder in Übersee-Filialen. Millionen, die an Parteien und an einen Erzbischof gehen, versteckt er in den Bilanzen. Bis sein Haus in Schiefelage gerät – und er nach London flieht

Die Konstabler finden einen italienischen Reisepass: Gian Roberto Calvini. Auf der Innenseite des Jacketts steht freilich ein anderer Name. Doch auch das fällt niemandem auf.

Der Tote trägt Steine und Ziegel in seinem Anzug, insgesamt mehr als fünf Kilogramm schwer. Die Polizisten vermuten, dass sie von einer Baustelle 300 Meter entfernt zusammengeklaut worden sind. Zwei Steine in der rechten Hosentasche. Einen in der linken. Einen halben Ziegel in der rechten Jackettasche. Und ein weiterer halber Ziegelstein schließlich steckt vorn im Hosenbund, hineingestopft bis auf die Genitalien.

Selbstmord, konstatieren die Beamten.

14.00 Uhr. Im Leichenschauhaus führt ein Pathologe eine rasche Autopsie durch: „Vorsätzliches Selbst-Erhängen“, hält er fest. Und ergänzt dann noch: „KEINE Anzeichen eines Fremdverschuldens oder Verbrechens.“

Niemand fragt sich, wie ein älterer, übergewichtiger Mann auf ein Gerüst steigen kann, das unterhalb einer Brücke und oberhalb eines Flusses angebracht ist. Und niemand wundert sich, dass sich ein Selbstmörder auf seinem letzten Gang einen Ziegelstein, besonders entwürdigend, vorn in die Hose gestopft hat.

Ermittlungen abgeschlossen.

Bis ein Anruf kommt. Aus Rom.

19.00 Uhr. Bei der Londoner Polizei meldet sich der Chef einer Gruppe Sonderermittler aus Italien: Der Reisepass auf den Namen Calvini sei gefälscht. Vermutlich handle es sich bei dem Toten um Roberto Calvi, den Präsidenten der Banco Ambrosiano in Mailand – der sei seit mehreren Tagen auf der Flucht vor der Justiz.

Ebenjener Name ist im Jackett des Toten eingestickt.

Und praktisch zur gleichen Minute, da in einem Telefonat zwischen den Ermittlern endlich bekannt wird, dass der Tote unter der Brücke Italiens wohl bekanntester Privatbankier ist, meldet sich eine anonyme Anruferin mit Mailänder Akzent bei der römischen Zeitung „Il Tempo“: Man habe Calvis Leiche in London gefunden.

Nur ein weiterer jener unerklärlichen Vorfälle rund um diesen Tod, der Italien erschüttern wird.

DABEI IST DIE GESCHICHTE des Landes schon seit Jahren satt an Gewalt und Skandalen. Von der Befreiung 1945 an dominieren zwei Blöcke die Politik. Da ist die Democrazia Cristiana (DC), eine Partei, die seit 1945 ununterbrochen an der Regierung beteiligt ist. Zugleich eine Schlangengrube, in der Rivalen um Posten in Ministerien und Behörden, in den vom Staat kontrollierten Konzernen, in öffentlichen Institutionen vom Wohnungsbau bis zum Fernsehen ringen.

„Partitocrazia“ nennen die Italiener ihr System, „Parteiherrschaft“. Posten im öffentlichen Dienst, Bauaufträge, Vergünstigungen: Alles ist zu haben, wenn man nur die richtigen Funktionäre schmiett. Zehn Billionen Lire, umgerechnet etwa zehn Milliarden Dollar, versickern so nach der Schätzung eines Ökonomen. Pro Jahr.

Vor allem ein Parteifürst dominiert die DC: Giulio Andreotti aus Rom, undurchsichtig, klug und zynisch. Ein Mann, der später damit kokettieren wird, dass er sich wirklich nicht

mehr erinnere, an wie vielen Kabinettsstischen er schon als Minister oder Regierungschef gesessen habe. Ein Politiker, der über Jahrzehnte von Skandalen umweht wird, ohne je über einen zu stürzen. Einmal schreibt er für eine Zeitschrift sogar einen Kurzkrimi, der auf einen ebenjener Skandale anspielt – so unangreifbar wähnt sich Andreotti.

Aber ist er das noch, in den 1970er Jahren? Denn der andere, der „linke“ Block Italiens wird von der Partito Comunista Italiano (PCI) angeführt, der größten KP Westeuropas, ruhmbedeckt im Kampf gegen Faschismus und deutsche Besatzer. Und dann sind da noch die Sozialisten der PSI. Auch sie kennen politische Seilschaften, Durchstechereien, Korruption.

Zusammen mit einigen kleineren Parteien erreichen PCI und PSI bei den Parlamentswahlen von 1976 erstmals in Italiens Geschichte die Mehrheit. Eine linke Regierung bedeutet das noch nicht, denn die Parteien bilden keine Koalition – am Ende wird die unvermeidliche DC mit dem unvermeidlichen Andreotti eine Minderheitsregierung stellen.

Trotzdem sendet die Wahl Schockwellen durch das konservative Machtgefüge der Nation – zumal auch von anderen Seiten Gefahren drohen.

Denn spätestens seit Ende der 1960er Jahre ist ein rechtsextremer Putsch eine reale Option: Zwar erringen die Neofaschisten kaum je mehr als etwa fünf Prozent der Wählerstimmen, doch verüben Rechtsradikale etliche Attentate, um den Staat zu destabilisieren.

Zum Fanal wird eine Bombenexplosion 1969 auf der Mailänder Piazza Fontana, bei der 16 Menschen sterben – Jahre später werden mehrere Rechtsextreme angeklagt, doch die genauen Umstände der Tat bleiben ungeklärt.

Im Jahr darauf fliegt der Putschplan einiger Neofaschisten auf. Offenbar haben sie Komplizen im Geheimdienst gehabt. Doch auch hier: Die Hintermänner bleiben unbekannt.

Auf der anderen Seite des politischen Spektrums verschärfen die „Roten Brigaden“ 1974 den Kampf, als diese aus der Studentenbewegung hervorgegangene Terrorgruppe einen Richter entführt. Schnell eskaliert der Kampf der Stadtguerilleros, die viele Sympathisanten haben: Allein zwischen 1977 und 1979 verüben linksradikale Gruppen nach Polizeiangaben mehr als 1500 Anschläge, bei denen 58 Menschen sterben.

Und dann existieren in Italien noch zwei Staaten inmitten des Staates: der Vatikan und die Mafia.

DIE „CITTÀ DEL VATICANO“ ist sogar formal ein Staat im Staat: ein 44 Hektar kleines, eigenständiges Gebilde rund um den Petersdom. Tatsächlich aber reicht der Einfluss der Kirchengipfel weit über diese engen Grenzen hinaus.

Vatikan und DC sind fast symbiotisch verbunden. Massiv mischen sich Päpste und Priester in das politische Ringen ein. 1974 etwa stimmen die Italiener per Volksentscheid über die Abschaffung des erst 1970 erlassenen liberalen Schei-

Die britische Polizei geht zunächst von SUIZID aus

dungsrechts ab. Politiker der DC und Geistliche organisieren eine Kampagne gegen das Gesetz – und erleben einen Schock, als fast 60 Prozent der Bevölkerung anders entscheiden.

Außenpolitisch schwenkt der Vatikan ab 1978 auf einen Kurs ein, der deutlich aggressiver ist als jener der Regierung in Rom. In diesem Jahr wird der Pole Karol Wojtyła als Johannes Paul II. zum Papst gewählt. Sein Ziel ist es, keine diplomatischen Kompromisse mehr mit den Staaten des Ostblocks einzugehen, sondern die kommunistischen Regimes, wo immer es geht, zu bekämpfen, vor allem in Polen, wo Johannes Paul II. die oppositionelle Gewerkschaft „Solidarność“ fördert. Innerhalb des Vatikans stützt er sich dabei auf konservative Kleriker, etwa die Organisation „Opus Dei“. Die



Britische Konstabler knüpfen den Erhängten, dessen Identität sie nicht kennen, unter der Brücke ab. Wasserspuren an der Hose deuten an, wie tief Calvi in die Themse eingetaucht war

traditionelle Elite des Kirchenstaates aber – die meist aus Italien stammenden Kardinäle und Funktionäre – bevorzugt eine vorsichtige Kompromisspolitik gegenüber dem Sowjetblock. Diese Prälaten sind Gegner des päpstlichen Kurses und warten nur auf eine Gelegenheit, ihn zu sabotieren.

Der zweite Staat im Staat, die Mafia, wird in den 1960er und 1970er Jahren dank zweier Quellen so reich wie nie zuvor: dem Heroin und der Wirtschaftsförderung.

Heroin entwickelt sich um 1970 zu einer populären Droge. Der Rohstoff dazu, Opium, wird in Asien gewonnen, später in Geheimlaboren auf Sizilien zu Rauschgift gekocht und schließlich in die USA geschmuggelt. Vier sizilianische Mafia-Clans betreiben diese Labore, sie schmieren örtliche Politiker, Richter und Polizisten, sie entsenden die Drogenkuriere. Die Profite sind enorm, viele Millionen Dollar.

Vielleicht noch höher sind die Gewinne bei den Fördermitteln, die von Rom in den armen Süden gelenkt werden, um dort Wirtschaftsprojekte anzuschließen. Mit Hilfe korrupter Politiker und Beamter landen viele der staatlichen Gelder

bei „Cosa Nostra“, „Camorra“ oder „Ndrangheta“ – etwa, indem Bauaufträge für Autobahnen oder Stahlwerke ohne Ausschreibung und zu hohen Preisen an Unternehmen vergeben werden, die Mafiosi gehören oder die einen Teil ihrer Gewinne an diese weiterleiten.

Experten vermuten, dass bis zu 40 Prozent des in Süditalien erwirtschafteten Bruttosozialprodukts auf diese Weise vom organisierten Verbrechen kontrolliert werden. Gewaltig muss zudem die Summe jenseits dieser quasi offiziellen Zahlen sein, vor allem das Schwarzgeld aus dem Drogenhandel.

Die Einwohner Palermos etwa stehen bei einer Statistik des Pro-Kopf-Einkommens von 1989 bloß an 70. Stelle in Italien. Beim Pro-Kopf-Konsum jedoch, also den Ausgaben, liegt Palermo wundersamerweise auf dem 7. Platz.

So stark sind die Geldströme, dass die Mafia einen Repräsentanten nach Rom entsendet, quasi einen Lobbyisten des organisierten Verbrechens im Schatten der Palazzi. Giuseppe „Pippo“ Calò ist ein eleganter Herr, höflich, erzkatholisch in Familienfragen, der verächtlich über Drogensüchtige und Dirnen spricht – und zugleich ein Mann, dem man später die Beteiligung an mehr als 70 Morden vorwerfen wird.

Calò ist der Kopf der Porta-Nuova-Familie von Palermo. In Rom stützt er sich vermutlich zudem auf die Magliana-Bande, die örtliche Mafia, benannt nach einem südlichen Stadtteil. Eine Gruppe, die durch Kreditvergabe, Raub, Erpressung, Entführung und Drogenhandel reich geworden ist – und die in der Hauptstadt gute Kontakte zu Politikern, Geheimdienstlern und Richtern unterhält, sodass sie jahrelang praktisch immun ist gegen Strafverfolgung.

Calò organisiert von Rom aus die Geldwäsche, vor allem die der Heroin-Einnahmen. Die Dollars aus Amerika müssen ja auf Konten angelegt werden, die unsichtbar sind für Polizei und Steuerbehörden. Dazu braucht der Mafia-Boss geschickte Bankiers – Männer wie Roberto Calvi, jenen ständig vernickelten, übermisstrauischen, ehrgeizigen Aufsteiger aus Mailand, der wohl um 1970 in dieses Geschäft einsteigt.

Calvi, geboren 1920, Sohn eines Bankangestellten, war in jungen Jahren Faschist, kämpfte 1941 bis 1943 als Unterleutnant der italienischen Armee an der Seite der Wehrmacht in der Sowjetunion. Nach dem Krieg verschaffte ihm sein Vater eine Stelle bei der Banco Ambrosiano, einer einst von einem Priester gegründeten Privatbank. Dort machte er rasch Karriere.

Denn Calvi ist ein kluger Analyst, ein Zahlenmensch, stets offen für Neuerungen, dazu sprachbegabt, Deutsch und Französisch etwa spricht er fließend – auch wenn er sein Sprachtalent nicht allzu sehr nutzt.

Denn er bleibt Zeit seines Lebens stumm in der Gesellschaft, ja schroff; kein Mann mit *grandezza*, nicht einmal einer, der zum Smalltalk fähig wäre. Seinem Gegenüber sieht er fast nie in die Augen – und falls doch, dann erschauern die Menschen über seinen kalten Blick.

Calvi ist ein bleicher Mann in unauffälligen Anzügen, der sich den lichten Haarkranz täglich dunkel färbt. Ein Mann, der seine wichtigsten Unterlagen nicht mal den eigenen Banktresoren anvertraut, sondern stets in einer schwarzen Lederaktentasche mit Zahlenschloss mit sich trägt.

Aber Calvi ist einer der ersten italienischen Bankiers, der Computer bei seinem Institut einsetzt. Er gründet den ersten Aktienfonds Italiens. Er hat Erfolg, sein Haus steigt zur füh-

renden Privatbank des Landes auf. 1971 wird er zum Generaldirektor der Banco Ambrosiano ernannt. Er hat eine lebhaft Frau, in vielen sein Gegenteil, und zwei Kinder. Das Paar besitzt ein großes Apartment in Mailand, eine Stadtwohnung in Rom, ein Landhaus in Drezzo an der Schweizer Grenze.

Anfang der 1970er Jahre, so scheint es, hat Roberto Calvi alles erreicht, was ein Bankier erreichen kann. Er hat den Zenit der Karriere erklommen und den Weg dorthin ohne anrühige Geschäfte bewältigt.

Warum lässt sich so einer plötzlich mit dubiosen Partnern ein? Mit Schwarzgeld, heimlichen Konten, Scheinfirmen in Übersee? Mit Rechtsbruch und Verschwörung? Denn kaum hat Calvi das Steuer der Banco Ambrosiano übernommen, gleitet er hinüber auf Italiens zweite, düstere Bühne: lässt sich mit Mafiosi, Intriganten im Vatikan, korrupten Parteifunktionären und rechtsradikalen Verschwörern ein.

Vielleicht ist es seine tief verwurzelte Unsicherheit, die ihn, je höher er steigt, nach desto mächtigeren Beschützern suchen lässt – einem *santo in paradiso*, der Protektion verspricht. Und ab einer gewissen Höhe sind alle sich anbietenden Beschützer ihrerseits verstrickt in heimliche Machenschaften. Vielleicht hat Calvis erster Schritt in die Schattenwelt aber auch banalere Gründe: Es ist für ihn, den technisch brillanten, aber menschlich ungeschickten Bankier nur ein neues Geschäftsfeld, eine Option in einem sich dramatisch wandelnden Markt.

Denn Italien hat einen grandiosen Boom hinter sich, einige Jahre lang waren die durchschnittlichen Wachstumsraten mit 6,6 Prozent sogar höher als beim deutschen Wirtschaftswunder. Doch die 1970er werden zum Krisenjahrzehnt, unter anderem wegen der Ölkrise von 1973. Plötzlich schrumpft das Bruttosozialprodukt – 1975 allein um dramatische vier Prozent. Der Wert der Lira schmilzt, die durchschnittliche jährliche Inflation in diesem Jahrzehnt beträgt 13,2 Prozent.

Aus Furcht vor der erodierenden Wirtschaft, später auch vor den fast täglichen Anschlägen der Roten Brigaden sowie vor den unaufhaltsamen Wahlerfolgen der Kommunisten, schaffen immer mehr Wohlhabende ihr Vermögen ins Ausland – und verschärfen damit wiederum die Krise. Die Regierung in Rom erlässt deshalb Devisengesetze, nach denen es verboten ist, Geld jenseits der Grenzen anzulegen.

Was für eine Chance!

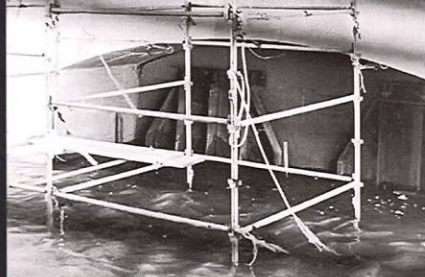
Calvi erkennt die glänzenden Profitmöglichkeiten für eine Bank in einer derartigen Konstellation: Wer das Geld der Reichen ins Ausland schmuggelt, kann dafür enorme Provisionen verlangen. Dazu muss man allerdings Offshore-Filialen einrichten, Finanzhäuser in Ländern wie Luxemburg, Liechtenstein, der Schweiz oder den Bahamas, wo angelegtes Geld kaum besteuert und kontrolliert wird.

Wie könnte eine italienische Privatbank Kundenvermögen von eigenen Konten auf die von Offshore-Gesellschaften transferieren, ohne dabei Spuren zu hinterlassen?

Calvis Lösung: indem sie mit einer Offshore-Bank kooperiert, die mitten in Italien ihre Filiale unterhält.

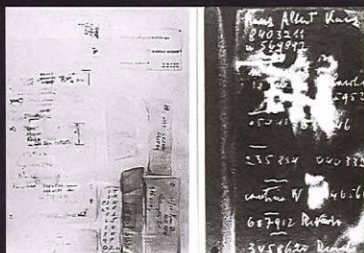
Der Bank des Vatikan.

DAS ISTITUTO PER LE OPERE DI RELIGIONE (IOR), das „Institut für religiöse Werke“, wurde 1942 gegründet. Die Vatikanbank residiert hinter der Porta Sant'Anna im Kirchenstaat. Bis 1968 ist sie ein eher kleines Haus mit einem Kapital von etwa zwei Milliarden Dollar (so viel wie eine regionale



An diesem Gerüst hing Calvi. Später werden Forensiker feststellen, dass er es nicht bestiegen haben kann, weil seinen Händen keine typischen Rostpartikel anhaften

Der Tote trägt in den Taschen Zettel mit Telefonnummern von Geschäftsleuten – sowie einen Code zur Verschlüsselung von Nachrichten



Das Seil der tödlichen Schlinge stammt vermutlich von einem Themseboot. Kein Polizist notiert die Zeit, die Calvis Uhr anzeigt, als man ihn birgt



Der gefälschte Pass, der bei dem Toten gefunden wird und den ihm eine römische Mafia-Bande besorgt hat. Calvis echter Name ist in sein Jackett gestickt, doch das übersehen die britischen Ermittler zunächst

Bank in den USA), den Einlagen von etwa 9000 Anlegern, meist Orden und Gemeinden. Keine bedeutende Institution also. Aber: Das IOR untersteht nicht der Kontrolle der italienischen Bankenaufsicht. Zinsen auf Konten des Instituts werden nicht in Italien versteuert, Auslandsüberweisungen nicht überwacht. Die Bank veröffentlicht keine Bilanz. Und bloß fünf Kardinäle, die kaum Informationen erhalten und sich fast nie treffen, kontrollieren pro forma das IOR.

Es ist nur eine Frage der Zeit, bis jemand die Gelegenheit wittert, damit Geschäfte zu machen.

Paul Casimir Marcinkus ist dieser Mann. Der Sohn eines aus Litauen eingewanderten Fensterputzers wurde 1922 in Chicagos rauer Vorstadt Cicero geboren, dem späteren Zentrum von Al Capones Imperium. Der 1,90-Meter-Mann wird 1947 zum Priester geweiht, studiert in Rom – und fällt dort dem zukünftigen Papst Paul VI. auf. Dem dient er als Berater, Dolmetscher und Leibwächter; man nennt ihn den „Gorilla“.

Marcinkus lebt in der Villa Stritch in Rom, ein Golfspieler, lebensfroh, tatkräftig. Ein Geistlicher, über dessen Liebschaften, ja sogar einen Sohn, man in der Stadt munkelt, was seiner erstaunlichen Karriere aber nicht schadet.

1968 macht Paul VI. ihn zum Sekretär des IOR, obwohl Marcinkus keinerlei Finanzerfahrung hat. Ein Jahr später wird er zum Bischof erhoben, im Jahr darauf leitet er als Präsident das IOR – nun Herrscher eines praktisch unsichtbaren Finanzimperiums hinter den Mauern des Vatikans.

Wahrscheinlich wird sich nie mehr herausfinden lassen, wann Calvi und Marcinkus – die ja beide um 1970 die Kontrolle über ihre Finanzhäuser übernehmen – sich zum ersten Mal

Calvi erkennt die Möglichkeiten des IOR, Gelder ohne lästige Staatsaufsicht zu verschieben; außerdem wäre es ein Prestigegewinn, Partner der angesehenen Vatikanbank zu werden.

Marcinkus hat ebenfalls große Pläne – und es ist zweifelhaft, ob er sie Calvi offenbart. Der Bischof will Kapital der soliden Banco Ambrosiano in das kleine IOR pumpen. Zunächst wohl vor allem zum eigenen Vorteil: Marcinkus wird für sich bei den Geschäften große Provisionen herausausschneiden. Später – ab 1978 – auch zum Vorteil seines neuen Chefs: Papst Johannes Paul II. leitet über die geheimen Verbindungen des IOR Geldströme in den Ostblock, vor allem zur Solidarność, um deren antikommunistischen Kampf zu fördern.

Es sind vermutlich Dutzende Millionen Dollar, die ohne Wissen der meisten Prälaten (und der italienischen Regierung) gen Osten verschwinden und von denen nie ein Cent gefunden wird.

Am 23. März 1971 jedenfalls gründet Calvi im Namen der Banco Ambrosiano in Nassau auf den Bahamas die Cisalpine Overseas Bank mit einem Kapital von 450 Millionen Dollar. Ein Teil des Geldes stammt von der Ambrosiano, 2,5 Prozent steuert der Skandalbankier Sindona bei, 2,5 Prozent das IOR. Bischof Marcinkus erhält einen Platz im Aufsichtsrat.

Welche Geschäfte diese Bahamas-Bank macht, ist heute nur noch in Einzelfällen zu rekonstruieren. Am 14. Mai 1971 etwa, also keine zwei Monate nach ihrer Gründung, leiht die Cisalpine 11,5 Millionen Schweizer Franken der Compendium SA in Luxemburg – einer weiteren Offshore-Niederlassung von Calvi. Die kauft mit diesem Kapital Anteile von Sindonas Finabank in Genf, pumpt also Geld in Sindonas Finanzinstitut. Sindona überweist daraufhin von einem Privatkonto bei der Finabank als Kommission 540 000 Franken auf das Konto eines „Herrn C. Ralrov und Frau K. Ralrov“ bei der Credit Suisse in Zürich – Tarnnamen für ein Privatkonto Calvis.

Calvi hat also allein mit dieser Transaktion mehr als eine halbe Million Schweizer Franken verdient – vorbei am italienischen Fiskus. In den offiziellen Bilanzen der Banco Ambrosiano taucht das Geschäft nirgendwo auf, es hat seinen Ursprung ja auf den Bahamas, sein Ende in der Schweiz.

Später werden Fahnder versuchen, die Kapitalströme der Cisalpine Bank nachzuverfolgen. Weit kommen sie nicht: Große Summen werden in der Karibik bar abgehoben und verschwinden. Selbst für etwa die Hälfte der Summe des Gründungskapitals von 450 Millionen Dollar lässt sich bis heute nicht rekonstruieren, wer sie aufgebracht hat.

Eine unbeweisbare Theorie: die Mafia.

INDIZIEN ZUMINDEST DEUTEN DARAUFHIN, dass die Cosa Nostra die Offshore-Bank mitfinanziert. Lassen sich doch, so eine Spekulation, in die Cisalpine Drogengelder aus den USA einspeisen und von dort auf nur schwer zu kontrollierenden Kanälen zur IOR oder zur Ambrosiano leiten – wo das Kapital dann, minus einer heftigen Bankiersprovision, als unverdächtig, also „gewaschenes“ Geld in Italien wieder auftaucht. Und umgekehrt könnten hohe italienische Summen, beispielsweise aus abgezweigten staatlichen Fördermitteln, via Ambrosiano und IOR auf Umwegen über die Bahamas in die sichere Schweiz transferiert werden.

Calvi, das ist sicher, wird durch Deals dieser Art nicht nur persönlich wohlhabend – sondern auch reich an Wissen. Da diese Transfers in den Bilanzen versteckt sind, ahnen selbst enge Mitarbeiter der Ambrosiano nichts von den Überseege-



Der Politiker der Democrazia Cristiana ist vier Jahrzehnte lang immer wieder Regierungschef oder Minister und in viele Skandale verwickelt. Calvi deutet seiner Tochter gegenüber an, dass er sich vor ihm fürchtet

GIULIO ANDREOTTI

treffen, wie sie ihr erstes Geschäft einfädeln. Denn verschwiegene sind sie ja beide, auch wenn der eine introvertiert ist, unsportlich, zahlenvernarrt, der andere dagegen extrovertiert, athletisch, nonchalant in finanztechnischen Details. Doch beide sind fast gleichaltrig, haben erstaunliche Karrieren hinter sich, sind ehrgeizig – und haben noch große Ziele.

Es ist wohl Michele Sindona, ein weiterer, bereits skandalbelasteter Privatbankier, der ein Treffen der zwei arrangiert.

schäften. Er allein weiß anscheinend von den Überweisungen aus dem Vatikan, weiß wohl auch von den Geldern der Mafia. Immer undurchsichtiger werden die Aktivitäten. Die Ambrosiano gründet Häuser in Teheran und Beirut – möglicherweise, so vermuten Fahnder später, weil sich Calvi auch bei illegalen Geschäften im Nahen Osten engagiert.

Auf jeden Fall schmiert nun auch er die Parteien in großem Stil – überraschenderweise selbst die linken. Calvi ist anscheinend willens, jedem etwas zukommen zu lassen, von dem er sich Schutz und Unterstützung erwarten kann. Innerhalb weniger Jahre erhält vor allem die PSI von ihm hohe Summen, insgesamt 13,6 Milliarden Lire, gefolgt von den Kommunisten mit etwas über zehn Milliarden.

Belastende Dokumente über den Vatikan, die Mafia und korrupte Politiker verschließt Calvi in seiner schwarzen Aktentasche: ein Dossier von Namen, Zahlen, Kontonummern. Ein Bündel Papiere, das Italien erschüttern könnte.

Kein Wunder, dass Calvi irgendwann klar wird, welches Risiko er damit eingeht. 1975 lässt er sein Büro im vierten Stock der Ambrosiano-Zentrale in Mailand mit kugelsicheren Glastüren sichern sowie Störsendern gegen Wanzen, abhörsicheren Telefonen und bewaffneten Wächtern. Später wird er auch seinen Mercedes panzern lassen. Indizien dafür, dass er immer tiefer in illegale Geschäfte verwickelt ist.

Wohl im gleichen Jahr schließt er sich einem Mann an, den Signora Calvi hasst, den sie „Kater“ schimpft, nach dem verschlagenen Tier aus der Pinocchio-Geschichte: Licio Gelli.

Der Matratzenfabrikant aus der Toskana ist nur ein Jahr älter als Calvi und hat, wie dieser, bis 1945 für die Faschisten gekämpft. Ein höflicher Herr und blasser Charakter. Seltsam nur: Der Provinzunternehmer hat beste Verbindungen zum Vatikan, zu Geheimdienstoffizieren, zu Politikern der DC und sogar nach Washington. Die US-Präsidenten Gerald Ford, Jimmy Carter und Ronald Reagan werden ihn zu ihren Inaugurationsfeiern einladen.

Denn Gelli führt ein zweites Leben: als Kopf einer mächtigen Geheimloge. Und in die wird Calvi nun aufgenommen.

Freimaurerlogen waren im Italien des 19. Jahrhunderts semigeheime politische, einflussreiche Zirkel, in denen sogar Ministerpräsidenten Mitglieder waren. So groß erschien die unkontrollierte Macht, dass das demokratische Italien in der Verfassung von 1945 festschrieb, dass nichtöffentliche Freimaurerlogen fortan keine politischen Ziele haben dürfen.

Ein frommer Wunsch. Licio Gelli, der nach 1945 wahrscheinlich Informant des italienischen Geheimdienstes wird und vielleicht auch der CIA, tritt 1965 zunächst in eine unpolitische Loge ein, die zum größten Dachverband der italienischen Freimaurer gehört, dem „Grande Oriente d'Italia“.

1971 wird er Sekretär der Loge „Propaganda Due“ (P2). Diesen Zirkel, im 19. Jahrhundert gegründet, doch seit Jahrzehnten inaktiv, baut Gelli nun zu einer illegalen, da verfassungswidrigen politischen Geheimloge aus.

Genese und Ziele der P2 sind bis heute von Rätseln umschleiert. Vielleicht plant Gelli, der Unternehmer, Informant, Faschist und fanatische Kommunistenhasser, aus der Loge eine Art Schattenarmee zu formen, die schließlich durch einen rechten Putsch die Macht in Italien an sich reißt und ein autoritäres Regime errichtet – Verschwörer, die zuschlagen, sollten die Kommunisten je die Regierung übernehmen.

Ein Plan wohl ohne Parallele in Europa, der eher an südamerikanische Wirren erinnert.

Vielleicht führt Gelli die P2 aber auch bloß als noch einen weiteren Staat im Staate, als eine Geheimgruppe, die innerhalb der bestehenden Institutionen und damit fast unsichtbar die Kontrolle des Landes übernimmt.

Oder anders: Wohl nur er allein weiß, ob die P2 eines Tages die offizielle Bühne des *teatro italiano* betreten soll oder ob sie ausschließlich hinter den Kulissen wirken darf.

Gelli schafft es jedenfalls, binnen weniger Jahre mehrere Hundert Mitglieder in seine Loge zu ziehen, darunter vier

Calò, Kopf der Porta-Nuova-Familie von Palermo, organisiert für die Mafia die Geldwäsche aus Heroin- und anderen Geschäften – unter anderem wohl über Auslandsfilialen der Banco Ambrosiano



GIUSEPPE »PIPPO« CALÒ

Minister, 39 Parlamentsabgeordnete, die Befehlshaber aller Waffengattungen sowie fast aller Geheimdienste, Polizeioffiziere, Spitzenbeamte des Finanz- und Wirtschaftsministeriums, Journalisten, Geschäftsleute und Bankiers.

Auch mit der Mafia pflegt er gute Kontakte, wenn sich auch kein Gangster in die Loge aufnehmen lässt. Doch Pippo Calò, der römische Mafia-Statthalter, soll die Geheimloge genutzt haben, so werden später Kronzeugen aussagen, um über deren Mitglieder Gelder zu waschen.

Die P2 trifft sich offenbar nur selten und dann niemals in voller Mitgliederzahl. Da alle Logenbrüder ihre Namen geheim halten, gibt es wahrscheinlich nur einen, der alle Identitäten der P2 kennt: Licio Gelli.

Irgendwie aber sichert das Wissen um die Existenz der P2 in die politische und wirtschaftliche Elite Italiens ein. „Gelli“, wird Calvi Jahre später in einem Moment seltener Aufrichtigkeit gegenüber Ermittlungsbeamten sagen, „sammelte Leute um sich und schaffte es, auch mich an sich zu binden, weil er den Mitgliedern in der P2 ein Gefühl des Schutzes gab.“

Vielleicht wähnt sich der ewig misstrauische Calvi am Ziel: Als Mitglied einer Geheimgesellschaft, unfassbar mächtig, wird er nun, so hofft er wohl, Schutz vor Konkurrenten genießen, der Finanzpolizei, der Mafia, vor wem auch immer.

In seinem Landhaus in Drezzo installiert Calvi ein Telefon mit einer Leitung direkt zu Gelli. So kann der jederzeit mit

ihm sprechen. Am 23. August 1975 tritt Calvi während einer Zeremonie in Genf in die P2 ein, Mitgliedsnummer 1624.

Der Präsident einer katholisch inspirierten Privatbank ist jetzt Angehöriger einer klandestinen, rechtsextremen Organisation. Er wird schon bald einen hohen Preis dafür zahlen.

DENN LICIO GELLI ERWARTET von den P2-Mitgliedern eine Gegenleistung für den „Schutz“ durch die Loge. Ein früherer Geheimdienstchef etwa übergibt ihm Tausende Seiten vertraulicher Dokumente seines Dienstes – ideales Material, um Persönlichkeiten zu erpressen. Und Calvi? Nun, der ist Bankier...

Gelli protegert zu jener Zeit einen aufstrebenden Mailänder Unternehmer, der mit Bauprojekten bereits ein gewisses Vermögen gemacht hat. Der Mann will Ende der 1970er Jahre seine Aktivitäten auf dem Fernsehmarkt ausweiten, der sich in Italien gerade mehr und mehr für private Unternehmer öffnet. Welche Macht hätte die P2, könnte sie aus dem Hintergrund TV-Anstalten steuern! Aber wie die Riesensummen beschaffen, um einen Sender zu gründen?

Der Name jenes aufstrebenden Medientycoons ist Silvio Berlusconi. Und der eines seiner Geldgeber: Roberto Calvi.

Berlusconi, P2-Mitgliedsnummer 1816, hat auf der Insel Grand Cayman die Fininvest Limited gegründet. Gelli bringt Calvi dazu, über die Cisalpine Overseas Bank in Nassau für 33 Millionen Dollar 16 Prozent eines Unternehmens zu kaufen, das an Berlusconi Karibikgesellschaft beteiligt ist.

Für Berlusconi bedeutet dies eine illegale, steuerfreie Finanzierung seines Fernsehimperiums (denn das Geld wird

Rizzoli zu übernehmen; so streckt die P2 ihre Krakenarme auch zum „Corriere della Sera“ aus, Italiens führender Tageszeitung. Die Ambrosiano aber verliert auch bei diesem Geschäft Geld.

Und dann der Vatikan! Offiziell hält das IOR 1,6 Prozent der Aktien an der Ambrosiano. Tatsächlich aber werden der Vatikanbank weitere Aktien als Sicherheiten für Kredite überschrieben, sodass sie de facto ein Drittel der Anteile kontrolliert. Kein anderer Einzelaktionär ist so stark: Die Ambrosiano ist praktisch in der Hand des IOR.

Und Bischof Marcinkus wird immer ehrgeiziger. Angeblich, so wird es der Bankier Sindona später behaupten, träumt der Amerikaner vom Kardinalsurpurpur. Um in den Rang eines Kirchenfürsten erhoben zu werden, schmeichelt er dem Papst – und geht immer gewagtere Operationen ein. Allein die Solidarność soll später 50 Millionen Dollar erhalten haben, klagt Calvi einmal angeblich gegenüber seiner Frau. Geld, das der Ambrosiano fehlt.

Calvi sitzt in der Falle. Er muss zahlen, kann nur immer verzweifelter versuchen, die Bilanzen zu schminken. Die Ambrosiano, 1970 noch eine ursolide Bank, rutscht spätestens in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre in eine gefährliche Schieflage, ohne dass ihre Spitzenmanager davon etwas ahnen. Die Schulden betragen da wahrscheinlich schon etliche Hundert Millionen Dollar – wie viel genau, das weiß wohl nicht einmal mehr der Zahlenmensch Roberto Calvi.

Und dann tun sich die ersten, hässlichen Risse in der Fassade der Ehrbarkeit auf.

24. NOVEMBER 1977. Michele Sindona, der Calvi einst zum Vatikan führte, ist mit einer seiner Banken Mitte der 1970er Jahre Bankrott gegangen. Er braucht nun Geld, droht mit Enthüllungen. Calvi zahlt. Nicht genug, findet Sindona – und gibt schließlich einem Mailänder Journalisten einen Tipp.

Der veröffentlicht im Februar 1977 eine Agenturmeldung mit Vorwürfen, die Ambrosiano habe Devisenvergehen und andere Delikte begangen. An diesem 24. November 1977 nun droht er dem Leiter der italienischen Staatsbank mit einer Anzeige, wenn der nicht gegen Calvi aktiv werde, und schreibt zugleich in Sindonas Auftrag einen Erpresserbrief an Calvi.

17. April 1978. Inspektoren der Staatsbank beginnen auf öffentlichen Druck hin mit einer Prüfung der Bücher der Banco Ambrosiano.

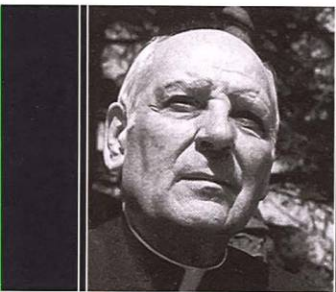
17. November 1978. Die Inspektoren der Staatsbank verfassen ihren Abschlussbericht. Fazit des 500-Seiten-Dossiers: Ihr Eindruck sei „nicht komplett günstig“. Daraufhin nimmt die Mailänder Staatsanwaltschaft Ermittlungen auf.

4. Juli 1980. Die Staatsanwaltschaft zieht im Zuge ihrer Nachforschungen Calvis Reisepass ein. Der Bankier darf nicht mehr ins Ausland fahren. Die Botschaft ist eindeutig: Inzwischen sind so viele Verdachtsmomente gegen ihn aufgetaucht, dass man Calvi nicht mehr entlassen möchte.

Spätestens jetzt gerät der Bankier in Bedrängnis: Sein Institut ist hoch verschuldet, staatliche Kontrolleure durchpfügen die sorgfältig frisierten Bilanzen.

Doch wo sind seine mächtigen Freunde von der P2?

Tatsächlich gibt es Hinweise darauf, dass Gelli im Herbst mehreren Staatsanwälten große Bestechungssummen anweist. Der Reisepass wird Calvi zwar vorübergehend zurückgegeben – doch offenbar ist Gelli nicht fähig oder willens, die Ermittlungen zu blockieren.



Als Leiter der Vatikanbank IOR pumpt der Erzbischof Millionen Dollar in die antikommunistische Gewerkschaft »Solidarność«. Calvis Bank hilft, macht dabei jedoch riesige Verluste

PAUL CASIMIR MARCINKUS

vermutlich nie zurückgezahlt). Für Gelli fällt eine fette Provision ab. Der Banco Ambrosiano aber entstehen 33 Millionen Dollar Verluste, die Calvi wieder einmal in der Bilanz verschwinden lassen muss.

Verluste, Verluste, Verluste... Es ist ja nicht so, dass die Geldwäsche ein schlechtes Geschäft wäre. Aber Calvis neue Freunde sind unersättliche Freunde. Denn nach dem Berlusconi-Deal zwingt ihn Gelli, die Kontrolle über das Pressehaus

17. März 1981. Razzia der Finanzpolizei in den Büros und im Privathaus von Licio Gelli. Der ist unvorbereitet. Der Kopf der Geheimloge, der davon träumt, im Dunkeln alle Fäden des Staates zu ziehen, hat ausgerechnet von den Vorbereitungen eines Schlags gegen ihn nichts mitbekommen. (Selbst der Chef der Finanzpolizei ist über die Aktion seiner Untergebenen nicht informiert worden, er hätte Gelli sonst wohl gewarnt – denn er ist ebenfalls Mitglied der P2.)

Tatsächlich sind Staatsanwälte nur zufällig auf seine Spur gekommen: Fahnder, die dem betrügerischen Bankier Sindona auf den Fersen sind, vernahmen dessen Arzt – und der wiederum plauderte über Gelli.

Bei der Razzia in Gellis Büro fällt der Polizei eine getippte Mitgliedsliste der P2 in die Hände: 962 zumeist prominente Namen, dazu Mitgliedsnummer, Eintrittsdatum, ja sogar Vermerke über den Eingang der Beiträge. Ein Skandal. Gelli wird zwar nicht verhaftet, doch nun ermittelt die Staatsanwaltschaft gegen ihn.

Calvis Beschützer muss plötzlich ums eigene Überleben kämpfen, kann ihm keine Protektion mehr geben.

Im Gegenteil.

Offenbar ruft Silvio Berlusconi kurz nach der Razzia im Auftrag seines Mentors bei Calvi an: Die Ambrosiano solle dem bedrängten Gelli einen „Kredit“ über 20 Milliarden Lire gewähren.

Rückfrage Calvis: Welche Sicherheiten er denn bieten könne? Daraufhin lacht Berlusconi nur.

Calvi weigert sich zu zahlen. Berlusconi, so wird es Calvi später einem seiner Geschäftspartner berichten, droht ihm am Telefon, später erhält der Bankier auch anonyme Briefe. Aber der Ambrosiano-Chef, wohl aus Angst vor den Ermittlern in seiner Bank, lässt sich auf diese Zahlung nicht ein.

13. Mai 1981. Ein rechtsextremer Türke verübt ein Attentat auf Johannes Paul II., der Papst wird schwer verletzt. Marcinkus, inzwischen zum Erzbischof erhoben, verliert für einige Zeit seinen wichtigsten Förderer im Vatikan: Auch seine Position ist bis zur Genesung des Heiligen Vaters angeschlagen, vor allem gegenüber den italienischen Kirchenfunktionären.

20. Mai 1981. Roberto Calvi wird von Polizisten am frühen Morgen noch im Pyjama in seiner Stadtwohnung in Mailand verhaftet, Prozess wegen Devisenvergehens. Ein Trauma.

Die Zelle. Die erzwungene Enge mit Schlägern. Mördern, Berufskriminellen. Der Fraß. Die Verhöre. Vor allem aber: diese Demütigung! Dieser Sturz vom angesehenen Privatbankier zum Angeklagten. Kein Gelli, der ihm diese Schmach erspart hätte, kein Marcinkus, der ihn schützt.

2. Juli 1981. Calvi erzählt beim Verhör erstmals Details: wie er illegal die Sozialistische Partei finanziert hat. Wahrscheinlich hofft er nach dieser Enthüllung auf eine Entlassung aus dem Gefängnis – vergebens. Schlimmer noch: Seine Aussage schreckt Politiker in Rom auf. Offenbar erreicht ihn kurz darauf eine eingeschmuggelte Drohung: Sollte er weitere Einzelheiten verraten, werde er lebenslang einsitzen.

Auf jeden Fall verweigert Calvi danach alle weiteren Aussagen gegenüber Polizei und Richter – ergeht sich aber gegenüber Vertrauten in Vorwürfen: Die Vatikanbank habe ihn zu illegalen Devisengeschäften getrieben.

Nun ist auch Marcinkus alarmiert.

8. Juli 1981. Calvi schluckt eine Überdosis an Schlaftabletten und verletzt sich oberflächlich am Handgelenk, wird aber gerettet. Er bleibt in Haft.

20. Juli 1981. Wegen Devisenvergehen wird Calvi zu vier Jahren Gefängnis und 16 Milliarden Lire Strafe verurteilt. Doch sind bei dem Verfahren die meisten seiner illegalen Geschäfte – sowohl mit dem IOR wie mit der Mafia wie mit der P2 – offenbar unerkannt geblieben. Zwei Tage später wird er gegen Kautionsentlassung, weil er in Berufung geht, Italien darf er aber nicht verlassen, sein Pass wird erneut eingezogen.

Eines ist klar: Sollte er auch diesen zweiten Prozess verlieren, dann muss er für vier grauenhafte Jahre ins Gefängnis, mindestens. Denn die bereits angeschlagene Ambrosiano taumelt immer stärker: Zum 30. Juni 1982 muss die Bank einen Kredit über 300 Millionen Dollar an das IOR zurückerzahlen – was sie nicht kann.

Calvi fühlt sich verraten: Eigentlich, so glaubt er, schulde umgekehrt die Vatikanbank ihm Geld, weil er doch nur auf ihren Druck all die ungünstigen Geschäfte gemacht habe.

Er hat nun zwei Kämpfe dazustehen: Zum einen muss er die 300-Millionen-Dollar-Forderung des IOR abwehren, damit die Ambrosiano

liquide bleibt; zum anderen muss er verhindern, wieder ins Gefängnis zu kommen.

Zur Erholung reist der Bankier mit seiner Frau nach Sardinien. Dort trifft er – wie es scheint: zufällig – einen extrovertierten, verführerisch charmanten sardischen Unternehmer namens Flavio Carboni.

Dieser „seltsame kleine Mann“, wie Calvis Gattin ihn befremdet nennt, ist das Gegenteil des verkniffenen Mailänders: ein kokainstüchtiger Bon vivant mit Villa in Rom, einer Yacht, Privatflugzeug, schnellen Autos, einer Ehefrau und zwei Geliebten. Ein begnadeter Schuldenmacher, ständig in Finanznot, der stets eine Pistole mit sich trägt. „Signore Penicillin“ nennt ihn Calvi, wegen dessen Drogensucht.

Doch Carboni prahlt mit Kontakten zum Geheimdienst, zur DC, zum Vatikan – tatsächlich kennt er wohl einige Politiker und mindestens einen hohen Kirchenfunktionär. Trotzdem ist es verwunderlich, dass Carboni nach diesem August 1981 zu Calvis wichtigstem Berater aufsteigt.

Noch ein zweiter „Geschäftsmann“ wird für Calvi wichtig: Francesco Pazienza, ein ehemaliger Arzt, der in vielen Weltgegenden unterwegs war, ein Informant der CIA, des italienischen, französischen und saudi-arabischen Geheimdienstes. Möglicherweise lernt der Bankier ihn kennen, weil er Pazienza beauftragt, ihm belastendes Material über Marcinkus zuzuspielen, um den Erzbischof erpressen zu können.

Pazienza, ein Halbweltler und Berufsspitze: Auf so einen setzt Calvi jetzt. Während seine früheren Vertrauten – Mar-

Calvi wird von seinen Freunden ERPRESST und bedroht

cinkus, Sindona und selbst Licio Gelli – zumindest vom Schein der großen Welt umglänzt waren, sind „Signore Penicillin“ und der frühere Arzt erkennbar unseriös.

Vielleicht ist Calvi einfach kein guter Menschenkenner. Vielleicht stützt er sich in seiner Not einfach auf jeden, der noch zu ihm zu halten scheint.

Und höchstwahrscheinlich weiß er nicht, dass sein neuer Freund Carboni über Immobiliendeals ein Geschäftspartner des P2-Mitgliedes Berlusconi ist. (Auch Berlusconi später skandalumwitterte Luxusvilla Certosa auf Sardinien gehörte ursprünglich Carboni.) Zudem ahnt er wohl nicht, dass Carboni, auf ewiger Geldsuche, längst an die Kredithaie der römischen Magliana-Bande geraten ist und wohl inzwischen tief in deren Mafia-Machenschaften verstrickt ist.

Carboni wird für Calvi noch wichtiger, als Marcinkus den Bankier im September zu sich nach Rom ruft: Die Ambrosiano solle vier Millionen Dollar „an die üblichen Personen nach Polen“ überweisen, also wohl zur Solidarność.

Calvi weigert sich. Das ist der endgültige Bruch der beiden ehemaligen Geschäftspartner.

In den nächsten Monaten – die Vorbereitungen des neuen Prozesses schleppen sich dahin, die Kredituhr tickt gnadenlos weiter – murmelt Calvi gegenüber seiner Frau und seiner Tochter düstere Andeutungen gegen das IOR und Marcinkus: „Die Priester werden unser Ende sein.“

Aber auch über den DC-Mann Andreotti, den er für einen Verbündeten von Marcinkus hält, beklagt er sich. Und gegenüber seinem neuen Vertrauten Carboni droht er, geheime Geschäfte des IOR zu enthüllen, falls das Institut nicht einlenke.



LICIO GELLI

Offenbar ist Calvi inzwischen so verzweifelt, dass er tatsächlich plant, den Vatikan zu erpressen.

Und muss er nicht wirklich Angst haben? Am 27. April 1982 wird auf Roberto Rosone, seinen Stellvertreter bei der Ambrosiano, ein Attentat verübt. Ein Pistolenschütze nimmt Rosone vor der Bankzentrale unter Feuer, verletzt ihn, wird dann von einem Wachmann der Bank erschossen. In der Tasche des Attentäters finden Polizisten die Telefonnummer eines gewissen Ernesto Dotallevi. Der nennt sich selbst

„Geschäftsmann“. Die Fahnder aber vermuten, dass er enge Verbindungen zur Magliana-Bande hat.

Dieser Mordversuch wird niemals aufgeklärt. Eine Spur führt – zu Carboni. Der wird ja auf Kosten der Ambrosiano als „Berater“ gut entlohnt. Rosone ist gegen diesen Vertrag, will den Sarden, will auch Paziienza am liebsten loswerden. Hat Carboni deshalb seine Magliana-Verbindungen genutzt, um den lästigen Kritiker zu beseitigen? Jahre später wird er dafür angeklagt – aber in letzter Instanz freigesprochen.

Im Mai 1982, keine 60 Tage vor Ablauf der Kreditfrist, holt Calvi jedenfalls seine alte Walther P38 im Wochenendhaus hervor, reinigt die Pistole, steckt sie ein. „Wenn sie kommen, werde ich schießen!“, raunt er seiner Tochter zu.

Inzwischen verstecken sich wahrscheinlich titanische 1,3 Milliarden Dollar Schulden in den Büchern der Ambrosiano.

Es ist der 5. Mai 1982.

Calvi, immer gehetzter, sagt seiner Tochter, er werde das Opus Dei dazu bringen, „eine Milliarde Dollar Schulden“ zu übernehmen, die das IOR eigentlich bei ihm habe. Weshalb der konservative katholische Orden so etwas tun sollte, darüber schweigt er. Am 31. Mai ist ein Nottreffen in der Zentrale des IOR angesetzt. Marcinkus ist nicht da, sondern auf Besuch in London. Calvi wird von Angestellten des IOR rüde hinausgeworfen. Der Erzbischof bestätigt später per Telefon die harte Linie.

Alles verloren: Das IOR wird auf der Rückzahlung der 300 Millionen Dollar bestehen, umgekehrt aber keine Verbindlichkeiten gegenüber der Ambrosiano anerkennen. Auch zum Prozess wird es kommen, schon bald. Und so wie die Dinge stehen, werden dabei neue Anklagepunkte auftauchen.

Was nun?

Flucht.

Spätestens nach dem desaströsen Treffen in der IOR-Zentrale will Calvi bloß noch seine Haut retten. Auf der großen Bühne Italiens ist er erledigt. Aber hinter den Kulissen, da hat er noch seine Aktentasche und deren giftigen Inhalt. Der Bankier plant nun, sich aus Italien abzusetzen. Ist er erst einmal im Ausland – vermutlich hofft er sich nach Südamerika durchzuschlagen –, will er seine alten Partner erpressen, vor allem den Vatikan.

Was gäbe das für einen Skandal, würde öffentlich, dass der Heilige Vater in spannungsreicher Zeit – dem Afghanistankrieg der Sowjetunion, den Unruhen in Polen, der aggressiven Rhetorik des neuen US-Präsidenten Ronald Reagan – derartig massiv und heimlich den Ostblock bekämpft. „Wird das bekannt, kann es den Dritten Weltkrieg auslösen“, hat Calvi einmal seiner Frau gegenüber geäußert.

Wie aber fliehen? Er hat ja keinen Reisepass und kann nicht einfach über die Grenze fahren. Da bietet sich Carboni an: Er werde die heimliche Ausreise organisieren. Und kaum vertraut Calvi sein Schicksal dem Sarden an, telefoniert der schon mit einem alten Bekannten: Ernesto Dotallevi, dessen

Fabrikant, Faschist, Geheimdienstspitzel: Gelli leitet die Geheimloge »Propaganda Due« (P2), die den Staat systematisch unterwandert. Minister, Offiziere, Industrielle gehören dazu – auch Calvi

Nummer jener Killer von der Magliana-Bande bei sich trug, der Calvis Stellvertreter erschießen wollte.

Was macht Pippo Calò, der Mann der Cosa Nostra? Dies ist eines der Mysterien jener entscheidenden Tage: Denn mit dem sich abzeichnenden Milliardenkollaps der Ambrosiano – der bis dahin größten Privatbankpleite Europas – verbunden vermutlich auch viele Einlagen der Mafia zu Asche.

Doch anders als reguläre Partner und Anleger, Banken etwa, kann kein Mitglied der „Ehrenwerten Gesellschaft“ offiziell Ansprüche bei irgendeinem Konkursverwalter erheben, um wenigstens einen Teil des Vermögens zu retten.

Unzählige Millionen des Organisierten Verbrechens sind unwiederbringlich dahin – und ausgerechnet der Mann, der für dieses Desaster verantwortlich ist, will fliehen, ja bittet über Carboni und Diotallevi indirekt die Mafia um Hilfe.

Kaum denkbar, dass Pippo Calò von diesen Plänen nicht informiert wird – auch wenn er später alles abstreiten wird. Soll er den Mann, der der Cosa Nostra so schadete, beseitigen? Hätte er Calvi umbringen wollen, dann hätte er das in Rom getan, wird Calò dazu Jahre später sagen.

Aber würde das nicht zu viel Aufmerksamkeit erregen, mitten in der Hauptstadt? Und müsste man nicht zuvor erst klären, welche Geheimnisse Calvi tatsächlich kennt und wer mögliche Mitwisser sein könnten? Was genau in seiner schwarzen Aktentasche verborgen ist?

Besser wäre es da, den Bankier zunächst zu isolieren.

Es ist jedenfalls Tatsache, dass die Mafia an der Vorbereitung von Calvis Flucht mitwirkt. Doch was genau sich nun zuträgt, ist bis heute nicht zweifelsfrei geklärt. Die Rekonstruktion der letzten Tage von Roberto Calvi beruht auf Aussagen, zum Teil von dubiosen Zeugen, auf forensischen Befunden, auf Dokumenten wie etwa Banküberweisungen, oft Jahre oder Jahrzehnte später sichergestellt. In der Rekonstruktion gibt es Lücken, Hypothesen, Widersprüche.

So aber könnte es gewesen sein in jenen schicksalhaften zwei Wochen im Frühsommer 1982.

SAMSTAG, 5. JUNI 1982. Calvi drängt seine 23-jährige Tochter, die an der Universität Mailand vor ihrem Examen steht, sofort ins Ausland zu reisen; seine Frau und der Sohn befinden sich schon in den USA. Er hat Angst vor Anschlägen oder einer Entführung. Am selben Tag schreibt er einen Brief an Johannes Paul II., in dem er den Papst um eine Audienz bittet – und ihm kaum verklausuliert droht: Er würde ihm gern „die wichtigen Dokumente in meinem Besitz zeigen“. Und er versichert treuherzig: „Ich will sie auf keinen Fall erpressen.“ Eine Kopie dieses Schreibens stopft er in seine Aktentasche.

Keine Antwort aus dem Vatikan.

Montag, 7. Juni. Vorstandssitzung der Banco Ambrosiano in Mailand. Calvi eröffnet den anderen Managern, die italienische Zentralbank habe große „Risiken“, also ungesicherte Schulden, bei den Offshore-Gesellschaften der Ambrosiano

registriert. Calvi nennt als Summe 1,4 Milliarden Dollar. Seine Kollegen sind fassungslos.

Dienstag, 8. Juni 1982. Carboni betritt Calvis Wohnung in Mailand und nimmt von dort Koffer mit; dann fliegt er nach Genf und Zürich.

Calvi selbst trifft einen Abgesandten von Pazenza, einen Kontaktmann der Cosa Nostrà. Der warnt ihn, Calvis Frau und Tochter seien in Gefahr. Der Bankier bittet den Kontaktmann trotzdem, sich an Berlusconi zu wenden: Es sei ja bekannt, dass der schon oft Mailänder Staatsanwälte geschmiert

Als P2-Mitglied Berlusconi Mitte der 1970er Jahre in den TV-Markt einsteigt, besorgt er sich dafür unter anderem Geld über die Banco Ambrosiano



SILVIO BERLUSCONI

habe. Er brauche unbedingt eine Verschiebung des Prozesses; und seinen Reisepass müsse er wiederhaben.

Später am Abend ist Calvi Gastgeber eines Geschäftsessens mit Bankiers und Geschäftsleuten aus Italien und Frankreich: Investoren, die bereit wären, Teile der taumelnden Ambrosiano zu kaufen. Calvi geht aber kaum auf diese Angebote ein und verschwindet abrupt vom Empfang, „wie ein Teufel Richtung Hölle“, so ein Teilnehmer.

Donnerstag, 10. Juni. Endlich hat Calvis Tochter Italien verlassen – sie telefoniert von der Schweiz aus mit ihm. Der Bankier, nun in Rom, befiehlt seinem Fahrer, die Alarmanlage in der Stadtwohnung auszuschalten und die Fenster wegen der Hitze offen zu halten; er erwarte Gäste. Er lässt ein großes Essen vorbereiten und zerwühlt schließlich die Laken seines Bettes, damit es so aussieht, als habe er dort geschlafen. Dann schreibt er einen Zettel für seinen Fahrer, den er sichtbar deponiert: Dringende Geschäfte hätten ihn fortgeführt.

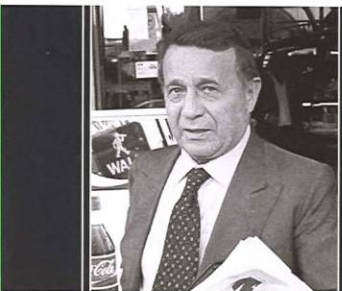
Calvi schleicht sich aus seiner Wohnung und schlüpft bei einem Bekannten von Carboni unter – im Stadtteil Magliana.

Freitag, 11. Juni. Der Fahrer bemerkt Calvis Fehlen, findet den Zettel und informiert Mitarbeiter der Ambrosiano. Die reichen die Nachricht an Anwälte weiter, die wiederum an die Staatsanwaltschaft. Ein Anwalt ruft beim Chef der Grenzpolizei an, weil der Verdacht bestehe, dass Calvi geflohen sei.

Der Bankier sitzt derweil in einem Flugzeug auf dem Weg nach Triest. Die Adriastadt liegt an der Grenze zu Jugoslawien. Ein Vertrauter Carbonis begleitet ihn. In Triest treffen beide einen weiteren Bekannten Carbonis: Silvano Vittor.

Der breitschultrige Mann ist ein Schmuggler, der mit seinem schnellen Motorboot Zigaretten und Jeans zwischen Italien und Jugoslawien verschiebt. Mit Carboni verbindet ihn eine delikate Konstellation: Vittor, verheiratet, hat ein Verhältnis mit einer jungen Österreicherin; deren Schwester wiederum ist eine der beiden Geliebten von Carboni.

Ob Calvi nun schon realisiert, dass er durch seine Flucht sein Schicksal nicht mehr selbst bestimmen kann, sondern es in die Hände ihm fremder und durchaus zweifelhafter Gestalten gelegt hat? Jedenfalls ist er derart passiv, vielleicht sogar verstört, dass er seine Aktentasche ausgerechnet dem



Carboni ist ein Geschäftspartner Berlusconi – und Calvis Berater. Als dessen Bank unter den Schulden wegen unzähliger Geheimgeschäfte kollabiert, organisiert er die fatale Flucht nach London

FLAVIO CARBONI

Schmuggler Vittor übergibt – einem Mann, den er kurz zuvor zum ersten Mal in seinem Leben getroffen hat. Der sagt ihm, er werde die Tasche auf anderen Wegen über die Grenze bringen; falls er aber von einem Zöllner kontrolliert werde, müsse er die Tasche öffnen können. Wie also laute die Kombination des Zahlenschlosses?

Calvi nennt sie ihm – und Vittor wird in den nächsten Stunden heimlich alle Dokumente kopieren und diese Kopien später an Carboni weiterreichen.

Carboni selbst ist nicht in Triest, doch landet abends sein Privatflugzeug auf dem Flughafen der Stadt. An Bord: ein mit Calvis Foto versehener, gefälschter Reisepass auf den Namen „Calvini“. Der Bote, der ihn überbringt, ist Ernesto Dotallevi.

Für Carboni, der sich an diesem Tag nirgendwo blicken lässt, gehen auf einem Konto bei der Zürcher Kantonalbank elf Millionen Dollar ein – eine Überweisung der Ambrosiano.

Abends besteigt Calvi Vittors Motorboot. Ein paar Stunden später ist er in Jugoslawien. Niemand hat ihn gesehen.

Irgendwann zu dieser Zeit wird offenbar im Apartmenthotel „Chelsea Cloisters“ in London ein Zimmer reserviert. Und Francesco Pazienza, der Geheimdienstinformant und zweite „Berater“ Calvis, steigt an exakt jenem Tag, an dem Calvi in Triest weilt, im Londoner „Dorchester Hotel“ ab. Von seinem Zimmer aus telefoniert er zweimal mit einer Firma namens „Fairways Marine Limited“. Die ist auf drei Männer mit einer Postfachadresse in Saudi-Arabien eingetragen.

Die Firma handelt mit Booten. Auf der Themse.

Samstag, 12. Juni. Mit zwei unbekannten Begleitern erreicht Calvi, im Auto von Jugoslawien kommend, die Villa der Geliebten von Silvano Vittor und deren Schwester bei Klagenfurt. Kurz darauf treffen dort auch Carboni und Vittor ein. Calvi telefoniert mit seiner Tochter. Die hat den Eindruck, dass ihr Vater nicht mehr weiß, wie es weitergehen soll.

Pazienza fliegt derweil von London nach New York. Vom Hotel „St. Regis“ ruft er scheinbar aufgeregt Calvis Frau an: Ihr Mann sei mit „Entführern“ fort.

AM MONTAG, DEM 14. JUNI, checken Calvi (unter seinem Falschnamen) und Vittor um 4.00 Uhr im Hotel „Europa Tirol“ in Innsbruck ein. Die Flucht des Bankiers macht inzwischen Schlagzeilen. Später fahren beide nach Bregenz. Im Hotel „Centrale“ treffen sie Carboni und einen österreichischen Geschäftsmann – einen Partner von Carboni und Gelli.

Der Österreicher und Carboni bearbeiten Calvi: Seine Flucht sei in der Presse gemeldet, er sei weder in der Schweiz noch in Österreich sicher. Offenbar setzen sie ihm mit der Nachricht zu, dass die Finanzpolizei an diesem Tag in Rom Carbonis Privatsekretär verhaftet hat – allerdings ergänzt Carboni wohl (fälschlich), dass der Sekretär in der Haft zusammengeschlagen worden sei.

Calvi ist verstört. Wohin könne er denn nun noch fliehen? Nach London.

Dienstag, 15. Juni. Abends landet am Flughafen Gatwick eine private Cessna Citation, gemietet von dem österreichischen Partner Carbonis. An Bord: Vittor und der übernervöse Calvi. (Der Pilot der Cessna wird später aussagen, ihm sei keine schwarze Aktentasche bei den beiden aufgefallen. Niemand weiß also, ob Calvi mit den Dokumenten überhaupt nach London gekommen ist.) Keine Probleme bei der Passkontrolle. Vor dem Flughafen, das hatte Carboni versprochen, werde sie jemand abholen. Für Unterkunft sei gesorgt: „Chelsea Cloisters“. Doch niemand ist zu sehen.

Calvi hält das Warten nicht aus, ruft ein Taxi. Als er „Chelsea Cloisters“ erreicht, einen riesigen Block, wo für beide eine Wohnung im 8. Stock reserviert ist, empört sich der Bankier: Die soll er sich mit Vittor teilen? Zu schäbig! Hier könne er niemanden empfangen! Offenbar hofft er, in den nächsten Tagen wichtige Männer zu treffen.

Tatsächlich ist das „Chelsea Cloisters“ nahe dem Hyde Park kein Luxusbau. Doch das Apartmenthotel ist anonym, die Bewohner bekommen sich kaum zu Gesicht – und es hat unbewachte Eingänge zu vier verschiedenen Straßen.

Carboni führt von seinem Hotel aus 17 Telefonate, darunter zwei mit Gesprächspartnern im Vatikan und eins mit dem römischen Polizeihauptquartier. Dann fliegt er an diesem 15. Juni in einem Privatjet nach Amsterdam. Von einem Mafia-Konto werden an eben jenem Tag 50.000 Dollar auf ein Konto der DBO-Bank in Amsterdam überwiesen.

Und noch etwas geschieht an diesem 15. Juni: Eine Postkarte wird abgestempelt, die an Calvis Banco-Ambrosiano-Adresse gerichtet ist und dort bald darauf eintrifft. Die Karte zeigt die Kapelle San Michele bei Novacella in Südtirol. In rotem Filzstift steht auf der Textseite bloß „Mi“ für Mailand und eine unleserliche Unterschrift. Mit schwarzem Filzstift ist die Adresse seltsam geschrieben: „Banco Ambrosiano, Roberto Calvi...“ Die Briefmarke ist nicht geklebt, sondern mit einer Briefklammer angeheftet.

Sind die großen „B“ ein Code? Ist die Kapelle eine Anspielung auf Michele Sindona, mit dessen Tipp der Niedergang Calvis einsetzte? Soll die bloß angeheftete Briefmarke symbolisieren, dass der Absender seine Zunge so gut hüten kann, dass er mit ihr nicht einmal Briefmarken klebt? Und überhaupt, die Briefmarke: Sie zeigt ein altes Volksfestspiel aus Pisa, das *gioco del ponte*.

Das „Brückenspiel“.

Mittwoch, 16. Juni. Carboni checkt nachmittags, aus Amsterdam kommend, im „Hilton“ in Londons Park Lane ein. Vittor und Calvi eilen dorthin – doch dann weigert sich der Bankier, das Hotel zu betreten, aus Angst, erkannt zu werden. Stattdessen unterhält er sich im nahen Hyde Park mit Carboni und bittet ihn, für ein besseres Quartier zu sorgen.

Am selben Tag implodiert die Banco Ambrosiano. Calvis nach dem Attentat wieder genesener Stellvertreter Rosone besucht die Zentrale des IOR, um dort, wie er glaubt, Außenstände der Vatikanbank einzutreiben. Tatsächlich erfährt der Manager aber, dass das IOR nicht für die Verbindlichkeiten der Ambrosiano einstehen werde, sondern, im Gegenteil, selbst riesige Forderungen erhebe. Jetzt erst wird Rosone klar, dass sein Haus bankrott ist.

Donnerstag, 17. Juni 1982. Der letzte Tag im Leben des Roberto Calvi.

6.59 Uhr. Carboni telefoniert von seinem Hotelzimmer aus mit einem Rechtsanwalt in Rom – einem engen Vertrauten des DC-Politikers Giulio Andreotti. Später wechselt er das Hotel, vom „Hilton“ ins „Sheraton“, beim Flughafen.

Morgens. Calvi ruft seine Tochter an und drängt sie, in die USA zu gehen. Dann verlässt er mit Vittor das „Chelsea Cloisters“ und frühstückt in einem nahe gelegenen Restaurant. Auf dem Rückweg kauft er sich an einem Kiosk eine italienische Wirtschaftszeitung – und liest, welche Schlagzeilen seine Flucht macht. Dann stundenlanges Warten in Apartment 881.

Später geht Vittor in die Stadt, um Kleidung zu kaufen. Mittags speist er mit seiner Geliebten und deren Schwester, die ebenfalls nach London gekommen sind. Sie treffen sich wahrscheinlich im Restaurant „Pucci Pizza“, einem beliebten Treffpunkt von Mafiosi, die in London operieren.

Zur gleichen Zeit gibt sich die Banco Ambrosiano endgültig auf. Seit dem Vormittag tagt der Vorstand. Calvi wird von seinen Kollegen für abgelöst erklärt. Um 17.00 Uhr kapitulieren die Manager – und rufen Inspektoren der italienischen Staatsbank, die das bankrotte Institut übernehmen sollen. Zwei Stunden später stürzt sich Calvis langjährige Sekretärin aus dem Fenster der Mailänder Zentrale. In ihrem Abschiedsbrief beschimpft sie Calvi als „zweifach verflucht“.

Abends. Die nächsten Stunden bleiben bis heute mysteriös. Gegen 22.00 Uhr, so wird ein südafrikanischer Maler später

aussagen, der im „Chelsea Cloisters“ lebt, habe er Calvi in Begleitung zweier italienisch sprechender Männer auf dem Flur im achten Stock gesehen. Die Gruppe habe den Komplex dann durch einen der Hinterausgänge verlassen. Und ein Detail: Calvi habe noch seinen Schnauzbart getragen.

Nach Aussage eines Kellners speist Calvi allerdings abends „mit vier oder fünf“ Begleitern im luxuriösen „San Lorenzo“. Möglicherweise unter den Begleitern Calvis: Sergio Vaccari.

Der ist offiziell ein Antiquitätenhändler mit einem Laden in Notting Hill. Tatsächlich aber schmuggelt Vaccari Kokain nach Großbritannien.

Was hat Calvi mit so einem zu schaffen?

Eine Hypothese: Der Bankier speist mit Carboni und Vittor im „San Lorenzo“. Sie reden über seine weitere Flucht, er will ja nach Südamerika. Oder sie besprechen, wie er am besten seine Erpressungen auf den Weg bringen kann, mit denen er die Ambrosiano retten will (vorausgesetzt, er weiß zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass bereits alles verloren ist).

Möglich aber ist in beiden Fällen, dass ihm Vaccari an diesem Abend als ein Mann vorgestellt wird, der so etwas von London aus organisieren kann.

Für die Version, dass Calvi die Flucht fortsetzen will, spricht, dass er sich in dieser Nacht den Schnauzbart abräsiert – wahrscheinlich, um nicht so leicht erkannt zu werden. Der doppelte Satz Unterwäsche, den er trägt, zeigt möglicherweise, dass ihn seine Begleiter seit Stunden unter immensen Druck setzen: Sofort muss er verschwinden! Ohne Gepäck, ohne weitere Vorbereitung, hinein ins nächste Auto, begleitet vielleicht von einem Mann, den er so gut wie gar nicht kennt.

Pazienza, neben Flavio Carboni der zweite mysteriöse Berater Calvis, ist Informant mehrerer Geheimdienste und ebenfalls in die letzte Reise des Bankiers verwickelt



FRANCESCO PAZIENZA

Laut Vittor allerdings ist Calvi auch noch gegen 23.00 Uhr in seinem Apartment im „Chelsea Cloisters“. Er selbst habe sich dann mit Carboni in einer nahen Bar getroffen. Der Bankier sei von diesem Zeitpunkt an allein gewesen.

Zwischen 22.45 Uhr und Mitternacht telefoniert jemand von Apartment 881 aus. Wer da wen anruft, bleibt unklar.

Freitag, 18. Juni, 1.00 Uhr. Vittor kommt allein aus der Bar zurück. Nach seinen Angaben findet er das Apartment leer. Er ist nervös, geht wieder hinunter, holt unter einem Vorwand

den Nachtportier und betritt in dessen Begleitung wieder die Unterkunft – offenbar will er jemanden dabei haben, der später bezeugen kann, dass Vittor um diese Zeit ohne Calvi im Apartment ist.

Zwischen 23.00 Uhr und 7.00 Uhr morgens ruft jemand aus dem „Hilton“-Zimmer der Geliebten Vittors die Nummer in Calvis Zimmer an. In dieser Zeit meldet sich auch Carboni vom „Sheraton“-Apartment im „Chelsea Cloisters“. Warum diese nächtlichen Anrufe? An wen sind sie gerichtet? Calvi jedenfalls werden sie wohl nicht mehr erreichen...

Zwischen 2.10 und 3.30 Uhr: Irgendwann während dieser 80 Minuten stirbt Roberto Calvi – davon jedenfalls gehen angesehene Pathologen aus, die die sterblichen Überreste des Bankiers Jahre später untersuchen werden. Er ist erstickt.

Was geschieht mit Calvi in jenen vier, fünf Stunden zwischen dem Moment, da der südafrikanische Mieter des „Chelsea Cloisters“ ihn in Begleitung zweier Unbekannter das Apartmenthotel verlassen sieht, und dem Tod des Bankiers zu später Nachtstunde?

Zwischen dem „Chelsea Cloisters“ und der Blackfriars Bridge liegen keine sieben Straßenkilometer, mit dem Auto ist die Strecke nachts in vielleicht zehn Minuten zu bewältigen; und selbst zu Fuß wird man nicht mehr als anderthalb Stunden benötigen.

Kein Zeuge aber hat Calvi auf dem Weg dorthin gesehen. Es ist, als hätte die Nacht Roberto Calvi verschlungen – und ihn erst am nächsten Morgen wieder ausgespien, eine elendige Gestalt über dem trüben Wasser der Themse.

VIELLEICHT HAT ES SICH SO ABGESPIELT: Calvi ist nach dem Abendessen im „San Lorenzo“ in höchster Angst. Einer seiner Begleiter an diesem Abend – nennen wir ihn Signore X – eröffnet ihm vielleicht noch dazu die Nachricht vom endgültigen Zusammenbruch der Ambrosiano.

Alles verloren! Flucht! Calvi versteckt sich irgendwo in London, während Signore X vorgibt, die Flucht zu organisieren – möglicherweise in einem Apartment des Kokainhändlers Vaccari, den er Stunden zuvor zum ersten Mal getroffen hat. Niemand würde ihn dort ja vermuten. Er rasiert sich seinen Schnauzbart ab.

Dann eine Fahrt zur Themse. Vielleicht hat Signore X Calvi abgeraten, ein Flugzeug zu besteigen. Mit dem Schiff käme er unentdeckt nach Südamerika. Am Ufer des Flusses ein stählernes Motorboot, wie es für Arbeiten benutzt wird, flach genug, um unter Brücken hindurchzufahren. Wird sich Calvi fragen, woher das Boot kommt, mitten in der Nacht?

Er setzt sich irgendwohin. Schmieröl. Seine Hose ist ruiniert, aber das wird ihm nun gleichgültig sein. Vielleicht liegen einige Ziegelsteine an Deck, aber das fällt auf so einem Boot nicht auf.

Eine nächtliche Fahrt die Themse hinunter. Die dunklen Bögen der Blackfriars Bridge. Und dann eine Schlinge, von hinten über den Hals geworfen...

Sicher ist, dass Calvi sich nicht gewehrt hat und dass er nicht unter betäubenden Drogen stand. Er muss Signore X also vertraut haben, bis zuletzt.

Sicher ist auch, dass der Tod nicht sehr rasch kommt: Zieht sich eine Schlinge schlagartig zu, typisch für das Erhängen, trennt sie den Fluss in den Adern. In Calvis Kopf jedoch werden Pathologen später zahlreiche kleine Blutergüsse finden, wie sie vorkommen, wenn man länger als 30 Sekunden erwürgt wird.

Dann die Präsentation des Toten unter der Brücke: Blackfriars – „schwarze Brüder“. Ziegelsteine in Jackett und Hose. Subtile, zynische Hinweise auf die Freimaurer. Ein Mord als Zeichen, leicht zu entziffern für all jene, die um Calvis geheime Geschäfte wissen.

Eine Warnung.

Kein Ermittler weiß, wie Calvis LETZTE STUNDEN verliefen

SO KÖNNTE ES GEWESEN SEIN. Carboni, Vittor, dessen Geliebte und ihre Schwester reisen jedenfalls kurz nach dem Tod Calvis auf verschiedenen Wegen in die Schweiz. Am 20. Juni treffen sie sich in Zürich wieder. Inzwischen sucht die italienische Polizei zumindest Carboni und Vittor – offenbar weiß man in Rom, dass sie Calvi nach London begleitet haben.

Vittor stellt sich drei Tage später den italienischen Behörden. Carboni versteckt sich in einer Schweizer Villa, dort verhaften ihn Polizisten auf Bitten der Italiener. Die wiederum sind von einem Privatdetektiv auf diese Spur gebracht worden, einem ehemaligen Polizisten, der offenbar exzellente Informationen aus der Halbwelt um Carboni hat.

Und tatsächlich: Bei Carboni finden die Fahnder einen Fingerschutz aus Gummi. Calvi musste aufgrund einer Verletzung so einen Schutz am rechten Zeigefinger tragen. An seiner Leiche jedoch wurde er nicht gefunden – nun aber beim gesunden Carboni...

Doch was wirft man den beiden eigentlich vor? Der Tod des Bankiers gilt ja nach dem britischen Verdikt als Selbstmord. Also bestenfalls Beihilfe zur Flucht aus Italien.

Und so kommen Vittor und Carboni schon bald wieder frei, Verfahren gegen sie versanden im Justizsystem des Landes.

Elend langsam wälzen sich auch alle anderen Ermittlungen weiter. Im Jahr 1984 zahlt das IOR 240 Millionen Dollar an die Gläubiger der kollabierten Banco Ambrosiano: als „Geste guten Willens und freiwillige Leistung“. Tatsächlich entgeht das Institut nur so der Klage von mehr als 100 Banken, die dem Mailänder Haus Gelder geliehen hatten, weil auch sie glaubten, dass die Vatikanbank für die Ambrosiano einstehe.

Es gibt Gerüchte, das Opus Dei habe der klammen IOR dieses Geld besorgt und sich damit endgültig als Macht im Vatikan etabliert. Zumindest wertet Johannes Paul II. den kirchenrechtlichen Status der Organisation 1982 deutlich auf – als Belohnung für die Hilfeleistung?

Erzbischof Marcinkus übrigens, so sagt man, sei heftig gegen diese Zahlung gewesen. Drei Jahre später werden Ita-

lienische Staatsanwälte einen Haftbefehl gegen ihn beantragen – er entgeht dem Gefängnis nur, weil er Asyl im Kirchenstaat findet. Später reist er in die USA.

Nicht nur die verworrenen Geschäfte der Ambrosiano beschäftigen die Fahnder auf Jahre hinaus, auch Calvis Tod wird sie nie loslassen. So behauptet die Tochter schon 1984, sie habe beim Aufräumen des Ferienhauses in Drezzo versteckt in einer Schublade eine Postkarte gefunden – Motiv sei die Blackfriars Bridge gewesen. Ihr Vater müsse sie noch vor seinem Tod erhalten haben. An der Karte habe mit einer Büroklammer eine weitere kleine Karte gehangen, auf der handschriftlich stand: „Wer dies tut, sollte dies erwarten.“

Die Karte habe sie ihrem Onkel gegeben, dem Bruder des Verstorbenen. Der aber will sie nie gesehen haben. Sie bleibt verschwunden.

Ausgerechnet am 1. April 1986 taucht dann Calvis schwarze Akten tasche wieder auf: in einer Fernsehshow. Und präsentiert von – Flavio Carboni. Der Sarde zeigt sie, ohne genau zu erklären, wie er in ihren Besitz gelangte und was sie ursprünglich enthielt. Neue Gerichtsverfahren folgen, am Ende wieder ohne Urteil. Und über den Inhalt der Tasche, sofern der denn überhaupt authentisch ist, wird nur wenig Konkretes bekannt, etwa jener Erpresserbrief, den Calvi kurz vor seiner Flucht an den Papst schrieb.

Im Oktober 2002 entdecken Fahnder schließlich in einem Banktresor, der Calvis inzwischen verstorbener Mutter gehörte, ein Paket, eingewickelt in den „Corriere della Sera“ vom 29. Mai 1981 – jene Ausgabe, die auf ihrer Frontseite groß über den Beginn von Calvis erstem Prozess berichtet. Als die Polizisten die alte Zeitung auseinanderfalten, finden sie einen halben Ziegelstein.

Im gleichen Monat stellen Pathologen einen forensischen Bericht fertig, in dem Calvi erstmals als Mordopfer bezeichnet wird. Nach jahrelangem Gezerre hatten sie die Leiche seit Ende 1998 untersuchen dürfen.

Am 6. Oktober 2005 endlich wird ein Mordprozess in Rom eröffnet – 23 Jahre nach dem Tod des Bankiers. Es ist zugleich der vielleicht letzte Prozess gegen jenes Italien der glänzenden Bühne und der düsteren Kulisse.

Denn seit den 1980er Jahren haben unbestechliche Staatsanwälte konsequenter als zuvor Mafiosi verfolgt und hinter Gitter gebracht. Die dabei aufgedeckten Verbrechen und Skandale brachten nach und nach immer mehr Politiker, schließlich das ganze System der Partitocrazia zu Fall.

Selbst der unantastbare Giulio Andreotti fand sich auf der Anklagebank wieder – die er allerdings als freier Mann verließ. Doch seine Partei, die DC, musste sich inmitten des Tumultes auflösen.

Am Ende jener politischen Katharsis steigt dann allerdings erneut ein Protagonist des alten, jausköpfigen Italien zum Regierungschef auf: Silvio Berlusconi, P2-Mitglied Nummer 1816.

In jenem Herbst 2005, in dem Silvio Berlusconi sein drittes Kabinett aufführt, wird Pippo Calò als Auftraggeber und Organisator des Mordes an Calvi angeklagt.

Die Staatsanwaltschaft führt aus, die Mafia habe den Bankier töten lassen: aus Rache dafür, dass dessen Bank bankrott ging und somit Millionen Dollar Schwarzgeld vernichtete.

Ernesto Diotallevi steht als Mitverschwörer vor Gericht. Und neben ihm erscheinen auf der Anklagebank: Flavio

Carboni, Silvano Vittor sowie Carbonis österreichische Geliebte. (Bei ihr beschränkt sich der Vorwurf allerdings darauf, sie habe Carboni geholfen, Material aus Calvis legendärer Akten tasche zu verbergen; ihre Schwester wird gar nicht belangt.)

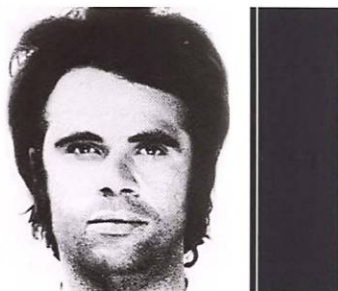
Nicht angeklagt: Francesco Pazienza, jener „Berater“, der kurz vor Calvis Tod in London weilte und dort wahrscheinlich bei einer seltsamen Firma ein Themseboot bestellte.

Nicht angeklagt: Licio Gelli, der Kopf der Geheimloge P2, der persönlich zwischen 1975 und 1982 unfassbare 83 Millionen Dollar von der Ambrosiano erhielt. (Ziele und Methoden der P2 sind bis heute mysteriös. Nach der Razzia bei Gelli müssen zwar hohe Offiziere, die Logenbrüder sind, ihre Posten räumen. Die Geheimdienste werden umorganisiert. Im Juni 1981 stürzt zudem die Regierung über die skandalösen Verwicklungen der Minister. Im neuen Kabinett ist zwar auch die DC vertreten, doch erstmals stellt sie nicht den Regierungschef; das wird Giovanni Spadolini von der kleinen Republikanischen Partei. Die meisten P2-Mitglieder jedoch werden nie juristisch belangt – und Gelli selbst wird sich nie klar über das Wesen der geheimen Organisation äußern.)

Nicht angeklagt: Erzbischof Paul Casimir Marcinkus von der Vatikanbank, der Calvi zu gefährlichen Geschäften drängte. Er lebt als Rentner in Arizona und wird wenige Monate nach Verfahrensbeginn an Altersschwäche sterben.

Offiziell wird offenbar nie eine Spur Richtung IOR verfolgt – obwohl doch Calvi nach allen Aussagen von Zeugen

Offiziell Antiquitätenhändler in Rom, tatsächlich wohl mit der Magliana-Bande verbunden: Diotallevi besorgte jenen falschen Pass, mit dem Calvi, der Italien legal nicht mehr verlassen darf, die Grenze überschreitet



ERNESTO DIOTALLEVI

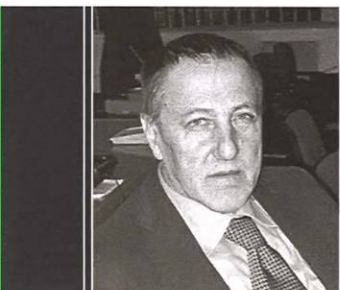
und nach seinen eigenen Briefen vor allem den Vatikan mit seinem Wissen um illegale Zahlungen nach Osteuropa erpressen wollte. Überhaupt: Der Inhalt der ominösen schwarzen Akten tasche des Bankiers kommt in den Anklagen kaum zur Sprache.

Und die Geheimloge P2? Deuten die Ziegel nicht auf Freimaurerei? Deutet der Todesort – die „Brücke der schwarzen Brüder“ – nicht auf die Bezeichnung einer Loge, deren Mit-

gliedert sich „Brüder“ nennen? Auch zu diesem Punkt gibt es keine ernsthaften Ermittlungen.

Die Staatsanwälte stützen ihre Argumente vielmehr vor allem auf die Aussagen mehrerer *pentiti* – ehemaliger Mafiosi, die gegen Verringerung ihrer Strafen als Kronzeugen aussagen. Calvis Tod, behauptet einer, sei ein klassischer Mafia-Mord gewesen: Pippo Calò habe den Tod des Bankiers beschlossen, Diotallevi ihm dabei Hilfe geleistet.

Zunächst habe man Calvi einen Lockvogel geschickt, der sein Vertrauen gewinnen musste. Das sei Carboni gewesen.



SILVANO VITTOR

Der Schmuggler aus Triest, ein Bekannter Carbonis, bringt den Bankier außer Landes und bis nach London. Noch am Morgen von Calvis Tod flieht er unter falschem Namen aus Großbritannien

Der Sarde habe Calvi dann in eine zuvor von der Mafia sorgfältig aufgestellte Falle gelockt – das „Chelsea Cloisters“ in London. Dort hätten Berufskiller der Mafia dann den eigentlichen Mord erledigt.

Nach Aussagen der Kronzeugen seien das in jener Londoner Nacht zwei Männer gewesen: Vincenzo Casillo, Mitglied der Camorra mit guten Kontakten zur Magliana. Und Francesco Di Carlo, ein Heroin-Schmuggler und Mafia-Boss, der seit 1979 in der Themsemetropole lebte – und der nachweislich zwei Tage vor Calvis Tod 100 000 Dollar von einem Schweizer Mafia-Konto überwiesen bekam.

Und tatsächlich: Deutet nicht alles auf die Mafia? Musste Calvi mit seinem Leben für die Millionenverluste bezahlen? Für Drogendollars, die von seinen Offshore-Gesellschaften als Provisionen auf eigenen Konten oder, welche Ironie der Geschichte, schließlich als klandestine Subventionen antikomunistischer Bewegungen in Osteuropa landeten?

Auch ein in die Ermittlungen involvierter Anwalt jedenfalls erkennt in dem Verbrechen die Handschrift der Mafia: Zeichen wie die Ziegelsteine seien für jeden Eingeweihten deutliche Drohungen, andererseits aber doch so vage, dass sich auf ihnen keine juristische Anklage aufbauen lasse.

Und: Eine Visitenkarte, die Polizisten beim toten Calvi bargen, gehörte einem neapolitanischen Bauunternehmer,

mit dem der Bankier wohl nie Geschäfte gemacht hat – der aber beste Verbindungen hatte zu Piazienza sowie zu jenem Mafia-Boss, der nach Aussage der Kronzeugen den Mordauftrag unter der Blackfriars Bridge übernommen haben soll.

Doch es bleiben Zweifel.

Calvis Leiche hatte vor der Untersuchung durch die Pathologen mehr als 15 Jahre in der Erde gemodert: Darf man ihren Ergebnissen also überhaupt trauen?

Die Belege für all die Kontobewegungen, Reisen, Telefonate sind uralte und manchmal unpräzise: Welche Relevanz können sie überhaupt haben?

Zudem sind die Aussagen der vielen Zeugen sehr widersprüchlich. Kein Wunder: Wessen Erinnerungen wären nach so vielen Jahren nicht getrübt?

Und, ach, viele Zeugen sind bedauerlicherweise auch schon verschieden.

Vincenzo Casillo, einer der beiden angeblichen Mörder: zerfetzt bei einem Bombenanschlag, schon 1983.

Jener Privatdetektiv, der dafür sorgte, dass Carboni im Sommer 1982 in der Schweiz verhaftet werden konnte: von Unbekannten in einem Hotelzimmer erstochen.

Sergio Vaccari, der Kokainhändler: von Unbekannten in seiner Wohnung ermordet.

Michele Sindona, der Bankier, der Calvi und Marcinkus zusammenführte und über deren geheime Geschäfte lange Zeit mehr wusste als irgendjemand sonst: im Gefängnis (wo er nach seinen eigenen Skandalen einsaß) mit Zyanid vergiftet, das irgendwie in seinen Espresso gelangte.

Und so kommt es, dass am 6. Juni 2007, fast exakt 25 Jahre nach Calvis Tod, der einzige Mordprozess, der in dieser Affäre je geführt worden ist, mit Freisprüchen für alle Beschuldigten endet. Aus Mangel an Beweisen.

Doch drei Jahre später, im Dezember 2010, beantragt die Staatsanwaltschaft gegen Calò, Diotallevi und Carboni ein Berufungsverfahren vor dem höchsten italienischen Gericht. Vielleicht also wird es zu einem weiteren Prozess kommen. Und vielleicht sogar zu einer Verurteilung im Mordfall Calvi. Irgendwann.

VON DEN HEUTE noch lebenden Akteuren dieses Dramas führen Silvano Vittor und Ernesto Diotallevi eine unauffällige Existenz.

Francesco Piazienza verbrachte wegen diverser Delikte insgesamt 13 Jahre in Haft, ist nun aber ein freier Mann.

Licio Gelli erhielt 2001 als Mitverantwortlicher am betrügerischen Bankrott der Banco Ambrosiano zwölf Jahre Hausarrest, den er seither in seiner toskanischen Villa verbringt. Für seine P2-Aktivitäten wurde er niemals verurteilt.

Pippo Calò sitzt seit 1985 lebenslänglich ein, für mehrere andere Morde.

Flavio Carboni wurde 2010 verhaftet und erwartet einen neuen Prozess – diesmal nach einem Korruptionsskandal um den Bau von Windkraftanlagen in Sardinien.

Und Silvio Berlusconi ist seit 1994, mit Unterbrechungen, Italiens Ministerpräsident. □

Literaturempfehlung: Philip Willan, „The Last Supper“, Robinson: Der britische Journalist hat sich jahrelang mit dem mysteriösen Todesfall beschäftigt und liefert deshalb die beste Darstellung des Themas.

Cay Rademacher, 45, der Geschäftsführende Redakteur von GEOEPOCH, stütze sich bei der Recherche unter anderem auf Informationen von Jeff Katz von der Wirtschaftsdetektive Bishop International und Professor Bernd Brinkmann, Leiter des Instituts für Forensische Genetik in Münster.

Einfach eintauchen!

Das Extra-Heft für junge Entdecker ab 8 Jahren. In dieser Ausgabe: woher Wasser kommt, was im Wasser lebt und wie man Wasser spart.

AUCH MIT
DVD
ERHÄLTlich



GEOlino. Wissen macht Spaß

Sie können dieses Heft auch direkt bestellen unter Tel. 01805/861 80 00*

* 0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus den dt. Mobilfunknetzen.

THE

In den 1960er Jahren dominieren einzelne Verbrecherfamilien die von den Zwillingen Ronnie und Reggie Kray aus dem Londoner East End Schutzgelderpressung, Raub und Betrug, führt eigene Nachtclubs. Haft verurteilt werden, tritt eine neue Generation von Gangstern ihr sondern irgendwann auch um eine besonders bizarre Form von oder Auftritten in Talkshows. Der britische Fotograf Jocelyn Bain eine Milieustudie erarbeitet, bei der nicht immer klar Pose, was eigenes Leben und was vom

FIRMEN

Unterwelt Großbritanniens. Die bekannteste Bande wird geführt und als »The Firm« bekannt. Das Unternehmen betreibt Als die Brüder schließlich wegen Mordes zu lebenslanger Erbe an, der es nicht allein um das kriminelle Geschäft geht, Wichtigtuerei, etwa mit eigenen Büchern, Websites Hogg hat diese Männer zwei Jahre lang begleitet – und ist, was noch Gangsterrealität ist und was Kino inspiriertes Spektakel



Tony Lambrianou (links) stieg schon als *junior member* bei den Krays ein, die sich im London der 1960er Jahre, stets in feine Anzüge gewandet, mit Prominenten aus dem Showbusiness zeigten und dem Vorbild klassischer amerikanischer Gangster nacheiferten. Lambrianou half unter anderem, die Leiche von Jack »der Hut« McVitie zu beseitigen, den Reggie Kray zuvor mit mehreren Messerstichen ermordet hatte



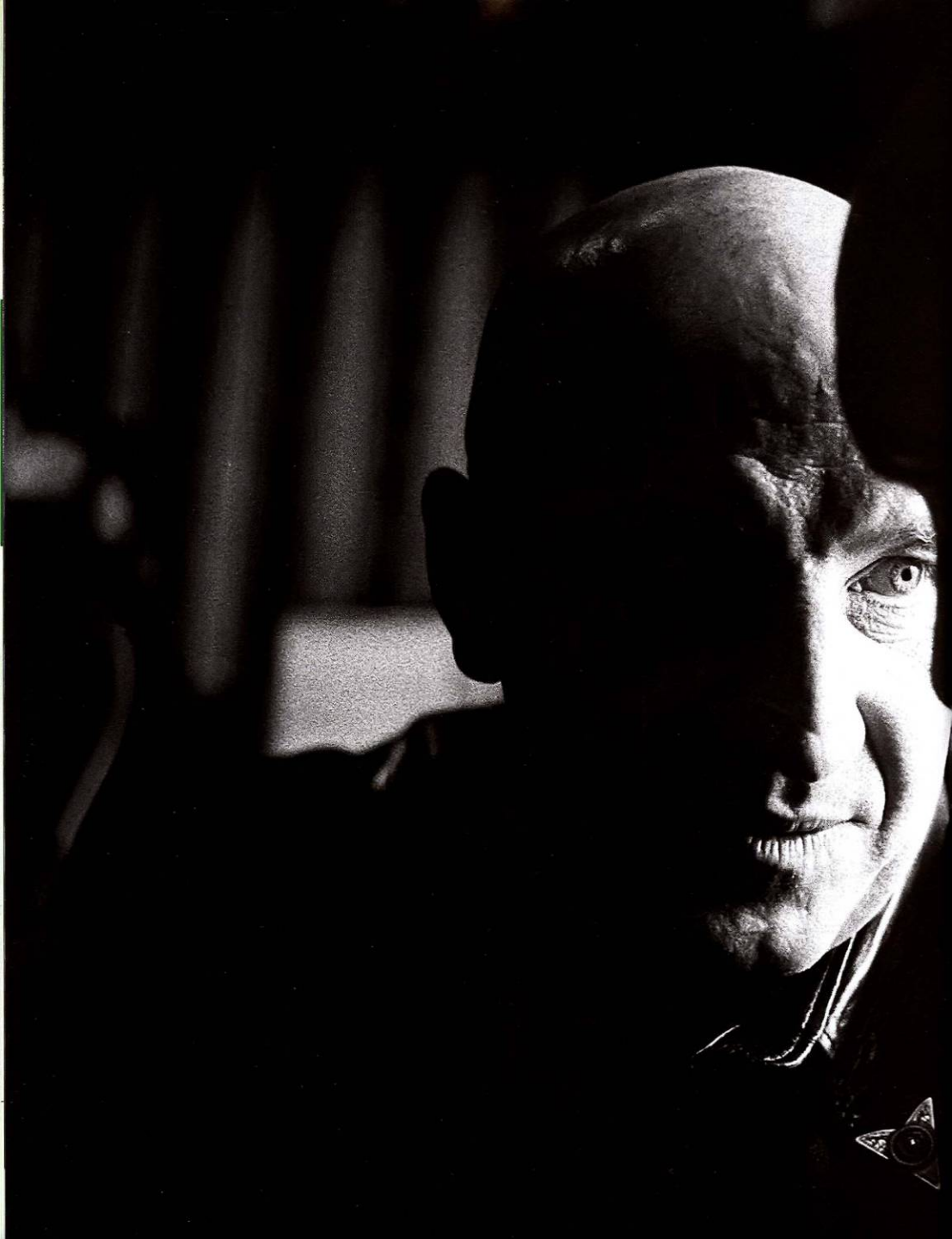
Drohgebärden gehören zum Geschäft, denn organisierte Banden nutzen nicht nur tatsächliche Gewalt, um ihre Ziele zu erreichen, sondern vor allem die Furcht davor. Tätowierungen und Kampfhunde – Verbrecherklischees, die in Filmen und Büchern weitergetragen werden – sollen Respekt einflößen. Bernie, ein ehemaliger Bergmann, ist seit 1984 für »The Firm« aktiv: als Türsteher und Schuldeneintreiber

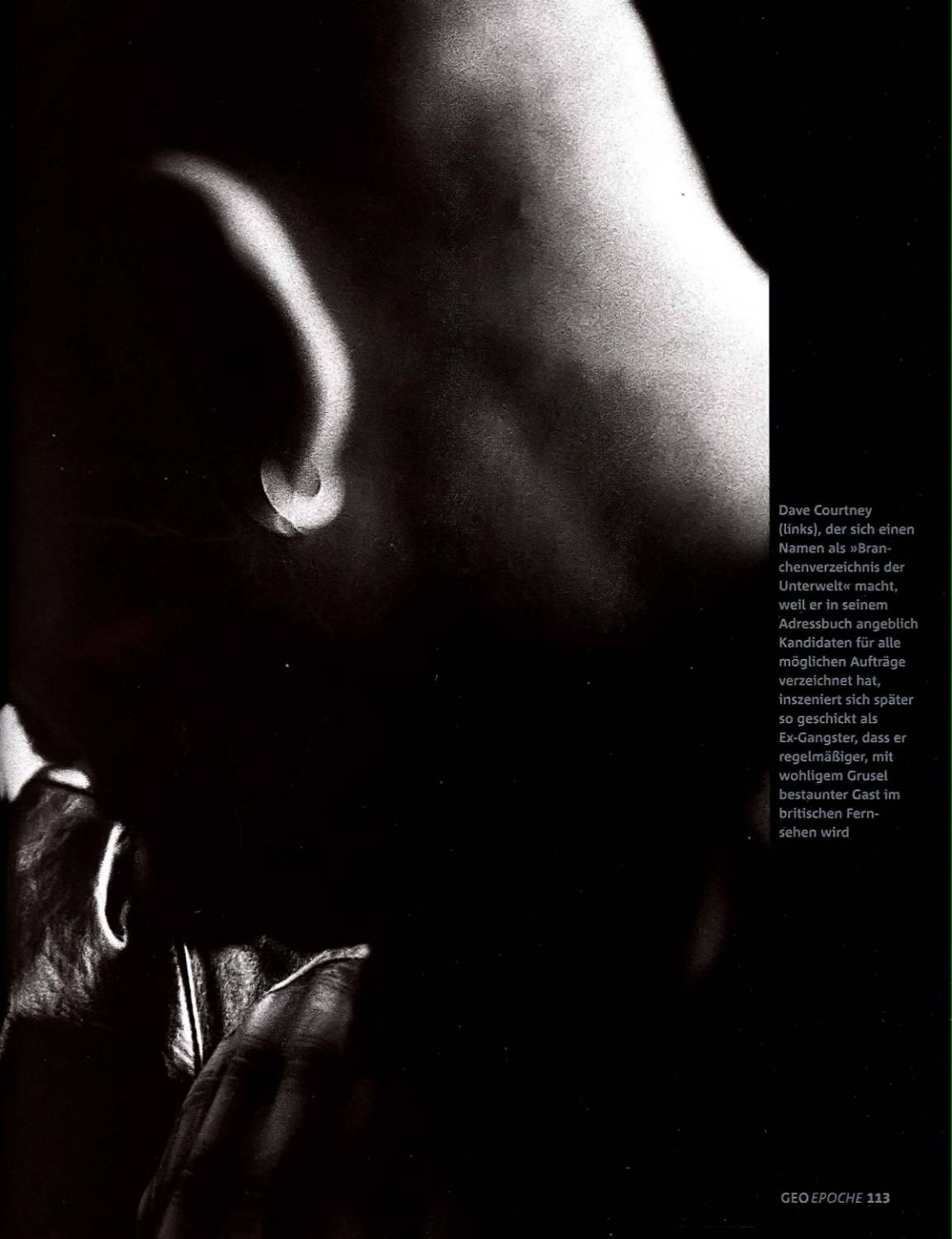


Gangs brauchen Männer, die andere durch ihre bloße Physis einschüchtern. Der Boxer Mickey »Goldzahn« übernimmt nach eigener Auskunft Jobs als »Saubermacher« für jeden, der zahlt



Nicht jeder kann für die Firma arbeiten, sagt Bernie: »Entweder dein Gesicht passt – oder nicht«





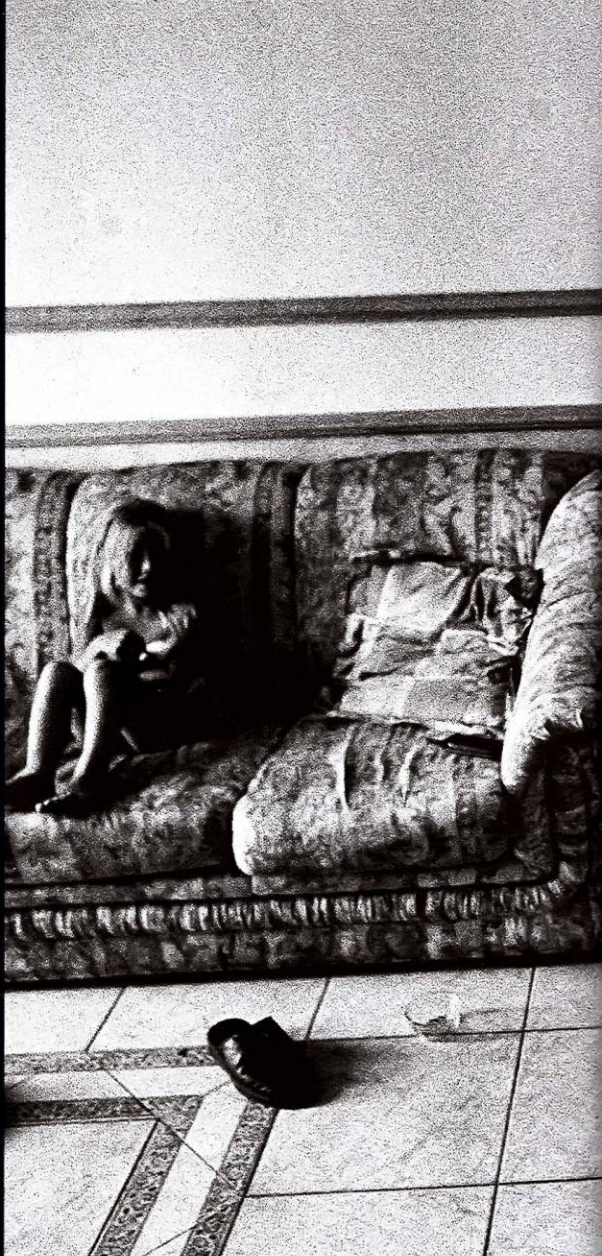
Dave Courtney (links), der sich einen Namen als »Branchenverzeichnis der Unterwelt« macht, weil er in seinem Adressbuch angeblich Kandidaten für alle möglichen Aufträge verzeichnet hat, inszeniert sich später so geschickt als Ex-Gangster, dass er regelmäßiger, mit wohligem Grusel bestaunter Gast im britischen Fernsehen wird

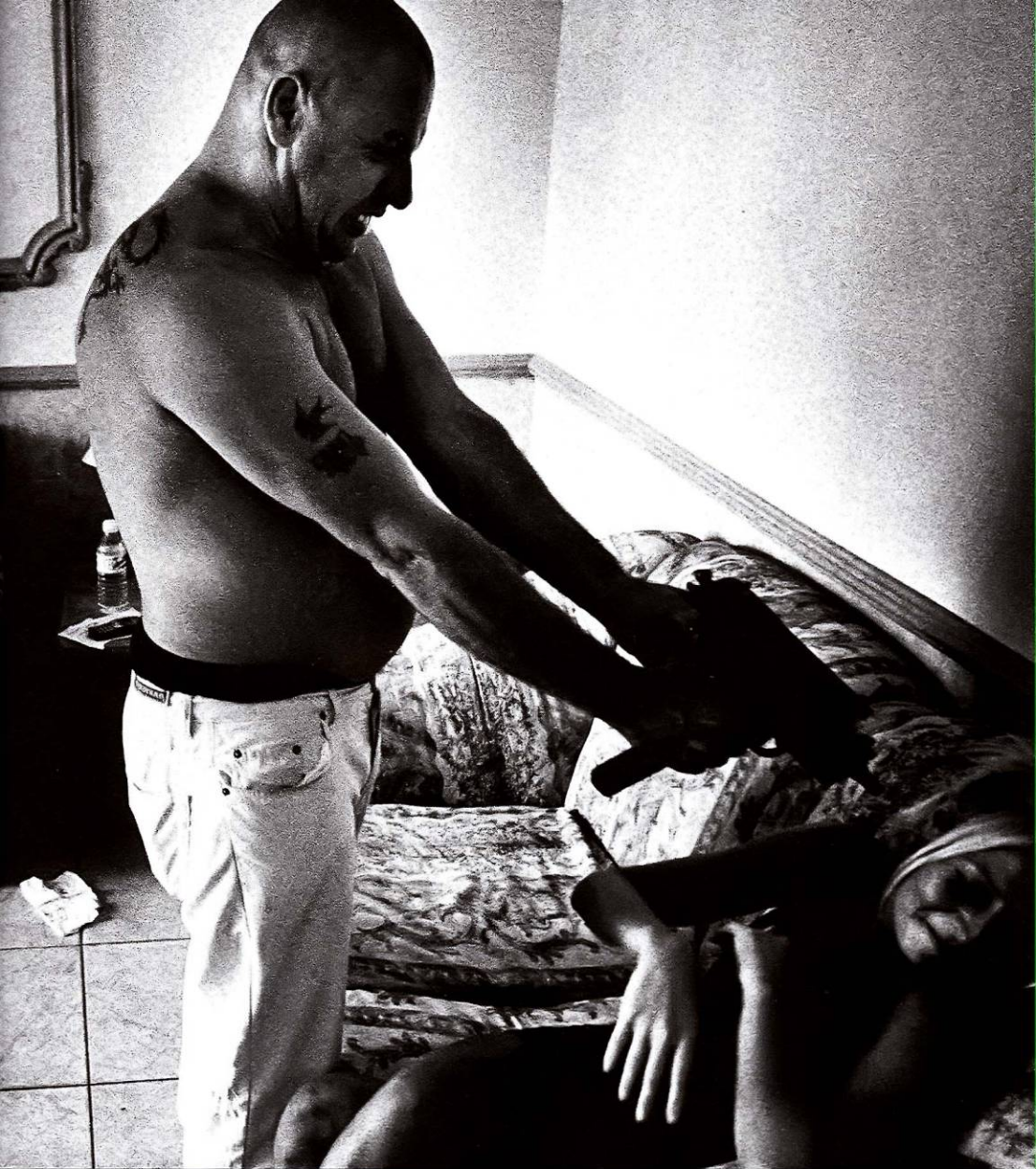


Ein Kompagnon von Mickey »Goldzahn«
(im Anzug) präsentiert seine Tätowierungen.
Banden wie »The Firm« sind nicht nur Ver-
brecher-, sondern auch Männerbünde



Die Inszenierung des potenten Gangs-
ters: Mickey und seine Freundin Maria,
eine frühere Schönheitskönigin





Macho-Rituale: In den meisten kriminellen Organisationen weltweit sind nur Männer Mitglieder. Auch deshalb herrschen oft extrem harsche Umgangsformen, gilt eine Kultur, in der Frauen vor allem zur Bestätigung von Männlichkeit dienen. Hier gibt sich Mickey vor dem Fotografen als harter Kerl und hält seiner Freundin unter den Augen ihrer Tochter zwei Waffen an den Kopf





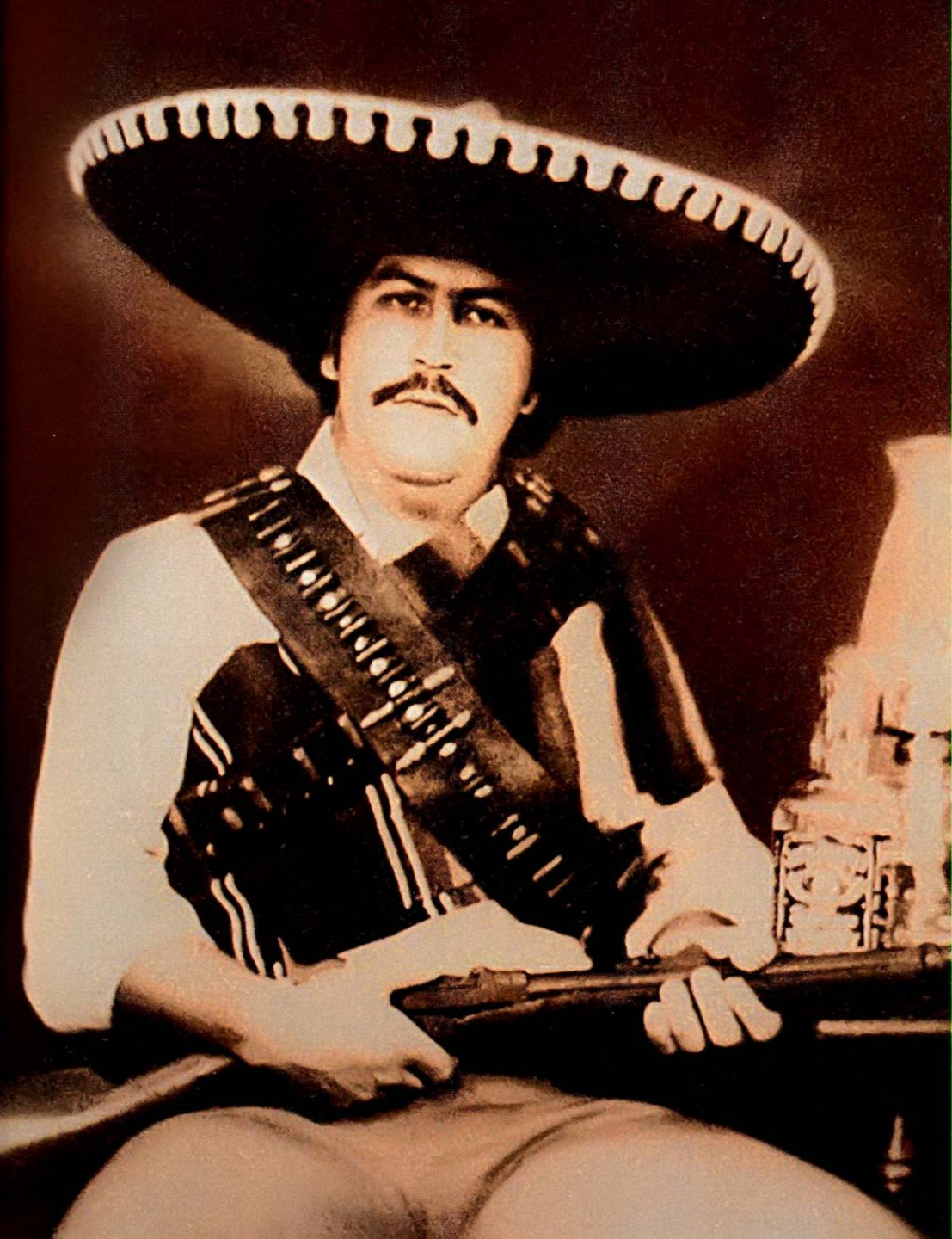
Am 11. Oktober 2000 wird Reggie Kray neben seinem Zwillingsbruder Ronnie beigesetzt. Dutzende Unterweltgrößen erweisen ihm die letzte Ehre, darunter »Big Barry« (links). Das Begräbnis zeugt von Reggies Sinn für Selbststilisierung: Er lässt seinen Sarg mit einer von sechs Pferden gezogenen Kalesche durch London fahren. Auf einem der Blumengebinde steht nur ein Wort: »Legende« □

Pablo ESCOBAR

Er ist der größte Drogenhändler aller
Zeiten, ein Killer und gerissener Geschäfts-
mann, seine Mittel sind »plata o plomo« –
Geld oder eine Kugel: Pablo Escobar baut Ende
der 1970er Jahre ein milliardenschweres
Kokain-Imperium auf und führt Krieg gegen
den kolumbianischen Staat, als der seinen
Plänen im Weg steht. Trotzdem verehren ihn
viele Landsleute als Helden – bis heute

VON PHILIPP MATTHEIS

Auf dem Höhepunkt seiner Macht posiert der Drogenbaron um 1981 als mexikanischer Volksheld Pancho Villa. Tatsächlich baut er für die Armen Häuser. Doch Rivalen lässt Escobar niederschießen – und einen auch in Säure auflösen



D

ieses Gefängnis ist wie kein anderes Gefängnis auf der Welt. Nicht geschaffen nach den Vorstellungen eines Staates, der Gesetzesbrecher straft, sondern nach den Vorlieben eines einzigen Häftlings. Nach dem Willen von Pablo Escobar, dem größten Drogenhändler der Geschichte.

In 2600 Meter Höhe thront der Bau auf einem Plateau am Hang, unterhalb eines von Kiefern bestandenen Bergrückens. Das Grundstück hat Escobar – ein kleiner, etwas dicklicher Mann Anfang 40, mit dichten schwarzen Locken und einem Schnauzbart – im Jahr 1991 selber begutachtet und für geeignet befunden.

Es liegt in der Nähe von Envigado, jener Vorstadt der kolumbianischen Metropole Medellín, in der er aufgewachsen ist. „La Catedral“ wird das Anwesen genannt – wie ein Ort der Huldigung.

Das Gebäude ist lang gestreckt, eine Terrasse gewährt einen großartigen Blick auf Medellín, das sich in gut zehn Kilometer Entfernung unten im Tal ausbreitet. In unmittelbarer Nähe liegen ein Fischteich, ein Fußballplatz, eine Hütte mit Spielzeug für die Tochter des Häftlings. Dahinter ein dezenter Zaun.

Im Inneren von La Catedral sind mehrere Apartments eingerichtet worden, jeweils mit Badezimmer und großzügigem Bett. Hier leben jene Männer, die Escobar ins Gefängnis gefolgt sind.

Arbeiter haben Whirlpools in den Komplex gebaut, eine Turnhalle und eine Sauna sowie eine Disco mit einer teuren Stereoanlage und eine Bar mit einer geschwungenen Theke, in der gekühlter Champagner und 18 Jahre alter Whiskey vorrätig sind.

Die besten Zimmer bewohnt Escobar selbst. Dort sind die Böden mit Parkett belegt, an den Wänden hängen Gemälde in Öl, im Empfangsraum lodert ein Kaminfeuer, im Schlafzimmer steht ein Wasserbett. Wenn der Drogenbaron auf einem der zahlreichen Satelliten-Kanäle fernsehen will, schaltet er sein großformatiges TV-Gerät ein.

Das Abendessen bringen fast jede Nacht Kuriere aus Medellín herauf; zubereitet haben es Köche in den Spitzenrestaurants der Stadt. Es gibt gefüllten Truthahn und Kaviar, frischen Lachs und geräucherte Forelle.

Die Grenze zur Außenwelt ist auch sonst äußerst durchlässig. Die Gefängniswächter hat Escobar persönlich ausgewählt, er bezahlt sie, damit sie ihm loyal bleiben. Auch die Soldaten, die das Gefängnis im weiten Umkreis abschirmen, sind geschmiert. Die Männer lassen Freunde, Verwandte und andere Besucher passieren, winken Lieferwagen mit Prostituierten durch, wenn gefeiert wird. Zwei- bis dreimal pro Woche gibt der Drogenboss eine Party.

Und wenn es Escobar beliebt, kann er die Haftanstalt sogar verlassen. Den ersten Jahrestag seiner Inhaftierung, den 19. Juni 1992, feiert er in einem

Nachtclub. Mehrfach besucht er Spiele der ersten kolumbianischen Fußballliga im Stadion von Envigado, dessen Bau er einst selbst bezahlt hat.

Das Absurdeste jedoch: Pablo Escobar führt vom Gefängnis aus sein kriminelles Imperium weiter wie zuvor, seine weit gefächerte Organisation, die Kokain in nie gekannten Mengen umschlägt und ihm schon Hunderte Millionen Dollar eingebracht hat.

Mit modernsten Mobiltelefonen dirigiert er von La Catedral aus über Stellvertreter die Drogenlabore, die Schmuggler, die Geldwäscher, die Boten. Besonders heikle Nachrichten werden von Brieftauben überbracht. Sorgsam achtet Escobar darauf, dass die Einnahmen auch jetzt noch zuverlässig an ihn fließen.

Er kann fast unbehelligt arbeiten. Und die Armeeposten um die Haftanstalt schützen ihn zudem sogar vor seinen Feinden – hauptsächlich vor konkurrierenden Drogenbossen aus dem Süden des Landes, die ihm nach dem Leben trachten. Um sicherzugehen, hat Escobar im Gefängnis auch noch ein Waffenarsenal angelegt.

Regelmäßig empfängt er Komplizen und Untergebene, oft mehr als 100 Besucher im Monat, darunter Killer, denen der Boss erklärt, welche Abweichler oder Störenfriede zu beseitigen sind.

Denn aus der Haft setzt Escobar seine Macht ebenso brutal durch wie zuvor.

Einen langjährigen Gefolgsmann, den er der Illoyalität beschuldigte, hat Escobar, so geht ein Gerücht, mitten im Gefängnis bis zum Hals in ein Fass mit ätzender Flüssigkeit setzen lassen, die nach und nach das Fleisch des Mannes zerfressen habe. Die Leiche sei danach tagelang im Fass geblieben: der Kopf unversehrt, der Rest des Körpers bis auf die Knochen aufgelöst.

Der kolumbianische Staat sieht taten-



Mit Autobomben verbreitet Escobar Angst und Schrecken, um den kolumbianischen Staat zu erpressen. Die Sprengsätze reißen zumeist völlig Unbeteiligte in den Tod



Mehr als eine halbe Tonne Kokain sollte dieses Flugzeug von Kolumbien in die USA schmuggeln, bevor es von Fahndern aufgebracht wurde. Escobar baut eine Organisation auf, die Produktion, Transport und Verkauf der Drogen kontrolliert und damit milliarden schwere Geschäfte macht

los zu – denn die Regierung hat ein Abkommen mit dem gefährlichsten Drogenboss des Landes geschlossen.

Gut ein halbes Jahrzehnt lang hat Escobar zuvor Kolumbien tyrannisiert, hat es mit Bombenterror, Auftragsmorden und Entführungen überzogen. 1991 hat Präsident César Gaviria schließlich eine Vereinbarung mit dem Gangster getroffen, die dem Land endlich Frieden bringen soll: Escobar stellt sich und bekennt sich vor einem Gericht in mindestens einem Anklagepunkt für schuldig. Im Gegenzug kann er mit einer Höchststrafe von acht Jahren rechnen und wird nicht an die USA ausgeliefert.

Und: Er darf über seinen Haftort mitbestimmen.

Nicht wenige Beobachter sehen in dem Abkommen die Kapitulation des Staates vor der Macht eines Kriminellen. Und tatsächlich fühlt sich Escobar als Sieger eines jahrelangen Krieges.

Fast triumphierend bezieht er das Gefängnis und sorgt sich von Beginn an kaum darum, auch nur den Anschein aufrechtzuerhalten, ein Gefangener des kolumbianischen Staates zu sein.

Doch schließlich geht er zu weit.

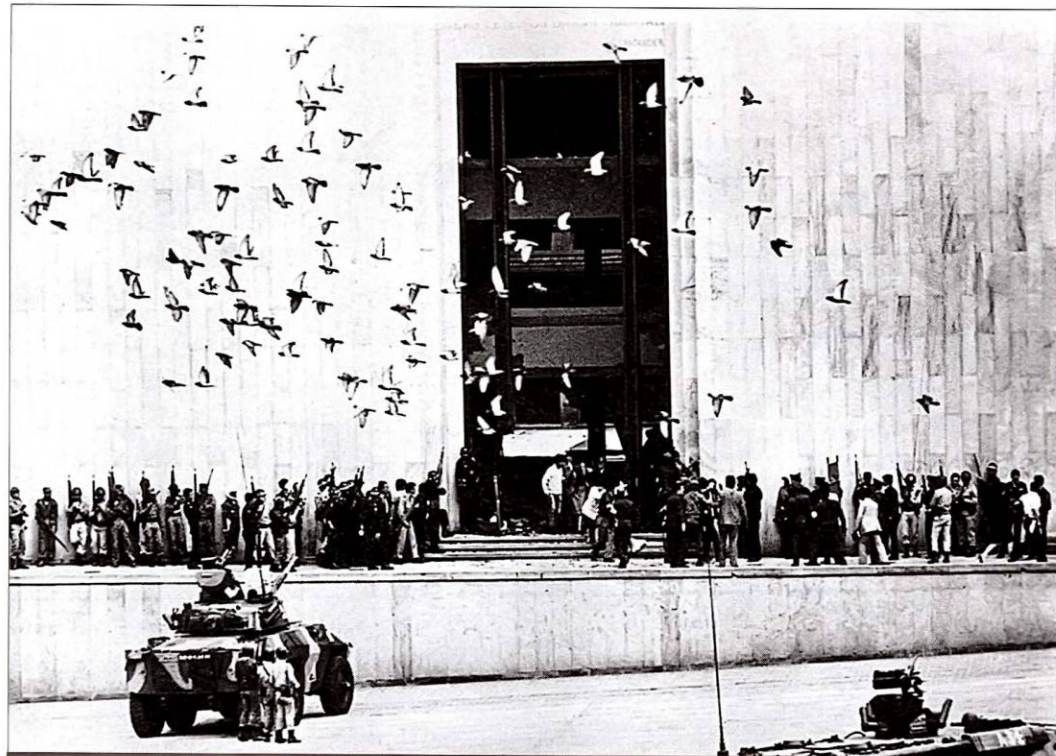
Im Juli 1992 kommen zwei hochrangige Kokainhändler nach La Catedral, um sich bei Escobar zu beschweren: Dessen Leute hätten ihnen 20 Millionen Dollar gestohlen. Der Boss aber verdächtigt die Besucher, Geschäfte hinter seinem Rücken zu machen – und lässt sie erschießen. In den Tagen darauf töten Escobars Killer zwei Dutzend Angehörige und Gefolgsleute der Ermordeten.

Überlebende Familienmitglieder informieren nun die Ermittlungsbehörden über die Vorgänge in La Catedral. Und bald wird auch für die Regierung offensichtlich: Der Pakt mit Escobar ist gescheitert, eine Farce.

Präsident Gaviria muss handeln: Am 21. Juli 1992 beschließt er mit seinen Ministern die Verlegung Escobars in ein Gefängnis der Hauptstadt Bogotá. Notfalls mit Gewalt.

Noch am gleichen Tag werden die 400 Soldaten, die rund um La Catedral stationiert sind, in Einsatzbereitschaft versetzt. Doch zunächst geschieht nichts.

Als die Nacht anbricht, weiß das ganze Land längst aus dem Radio, dass das Militär die Kontrolle in Escobars



1985 stürmen linke Guerilleros den Justizpalast in Bogotá; über 100 Menschen sterben, darunter elf Richter des Obersten Gerichtshofes. Eine Zeugin wird später aussagen, Escobar habe die Aktion bezahlt – tatsächlich gehen Berge von belastenden Akten gegen ihn und seine Komplizen in Flammen auf

Gefängnis übernehmen soll. Die Chance auf einen Überraschungsangriff ist damit vertan.

Derart lange bleiben die Soldaten tatenlos, dass Beobachter später vermuten, der kommandierende General sei von Escobar gekauft. Am späten Abend versucht der stellvertretende Justizminister persönlich, den Drogenboss zu einer freiwilligen Verlegung zu bewegen. Doch er scheitert: Escobar lässt den Politiker kurzerhand als Geisel nehmen. Weit nach Mitternacht trifft eine von US-Spezialisten ausgebildete Sondereinheit ein. Am frühen Morgen machen sich die Kämpfer zum Sturm bereit.

Als sich der Nebel verzieht, schlagen sie los. Schüsse fallen, Blindgranaten

explodieren. Die Verteidiger – Komplizen Escobars sowie korrupte Wachen – feuern mit automatischen Waffen und Schrotflinten auf die Angreifer. Ein Soldat stirbt, zwei Wächter werden verwundet, dem Vizeminister gelingt die Flucht.

Gegen 7.30 Uhr ist La Catedral unter der Kontrolle des kolumbianischen Staates. Doch wo ist Pablo Escobar? Fieberhaft durchsuchen die Soldaten das Gefängnis. Sie durchwühlen Zimmer, reißen Wände ein, sprengen Teile des Fußballplatzes; überall vermuten sie geheime Verstecke des Bosses. Nach 48 Stunden ist klar: Escobar ist entwischt.

Irgendwann mitten in der Nacht haben Escobar, sein Bruder und einige Gefolgsleute ein paar zuvor präparierte Zaunpfähle umgestoßen und sind im Kiefernwald oberhalb des Anwesens

verschwunden. Keiner der 400 Belagerer hat davon offenbar etwas bemerkt.

Ein paar Stunden später sitzt Escobar bereits bei einem befreundeten Drogenhändler und trinkt Kaffee. Doch von nun an wird sein Leben ein anderes sein.

Die letzte Jagd auf den berüchtigtsten Verbrecher der Welt hat begonnen.

SIE HEISST „GEWALT“, jene Epoche in der kolumbianischen Geschichte, in der Pablo Escobar am 1. Dezember 1949 zur Welt kommt: „La Violencia“. Gut anderthalb Jahre bevor der Junge als drittes Kind einer Lehrerin in einem Dorf in der Region von Medellín geboren wird, ist der aussichtsreiche liberale Präsidentschaftskandidat Jorge Eliécer Gaitán

erschossen worden. Er galt als scharfer Kritiker des Herrschaftssystems, in dem wenige Familien über die Industrie, nahezu den gesamten Grundbesitz sowie die Bodenschätze gebieten und auch die Politik dominieren.

Der Großteil der Bevölkerung dagegen ist der Willkür der Herrschenden ausgeliefert, vor allem die meist landlosen Bauern. Gaitán, einem begnadeten Redner, war es gelungen, mit einer Mischung aus nationalistischen und sozialistischen Parolen die Massen hinter sich zu bringen.

Nach der Ermordung des Kandidaten zieht in Bogotá eine wütende Menge durch die Straßen. Die Unruhen weiten sich zum Bürgerkrieg aus: Regierungstruppen kämpfen gegen oppositionelle Freischärler, Liberale gegen Konservative, paramilitärische Einheiten der Industriellen und Großgrundbesitzer gegen Gewerkschafter, Katholiken gegen Kommunisten.

Barbarische Grausamkeiten sind bald alltäglich: Frauen werden vor den Augen ihrer Männer vergewaltigt, anderen Opfern lebenden Leibes Gliedmaßen abgetrennt. Die „kolumbianische Krawatte“, bei der man Gegnern den Hals aufschneidet und die Zunge nach unten durch die Wunde herauszieht, erlangt traurige Berühmtheit. Mehr als 200 000 Menschen, zumeist Bauern, fallen dem Blutvergießen zum Opfer.

Erst 1958 endet die Zeit der *Violencia* mit einem Abkommen zwischen Liberalen und Konservativen: Die beiden Parteien regieren fortan gemeinsam und stellen abwechselnd den Präsidenten.

Doch noch jahrelang dauern Kämpfe an, und aus Selbstverteidigungsgruppen von Bauern werden kommunistische Guerillatruppen, die den Staat attackieren.

So gewöhnt sich der junge Pablo Escobar an die Allgegenwart von Gewalt. Mehr

noch: Ihn beeindruckten die Geschichten von Rebellen, die sich gegen die Mächtigen auflehnen.

Er selbst wächst auf in einfachen, aber nicht armen Verhältnissen. Sein Vater ist einer der wenigen Kleinstgrundbesitzer. Ihm gehören zur Zeit von Pablos Geburt zwölf Hektar Land und sechs Kühe. In seinem Haus gibt es zwar keinen Strom, aber immerhin fließendes Wasser.

Nichts fürchtet der Boss mehr als die US-Justiz

1961 zieht die Familie in den Osten Medellíns. Die Mutter drängt Pablo, das Gymnasium zu besuchen, doch der Junge schläft lieber bis mittags – eine Angelegenheit, die er sein Leben lang behalten wird. 1966 muss er die Schule wegen schlechter Leistungen verlassen.

Im gleichen Jahr kaufen die Escobars ein Haus in der Gemeinde Envigado, südlich von Medellín. Während Pablo

nun versucht, in einem Abendkurs das Abitur zu bestehen, verbringt er die Nächte mit einem älteren Cousin in den Bars der Metropole, raucht Marihuana, probiert sich als Gelegenheitsdieb.

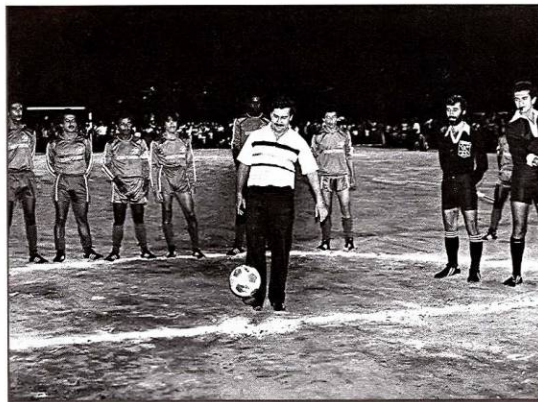
1969 scheitert er abermals in der Schule. Aber Pablo ist ehrgeizig. Seiner Mutter erklärt er, für normale Arbeit sei er nicht geschaffen, er wolle „etwas Großes“ werden. Und nirgendwo scheint ein Aufstieg schneller möglich als unter Kriminellen. Er und sein Cousin machen ihr Geld schon bald mit dem Verkauf von geschmuggelten Zigaretten, mit Raubüberfällen und Autodiebstählen.

Bereits da zeigt Escobar einen gnadenlosen Geschäftssinn: Er ist noch keine 20 Jahre alt, da führt er bereits eine Bande von Autodieben. Bald besticht er Stadtbedienstete, damit sie ihm für gestohlene Fahrzeuge neue Papiere ausstellen. Um Schulden einzutreiben, heuert er *sicarios* an – professionelle Killer, von denen es seit dem Bürgerkrieg viele gibt. Sie kidnappen Säumige oder deren Familienmitglieder, die sie manchmal auch dann töten, wenn das Lösegeld bezahlt worden ist.

Im Sommer 1971 wird der Medellíner Industrielle Diego Echavarría entführt und ermordet. In der Oberschicht für seine gemeinnützigen Stiftungen hoch angesehen, war der Abkömmling einer Familie von Textilfabrikanten bei vielen armen Einwohnern der Stadt dennoch verhasst wie alle Reichen.

Obwohl es keine Beweise gibt, schreibt die Unterwelt von Medellín die Tat Pablo Escobar zu, der inzwischen zu einer lokalen Größe aufgestiegen ist. Fortan wird er bewundernd „Doctor Echavarría“ oder nur „El Doctor“ genannt. Und in der Bevölkerung entsteht allmählich jener Ruf, auf den er Wert legt: Er gilt als gerissen und skrupellos, doch auf Seiten der Armen.

Etwa um diese Zeit entdecken ein paar



Umgeben von Fußballern, eröffnet Escobar 1982 ein Stadion. Hunderte Sportstätten lässt er errichten oder mit Fluchtlicht versehen. Der Drogenhändler gibt sich als kolumbianischer Robin Hood

Tausend Kilometer weiter nördlich Künstler, Schauspieler und Musiker die aufputschende Wirkung eines weißen Pulvers.

In den Vereinigten Staaten beginnt der Kokain-Boom.

Januar 1993: Wenn Pablo Escobar gegen Mittag erwacht, mag er für einen Moment orientierungslos sein: So häufig hat er in den Wochen zuvor seinen Schlafort gewechselt, dass er sich morgens manchmal nicht erinnern kann, in welchem Haus er abends eingeschlafen ist. Seit sechs Monaten führt er dieses Leben. Seit sechs Monaten ist er auf der Flucht. Doch er ist guter Dinge.

Solange er in der Nähe Medellíns bleibt, ist er in Sicherheit. Ein großer Teil der Bevölkerung hier verehrt ihn, ihm stehen Dutzende Verstecke zur Verfügung: Wohnungen, Häuser, Fincas, die ihm selbst oder Mitgliedern seiner Organisation gehören. Seine Killer sind noch immer schlagkräftig, seine Geschäfte werden von Stellvertretern und befreundeten Familien weitergeführt. Über Mobiltelefone, Funkgeräte und Boten hält er Kontakt zur Außenwelt.

Und zu seiner Familie. In ihren Briefen bittet seine Frau Victoria ihn immer wieder, sich zu ergeben. Etliche Male hat Pablo der Regierung seine inzwischen stark abgeschwächten Kapitulationsbedingungen zukommen lassen: vor allem keine Auslieferung an die USA sowie Schutz für seine Familie.

Doch Präsident Gaviria ist nicht bereit, abermals einen Handel mit dem Drogenboss einzugehen. So ist Krieg die einzige Alternative. Escobar hat noch immer die Mittel, das Land erneut mit Terror zu überziehen.

In der Hauptstadt Bogotá lässt er nun mehrere Autobomben legen. Am 30. Januar

1993 detoniert ein Sprengsatz im alten Zentrum der Kapitale, 20 Menschen kommen ums Leben, darunter ein Säugling und zwei weitere Kinder.

Einen Tag später brennt das Landhaus von Escobars Mutter nieder. In einem Medellíner Wohnviertel explodieren Autobomben vor Häusern, in denen Angehörige Escobars leben.

Hinter diesen Anschlägen steckt eine Gruppe, die sich „Los Pepes“ nennt, eine Abkürzung für „Los perseguidos de Pablo Escobar“: „Die von Pablo Escobar Verfolgten“. Die Familien von Drogendealern, die Escobar ermorden ließ, sowie seine Konkurrenten aus der südkolumbianischen Stadt Cali haben sich darin mit rechten Paramilitärs zusammenschlossen, um den Flüchtigen zu töten.

Nun jagt ihn nicht nur der Staat, sondern auch eine Terroreinheit, die sich seiner eigenen Methoden bedient: Jeder, der Escobar unterstützt, steht ebenfalls auf ihrer Todesliste.

UM 1970 IST MARIHUANA die beliebteste Droge in den USA. Längst schon rauchen nicht mehr nur Hippies, Künstler und Avantgardisten die getrockneten Teile der Hanfpflanze. Marihuana-Konsum gilt vielen jungen US-Amerikanern als Rebellion gegen rigide Moralvorstellungen, gegen den Vietnamkrieg und die Leistungsgesellschaft.

Anfang der 1970er Jahre steigt aber auch das Interesse an Kokain sprunghaft an. Seit Ende des 19. Jahrhunderts ist der aus den Blättern des Koka-Strauches

gewonnene Wirkstoff als konzentriertes weißes Pulver bekannt.

Anfangs produzierten es zumeist deutsche Pharmafirmen, vor allem als äußerlich anwendbares Schmerzmittel, etwa für Augen- oder Rachenoperationen. Doch auch die rauschhafte Wirkung der Substanz wird schon früh genutzt. Wer sie schnupft, isst oder spritzt, fühlt sich euphorisiert, selbstbewusst und tatkräftig. Kokain unterdrückt zudem Müdigkeit und Hunger.

Ab Ende der 1960er Jahre kommt das Pulver in den USA in Mode: als ideale Droge, um länger arbeiten oder feiern zu können. Negative Wirkungen sind zunächst kaum bekannt. 1974 haben, Schätzungen zufolge, schon mehr als fünf Millionen US-Amerikaner mindestens einmal Kokain konsumiert, dessen Ruf als Luxusdroge – ein Gramm kostet bis zu 100 Dollar – es noch attraktiver zu machen scheint.

Mit Küsten sowohl zum Pazifik als auch zur Karibik ist Kolumbien seit jeher ein guter Handelsposten. Schon lange schmuggeln Banden Marihuana auf Schiffen nach Florida oder über Mexiko nach Kalifornien.

Als nun auf dem gewaltigen Markt im Norden auch die Nachfrage nach Kokain wächst, reagieren viele Schmuggler und steigen um. Denn das Geschäft mit dem weißen Pulver ist weitaus lukrativer.

35 000 Dollar bringt ein Kilogramm in Miami ein, dem größten Umschlagplatz in den USA – ein Vielfaches des kolumbianischen Preises. Zudem nimmt es weniger Volumen ein und ist viel leichter zu verstecken als Marihuana.

In der Unterwelt Medellíns spricht es sich auch bis zu Pablo Escobar herum, dass mit dem Stoff wesentlich mehr Geld zu verdienen ist als mit Autodiebstählen und Raubüberfällen. Und bald schon wird er das Kokaingeschäft revolutionieren.



Mit seiner Frau und seinem Sohn verfolgt Escobar um 1983 ein Fußballspiel. Auch später, auf der Flucht, hält er Kontakt zu seiner Familie – und liefert den Suchtrupps dadurch Spuren

Im Juni 1976 sind zwei seiner Komplizen in einem Lastwagen auf dem Rückweg nach Medellín. Sie kommen aus dem Grenzgebiet zu Ecuador, wo Escobar einen Deal über 18 Kilogramm Kokain abgeschlossen hat – sein bislang größtes Drogengeschäft. In den USA bräute die Ware rund 600 000 Dollar ein.

Doch dann halten Angehörige des kolumbianischen Geheimdienstes den Wagen an. Die Detektive finden im Ersatzreifen die Päckchen mit dem Rauschgift. Zum Schein lassen sich die Beamten auf eine Bestechung ein – und verhaften bei der Übergabe des Geldes am nächsten Tag Pablo und seinen Cousin.

Escobar, der wenige Monate zuvor die erst 15-jährige Victoria Henao geheiratet hat, drohen mehrere Jahre Gefängnis. Doch nun nutzt er jene beiden Mittel, mit denen er seit dem Beginn seiner kriminellen Karriere Erfolg hat: Geld und Gewalt.

Durch juristische Winkelzüge gelingt es ihm, dass ein Richter den Fall übernimmt, der eine Bestechungssumme akzeptiert und ihn freilässt. Bevor ein anderer Richter den Fall wieder aufnehmen kann, werden die beiden Hauptzeugen ermordet. Das Verfahren wird schließlich eingestellt.

„Plata o plomo“ nennt Escobar das Prinzip: „Silber oder Blei.“ Wer Bestechung nicht akzeptiert, wird getötet.

Vermutlich Anfang 1977 lernt Escobar Carlos Lehder kennen, einen stiernackigen Kolumbianer deutscher Abstammung, der als Verehrer von Adolf Hitler gilt und in einem US-Gefängnis eingesperrt hat – wegen Marihuana-Handels. Nun verkauft er in Medellín geschmuggelte oder gestohlene Luxusfahrzeuge. Escobar lernt ihn kennen, als er bei Lehder ein Auto erwerben will.

Pötzlich öffnen sich für Escobar ungeahnte Kontakte in die USA. Denn Lehder arbeitet gemeinsam mit US-Komplizen an einem „Kokain-Express“ nach Norden, einer Schmuggelroute, auf der Drogen in nie gekannten Mengen verschoben werden sollen.

Und Pablo, so der nun vereinbarte Plan, wird diese Ware beschaffen. Zusammen bauen sie ein Imperium auf,

händler. Noch im Anbaubereich zerkleinern Arbeiter die Ernte und vermischen sie in mehreren Schritten mit Natron und Benzin. Dann filtern sie die Blattreste aus der Lösung und versetzen diese mit Schwefelsäure. Nach Zugabe von Natriumhydroxid fällt schließlich eine breiartige Substanz aus, die heraus-

gefiltert wird.

Aus jedem Kilo getrockneter Blätter entstehen auf diese Weise etwa 15 Gramm Koka-Paste, die Piloten mit kleinen Flugzeugen nach Kolumbien bringen.

Dort, in unzugänglichen Gegenden der Region von Medellín, stehen die Labors, in denen aus der Paste schließlich Kokain gefertigt wird.

Zunächst in einfachen Holzhütten, später auch in größeren Anwesen aus Stein sorgen ausgebildete Chemiker dafür, dass die Koka-Paste mit Kaliumpermanganat behandelt, in Äther gelöst und mit einer

Mischung aus Aceton und Salzsäure versetzt wird, bis Kokainhydrochlorid kristallisiert und ausfällt: das Endprodukt.

Jetzt muss es nur noch in Mikrowellenöfen oder unter Brutlampen getrocknet werden. Eine halbe Tonne kann ein Laborteam, besetzt mit meist mehreren Dutzend Menschen, in einer Woche herstellen.

Die Jobs in den Minifabriken, die nun entstehen, sind begehrt: Selbst einfache Arbeiter verdienen das Dreifache des staatlichen Mindestlohns. Es gibt komfortable Unterkünfte für die Angestellten und ärztliche Versorgung.

Auf mehreren Routen schickt Escobar das Kokain in Richtung USA. Der wichtigste Weg führt in den ersten Jahren über die Bahamas-Insel Norman's Cay. Dort besitzt Carlos Lehder ein Anwesen, auf dem zweimotorige Frachtmaschinen mit Ladungen von 250 Kilo-



Polizisten durchsuchen eine Hütte im Dschungel, aus der Escobar kurz zuvor geflohen ist. Erst Mitte der 1980er Jahre beginnt die Regierung, den Drogenboss ernsthaft zu bekämpfen

das Escobar zum reichsten Drogenhändler der Geschichte machen wird.

Mit Lehders Hilfe industrialisiert er das Geschäft mit dem Kokain. Bald schon geht es nicht mehr um Kilogramm der Droge, sondern um Tonnen. Nicht mehr um Hunderttausende Dollar Gewinn, sondern um viele Millionen.

Akribisch organisiert der Mann aus Medellín den Weg des Rauschmittels von der Ursprungspflanze im Dschungel bis in die USA.

Seit Jahrhunderten schon kultivieren die Indios der Andenregion den Koka-Strauch – sie kauen die Blätter mit ihrem angenehm scharfen Geschmack und der belebenden Wirkung. Doch um aus der Pflanze Kokain zu gewinnen, sind zahlreiche Arbeitsschritte nötig.

Escobar schließt zunächst Vereinbarungen mit Lieferanten in Peru und Bolivien, wo die Hauptanbaubereiche der Pflanzen liegen.

Dort ernten Bauern die Blätter und verkaufen sie säckeweise an Zwischen-

gramm Kokain oder mehr aus Medellín landen. Für die letzten zwei Stunden der Reise nach Florida wird die Ware meist auf kleinere Flugzeuge umgeladen.

Zehn Millionen US-Dollar bringt eine solche vierstündige Tour mit 250 Kilogramm Kokain ihren Auftraggebern. Als die Regierung der Bahamas ab 1982 Leihers Aktivitäten unterbindet und der „Kokain-Express“ zum Stehen kommt, hat Escobar die gigantischen Gewinne längst genutzt, um etliche andere Routen zu erschließen.

Eine verläuft über Puerto Rico – korrupte Zollbeamte kontrollieren die Flugzeuge erst gar nicht, die das Kokain in eigens eingebauten Ersatztanks transportieren. Große Mengen erreichen Florida zudem per Schiff über Panama und Costa Rica. Mitunter setzt Escobar sogar U-Boote ein. Oder die Droge kommt auf dem Landweg nach Mexiko und von da über die Grenze in die USA.

Dort nehmen Großhändler die Ware an und geben sie an Straßendealer weiter, auch die stammen oftmals aus Kolumbien. Sie strecken das Kokain und verkaufen es schließlich in New York, Los Angeles oder San Francisco an die Konsumenten.

Escobar lenkt das Geschäft flexibel: In seiner Kernorganisation beschäftigt er höchstens 200 Menschen, die vor allem das Zusammenwirken der einzelnen Schritte überwachen. Für die tatsächliche Arbeit stützt sich Escobar auf rund 100 Betriebe, die er nach Bedarf beauftragt und steuert.

Diese Subunternehmer haben sich spezialisiert – auf den Einkauf der Koka-Paste in den Anbauregionen oder auf deren Weiterverarbeitung zu Kokain, auf den Transport zum Markt oder auf das Waschen der illegal eingenommenen Millionen.

Weil er so kaum je direkt in das Geschäft verwickelt ist, kann Escobar schnell reagieren, wenn sich etwa

die Nachfrage ändert oder eine Route wegen verstärkter Kontrollen zu unsicher wird. Er muss dann nur einfach weniger, mehr oder andere Subunternehmer beauftragen.

Die Struktur schützt Escobar auch vor Strafverfolgung – keine angeheuerte Einheit weiß mehr als unbedingt nötig und kann im Fall einer Polizeiaktion nicht allzu viele relevante Informationen verraten.

Escobar stellt sich – und trickst den Staat aus

Und der Bedarf an Kokain scheint unersättlich: Im Jahr 1979, so eine Studie, haben bereits 22 Millionen US-Bürger die Droge mindestens einmal probiert. Wurden Anfang jenes Jahrzehnts noch in den gesamten USA 150 Millionen Dollar mit deren Handel umgesetzt, sind es 1980 allein in Südflorida bereits zehn Milliarden. Das Drogengeld wird jetzt vor allem im Süden verdient: Zwi-

schen 1976 und 1980 verdoppeln sich die Bankguthaben in den vier größten Städten Kolumbiens.

Anderen Händlern, die Kokain aus seinem Einflussbereich in die Vereinigten Staaten exportieren wollen, bietet Escobar Schutz an, allerdings gegen eine Steuer in Höhe von zehn Prozent des Großhandelspreises in den USA.

Dafür garantiert er: Sollte eine Sendung abgefangen werden, leistet er Ersatz in Höhe des Einkaufspreises.

Für viele ist das ein Angebot, das sie nicht ausschlagen können – zumal jeder, der nicht mit Escobar kooperiert, sondern gegen ihn konkurrieren will, Besuch von seinen gefürchteten Auftragsmördern bekommt.

Vor allem die Killer machen seine Drogenorganisation zur mächtigsten des Landes, der US-Behörden schon bald den Namen „Medellín-Kartell“ geben. Nur in einer süd-kolumbianischen Stadt formt sich ein ebenbürtiges Imperium, auf das Escobar keinen Einfluss hat: das „Cali-Kartell“.

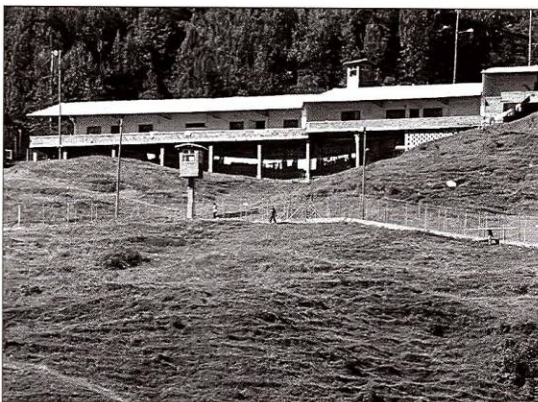
Daneben streben noch zahlreiche kleinere, unabhängige Gruppen im ganzen Land nach ihrem Anteil am großen Geschäft mit dem weißen Pulver (weshalb die Bezeichnung „Kartell“ für die großen Organisationen eigentlich nicht korrekt ist).

Escobar, der persönlich wenig von Kokain hält, nur in Maßen Alkohol trinkt und vor allem Marihuana raucht,

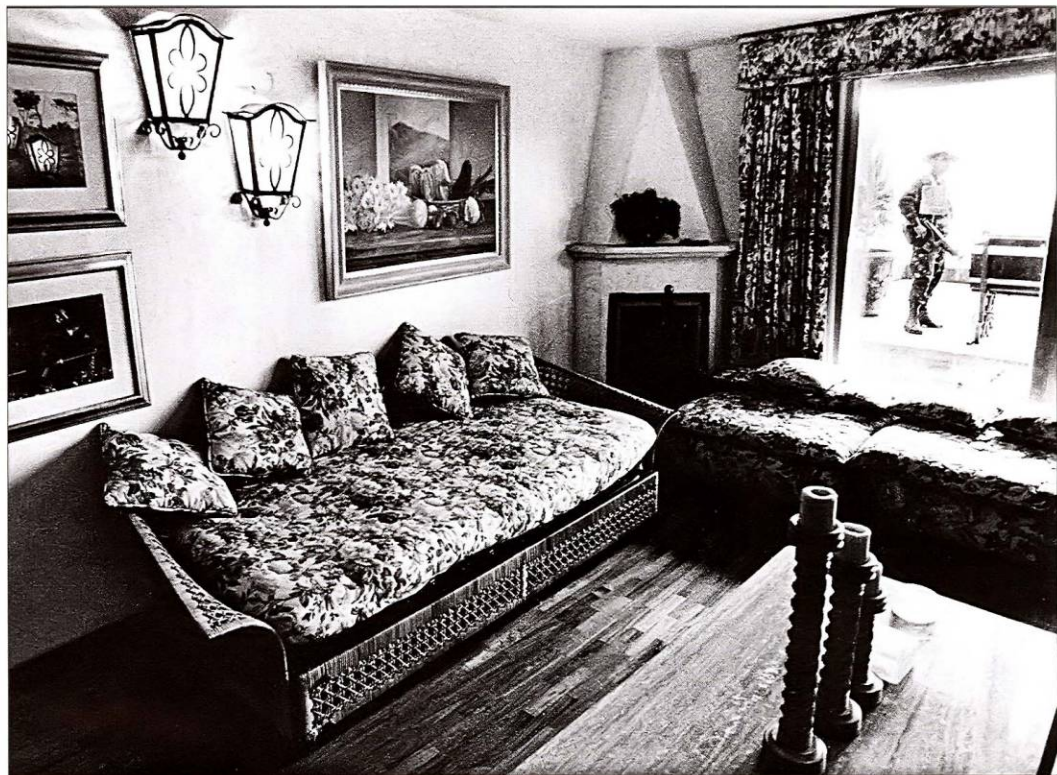
sieht sich in erster Linie als Unternehmer. Und er ist sich sicher: Eines Tages werden Marihuana und Kokain legal werden, so wie Alkohol.

Zwei Menschen vor allem verehrt der Drogenboss: den in den 1920er Jahren durch Alkoholschmuggel reich gewordenen US-Gangster Al Capone – und den mexikanischen Revolutionär Pancho Villa.

Wie der Volksheld Villa, der Anfang des 20. Jahrhunderts vom



Um den Terror zu beenden, schließt der Staat 1991 ein Abkommen mit Escobar und richtet ihm sein eigenes Gefängnis ein. Hier führt er das Drogengeschäft weiter, als wäre er ein freier Mann



Auf Parkettboden und weich gepolsterten Möbeln verbringt der Drogenboss seine Haft. Es ist ein Gefängnis nach den Wünschen des Häftlings, der sich Essen von Spitzenköchen bringen lässt und Partys mit Prostituierten und Champagner ausrichtet

Banditen zum General der mexikanischen Revolutionstruppen aufstieg, will auch Escobar als eine Art Robin Hood angesehen werden, der die Reichen beraubt und den Armen gibt – und zwar in internationalen Dimensionen.

Seiner Ansicht nach leidet Lateinamerika seit Generationen unter dem Imperialismus der Vormacht USA, die den Kontinent ausbeutet. Kommt es deshalb nicht einem genialen Schachzug gleich, so äußert er gegenüber Vertrauten, die Gehirne der dekadenten nordamerikanischen Jugend mit Kokain zu vergiften und dafür Milliarden von Dollars nach Kolumbien zu schaffen?

Endlich ströme Geld ins Land, und zwar nicht nur in die Hände der Oligar-

chie, sondern zu den Arbeitern und Bauern, denen er, Pablo Escobar, in seinem Imperium Lohn gebe. Alle profitierten vom Drogengeld, den „Narco-Dollars“.

Während die kolumbianischen Politiker und die US-Regierung die „Narco-Millionäre“ als Geißel der Gesellschaft brandmarken, sieht er sich als deren Wohltäter.

Tatsächlich errichtet Escobar Hunderte Häuser für die Armen Medellíns, 1981 sogar ein ganzes Viertel mit Schule und Kirche, das „Barrio Pablo Escobar“: für Menschen, die zuvor in Slums am Rande einer Müllkippe lebten. Er lässt Fußballplätze, Straßen und Stromleitungen bauen sowie Hunderttausende von Bäumen pflanzen.

Doch wer gegen Escobar ist, bekommt Probleme: Von 1980 bis 1984 verdoppelte sich die Zahl der Morde in Medellín.

Und der größte Teil der Drogendollars erreicht in Wirklichkeit natürlich nicht die arme Bevölkerung, sondern verbleibt bei El Doctor und den anderen Bossen.

Jetzt ist Escobar auf dem Höhepunkt seiner Macht. Er besitzt Hubschrauber und Flugzeuge, Villen in Kolumbien und Florida.

Auf seinem Anwesen „Hacienda Nápoles“ – 63 Millionen Dollar hat allein das 3000 Hektar große Grundstück gekostet, das gut 100 Kilometer südöstlich von Medellín in einem weitläufigen Tal liegt – richtet er sich einen Privatzoos ein. Nashörner, Giraffen, Nilpferde, Elefanten, Büffel und Antilopen leben hier. 100 000 eigens gepflanzte Obstbäume befinden sich ebenso auf dem Gelände



Nach seiner Flucht aus dem Gefängnis wird Escobar nicht nur von der Polizei gejagt, sondern auch von privaten Kampfeinheiten, wie hier »Colombia Libre«. Die bedeutendste dieser Gruppen, »Los Pepes«, hinter der paramilitärische Führer und andere Drogenbosse stehen, ermordet Mitglieder von Escobars Organisation und seiner Familie

wie eine Kette künstlich angelegter Seen samt Wasserskianlage und ein eigener Flugplatz. In Garagen steht eine große Oldtimer-Sammlung. Bis zu 100 Gäste kann er auf dem Landgut beherbergen.

Escobar scheint sich nun allmächtig zu fühlen, ein Herr über Leben und Tod: Als ein Arbeiter dabei ertappt wird, wie er auf dem Anwesen etwas stiehlt, lässt er den Mann fesseln, in einen der sechs Swimmingpools werfen und zum Entsetzen seiner Gäste ertränken.

Und doch: Der Reichtum, die scheinbar unumschränkte Macht über sein Imperium, genügen ihm nicht. Er will als respektabler Bürger gelten. Um sein Image zu pflegen, engagiert er PR-Agenturen und besticht Journalisten. Öffent-

lich behauptet er, sein Vermögen im Viehhandel erworben zu haben.

Doch er geht noch weiter. Nach einem teuren Wahlkampf wird er 1982 für die Liberale Partei als stellvertretender Abgeordneter in den Kongress von Kolumbien gewählt. Neben Prestige bringt das Amt weitere Vorteile: Pablo Escobar genießt nun Immunität und kann nicht mehr wegen Straftaten belangt werden. Und er erhält Anspruch auf ein Diplomatenvisum, mit dem er reisen kann, wohin er will – selbst in die USA, zu seinen Villen in Florida.

In Washington sorgt man sich unterdessen zusehends um das „kolumbianische Problem“. Aus Sicht der USA gehen die Behörden des Andenstaates viel zu lax mit Drogenhändlern um. Die Amerikaner haben die Regierung Kolumbiens deshalb schon 1979 zu einem Ausliefe-

rungsabkommen gedrängt: Kriminelle, die Drogen in die USA einführen, sollen dort vor ein Gericht gestellt werden und ihre Strafe in einem US-Gefängnis absitzen. Vorerst aber halten sich die Kolumbianer nicht an das Abkommen.

Es ist der 11. Oktober 1993: Nur eine schmale, unge-teerte Straße führt den bewaldeten Hang zu der kleinen Finca hinauf. Von dort aus hat der bärtige Mann Aussicht auf eine sattgrüne, dschungelartige Landschaft. Die 15 Monate, die er bereits auf der Flucht ist, haben Pablo Escobar verändert: Sein Körper ist aufgedunsen, das Haar lang, fettig und achtlos nach hinten gekämmt.

Von hier oben kann Escobar auch das Apartmenthochhaus in Medellín erkennen, in dem seine Familie wohnt. Kurz nach 16 Uhr setzt er sich an das koffer-große Funktelefon, um mit seinem 16-jährigen Sohn Juan Pablo zu sprechen.

Der Junge ist der Einzige, dem er noch bedingungslos vertraut. Die meisten seiner besten Männer sitzen im Gefängnis oder sind tot. Etliche Gefolgsleute haben sich in den vergangenen Monaten selbst gestellt, andere sind von Ermittlern verhaftet oder erschossen worden.

Dutzende von Komplizen, Freunden und Familienangehörigen fielen zudem dem Terror von Los Pepes zum Opfer. Immer deutlicher wird inzwischen, dass die Geheimorganisation von Escobars Feinden eng mit der kolumbianischen Polizei zusammenarbeitet und sogar Verbindungen zu US-Spezialeinheiten und zur CIA pflegt.

Escobars Bombenattentate und Kopfgelder auf Polizisten haben dagegen nichts genutzt. Im Gegenteil: Die öffentliche Meinung hat sich gegen ihn gewandt.

Das Medellín-Kartell ist ein Scherbenhaufen. Händler zahlen keine Steuern mehr an Escobar. Sein Vermögen mag zwar noch immer sehr groß sein, aber es wird immer schwieriger, an das Geld zu kommen, das er braucht, um ständig den Aufenthaltsort zu wechseln und seine Familie schützen zu lassen.

In den zwei Wochen zuvor sind fünf Männer aus seiner Verwandtschaft ermordet worden. Nun drohen Los Pepes damit, auch seine Frau und seine Kinder zu töten.

Eine eigens gegründete Sondereinheit aus Spezialtruppen der Polizei, des Geheimdienstes und der Armee jagt den Drogenboss seit seiner Flucht aus La Catedral.

Polizeichef Hugo Martínez leitet diesen „Bloque de Búsqueda“, den „Fahndungsblock“, der bei seinen Aktio-

nen bis zu 2000 Mann einsetzen kann, ausgerüstet mit schweren Waffen, Hubschraubern und Peilgeräten.

Escobar schaltet an diesem 11. Oktober 1993 das Funktelefon ein. Er vermutet, dass der Fahndungsblock ihm durch seine Gespräche auf die Spur kommen will, und hält sie deswegen immer so kurz wie möglich.

Tatsächlich hat sich vor allem Hugo Martínez jr., der Sohn von Oberst Martínez, auf den Orten von Funkgeräten und Mobiltelefonen spezialisiert. In einem unauffälligen Lieferwagen fährt er durch die Straßen von Medellín und wartet darauf, ein verdächtiges Signal zu empfangen – in Form einer grünen Linie auf seinem Monitor.

Mehrmals ist es ihm bereits gelungen, Escobars Frequenz zu identifizieren. Doch bislang konnte er nie dessen genauen Aufenthaltsort bestimmen – zu kurz waren die Gespräche.

Escobar stellt jetzt die mit seinem Sohn vereinbarte Frequenz ein und

spricht. Kurz darauf erfassen die Peilgeräte von Martínez das Gespräch. Und diesmal scheint es zu gelingen, den Standort des Gesuchten zu bestimmen.

Sofort lassen die Jäger den Hügel abriegeln und Straßensperren errichten. Hubschrauberbesatzungen werfen Tränengas über der Finca ab und feuern mit Maschinengewehren in den Wald. Trupps mit Hunden stürmen das Anwesen. Sie finden zwei Frauen, eine davon erst 17 Jahre alt.

Doch nach viertägiger Suche wird klar: Escobar ist nicht mehr da. Er konnte, knapp entwischt, durch den Wald entkommen.

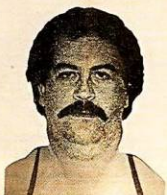
IM SEPTEMBER 1983 strahlt ein US-Fernsehsender einen Dokumentarfilm aus, der Pablo Escobar als größten Drogenhändler aller Zeiten porträtiert, mit einem Vermögen von zwei Milliarden Dollar. Um die gleiche Zeit veröffentlicht die kolumbianische Zeitung „El Espectador“ eine vierteilige Serie über die dunkle Seite des Kongressabgeordneten Escobar. Die Journalisten berichten über das merkwürdige Verschwinden von Akten, über Drohungen gegen Richter und jenen sagenhaften, schwer erklärbaren Reichtum, der vermutlich aus dem Kokainhandel stamme.

Die Ausgaben der Zeitung werden nach ihrem Erscheinen rasch für das Doppelte ihres Preises gehandelt. Denn überall in Medellín warten an den Kiosken junge Männer auf Motorrädern; sie haben Befehl von Escobar, alle Exemplare sofort aufzukaufen. Der Drogenboss reagiert beleidigt, er nennt das Blatt „die Stimme der Oligarchie“.

Wenige Tage später geht ein Richter jene Akten aus dem Jahr 1976 durch, als Escobar mit 18 Kilogramm Kokain festgenommen worden war. Der Fall wird neu aufgerollt.

In der Politik heißt Escobars größter Feind nun Rodrigo Lara. Der gerade frisch er-

SE BUSCA



PABLO EMILIO ESCOBAR GAVIRIA

SOLICITADO POR LA JUSTICIA

A QUIEN SUMINISTRE INFORMACION QUE PERMITA SU CAPTURA
EL GOBIERNO NACIONAL LE OFRECERÁ COMO GRATIFICACION

\$ 1.000'000.000.00
MIL MILLONES DE PESOS

¡ LLAME YA !
SANTAFE DE BOGOTA
2-22-50-12
GRATIS DESDE
CUALQUIER CIUDAD
9800-10600

¡ ESCRIBA !
APARTADO AEREO
1500
SANTAFE DE BOGOTA

**SE GARANTIZA ABSOLUTA RESERVA SOBRE LA
IDENTIDAD DE QUIEN OFRECE LA INFORMACION**

1,5 Millionen Dollar in Pesos bietet die Regierung auf diesem Fahndungsplakat für Hinweise, die zu Escobars Verhaftung führen

nannte, ehrgeizige und unbestechliche Justizminister ruft zum Krieg gegen die Kokainhändler.

In den Monaten darauf beschließt der Kongress, Escobars Immunität aufzuheben. Der Drogenboss wird aus der Liberalen Partei ausgeschlossen, und die US-Botschaft widerruft sein Diplomatenvisum.

Justizminister Lara und Kolumbiens Präsident Belisario Betancur drängen nun darauf, das 1979 unterzeichnete Auslieferungsabkommen mit den USA endlich anzuwenden.

Am Abend des 30. April 1984 ist Lara in einem ungepanzerten Mercedes auf dem Weg nach Hause, als plötzlich zwei Wagen den Weg versperren; dann prescht ein Motorrad mit zwei jungen Männern von hinten heran. Einer feuert aus einer Maschinenpistole und erschießt den Justizminister.

Das ist eine Kriegserklärung an den Staat. Escobar ist offenbar entschlossen, das Land so lange mit Morden, Entführungen und Attentaten zu tyrannisieren, bis die Regierung das Auslieferungsabkommen widerruft.

Bald darauf beginnen Dealer in den USA, eine aus Kokain und Backpulver hergestellte neue Droge zu verkaufen, „Crack“, die geraucht wird, viel schneller wirkt als normales Kokain und fast sofort abhängig macht. Hunderttausende werden süchtig. Die „Crack-Epidemie“ zerstört Familien, lässt Großstadtviertel verwahrlosen.

Mehr als 80 Prozent des in den USA konsumierten Kokains werde durch das Medellín-Kartell geliefert, behauptet zu dieser Zeit die US-Drogenbehörde DEA.

Sie unterstützt die kolumbianische Polizei nun mit modernster Luft- und Satellitenaufklärung, um geheime Drogenlabore und Koka-Pflanzungen aufzuspüren. Zudem sollen Mili-

tär-, Polizei- und Geheimdienststeinheuten der USA die Rauschgift Händler jagen und sie vor ein US-Gericht stellen.

Kaum etwas fürchtet Escobar mehr als die Auslieferung. Kolumbianer kann er bestechen und notfalls mit Gewalt bezwingen. Doch bei den Nordamerikanern wird das kaum verfangen.

Deshalb verfasst er eine Erklärung, die 20 von Auslieferung bedrohte Drogenhändler unterzeichnen: „Wir können nicht begreifen“, heißt es darin, „wieso Kolumbien, ein souveränes, demokratisches und unabhängiges Land, auf fremde und fremdländische Gesetze zurückgreifen muss, um seine Söhne zu verurteilen.“

Los Extraditables, „die Auslieferbaren“, führen nun gemeinsam ihren Kampf gegen den Staat – unter Leitung Escobars. „Wir ziehen ein Grab in Kolumbien einer Zelle in den USA vor!“, lautet ihr Motto.

Im November 1985 stürmen Kommandos der linken Guerilla-Gruppe M-19 den Justizpalast von Bogotá. Zwar streitet Escobar jede Beteiligung ab, doch sagt später eine Zeugin aus, er habe die Aktion mit Geld und Waffen unterstützt.

Klare Anhaltspunkte für eine Zusammenarbeit von Drogenhändlern und marxistischen Rebellen in dieser Zeit werden nie gefunden, doch dass Escobar aus der Tat Nutzen zieht, ist offensichtlich: Elf von 25 Richtern des Obersten Gerichtshofes, der sich gerade mit der Frage befassen soll, ob die Auslieferung

legal ist, sterben während eines Befreiungsversuchs durch Regierungstruppen. Große Mengen an Dokumenten, die unter anderem Escobars Verstrickung in den Drogenhandel belegen könnten, werden vernichtet.

In den Monaten darauf fallen Richter, Journalisten und Polizisten dem Terror der Drogenhändler zum Opfer, Familienmitglieder von Politikern und Beamten werden entführt. Jeder, der für die Auslieferung plädiert, ist in Gefahr. Sogar ein früherer Justizminister, inzwischen kolumbianischer Botschafter in Ungarn, soll im Januar 1987 in Budapest ermordet werden, doch der Diplomat überlebt den Anschlag.

Trotz dieser Terrorwelle übergibt der kolumbianische Staat etliche Gangster den US-Behörden. Im Februar 1987 fasst die Polizei Carlos Lehder, die Regierung lässt ihn in die USA bringen.

Zwei Jahre später erklärt das US-Wirtschaftsmagazin „Forbes“ Pablo Escobar zu einem der 20 reichsten Männer der Welt: Sein Vermögen wird auf mehr als drei Milliarden Dollar geschätzt.

Doch das Leben der Kokainhändler von Medellín ist längst nicht mehr so komfortabel wie zu Beginn der 1980er Jahre. Die Konkurrenz zu den Drogenbossen in Cali ist mittlerweile in offenen Krieg umgeschlagen.

Auch die staatliche Verfolgung beginnt Pablo Escobar und seinen Verbündeten nun ernsthaft zuzusetzen.

So fassen die Extraditables nun einen neuen Plan: Sie bieten an, sich der Justiz zu stellen und ihre Geschäfte zu beenden, wenn die Regierung im Gegenzug auf die Auslieferung verzichtet, ihnen Straffreiheit zusichert und auch ihren Besitz unangetastet lässt.

Doch die Gespräche scheitern zunächst – unter anderem wegen der Forderungen der



In einem Reihenhauses in Medellín spüren Fahnder im Dezember 1993 Pablo Escobar auf. Als er barfuß über das Dach fliehen will, erschießen ihn Polizisten einer Spezialeinheit. Die Anwesenheit eines US-Agenten (3. v. l.) löst später Gerüchte über eine Beteiligung der USA aus

USA, nicht mit Drogenhändlern zu verhandeln. Daraufhin überzieht Escobar das Land mit einer Welle der Gewalt von zuvor ungekanntem Ausmaß.

Im August 1989 versammeln sich mehr als 20 000 Menschen zu einer Wahlkampfveranstaltung des liberalen Präsidentschaftskandidaten Luis Carlos Galán, als plötzlich ein Killerkommando das Feuer eröffnet und den Politiker sowie zwei weitere Menschen tödlich verletzt.

Drei Monate später bringen Escobars Leute eine Bombe in einem Passagierflugzeug zur Explosion, um César Gaviria zu töten, Galáns Nachfolger als Kandidat der Liberalen. Gaviria selbst hatte seine Pläne zwar geändert und ist nicht an Bord der Maschine, aber 110 Menschen sterben bei dem Absturz.

Mit Hunderten von Sprengstoffanschlägen versucht Escobar zudem, Regierung, Justiz und Medien einzuschüchtern.

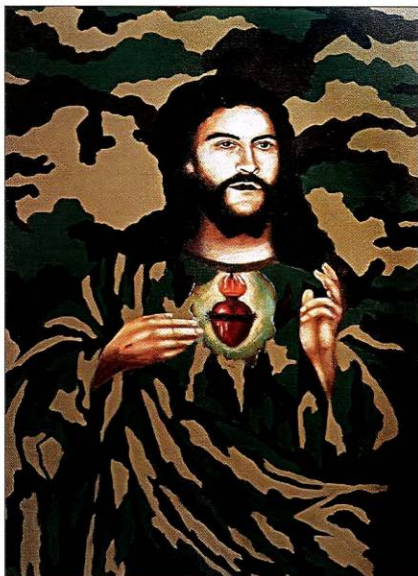
Derweil ist er für viele Kolumbianer noch immer ein Held, der den Mächtigen die Stirn bietet. Doch der ständige Ortswechsel auf der Flucht vor Fahndern macht Escobar ebenso zu schaffen wie die Tatsache, dass er seine Familie nicht mehr sehen kann, wann er möchte.

Ende 1989 töten Sicherheitskräfte den nach El Doctor mächtigsten Drogenhändler von Medellín, 1990 dann Escobars Schwager, den Finanzchef seiner Organisation, sowie seinen Cousin, Pablos ältesten Komplizen seit Schulzeiten. Doch im gleichen Jahr kommt die Wende.

Der neu gewählte Präsident Gaviria, dessen Ermordung Escobar noch im Jahr zuvor angeordnet hatte, will den Terror endlich beenden. Er verspricht Drogenhändlern und Killern, dass sie nicht ausgeliefert werden und milde Strafen erhalten, wenn sie kapitulieren und ihre Verbrechen gestehen. Escobar

zeigt sich grundsätzlich bereit – aber nur zu seinen Bedingungen. Um die auch durchzusetzen, nimmt er eine Reihe von Angehörigen der höchsten Gesellschaft als Geiseln.

Präsident Gaviria gibt schließlich nach und akzeptiert weitgehend Escobars Forderungen, solange der sich in wenigstens einem Anklagepunkt für schuldig bekennt.



»Gott ist überall« ist der Titel dieses Bildes, das Jahre nach Escobars Tod entsteht: Jesus in Tarnkleidung und mit den Gesichtszügen des Drogenbosses, der trotz seiner Verbrechen von den Armen weiter verehrt wird

Am 19. Juni 1991 stellt sich Escobar daraufhin und begibt sich ins Gefängnis La Catedral. Der Boss ist sich sicher: Er hat den Staat besiegt.

Am 1. Dezember 1993 feiert Pablo Escobar seinen 44. Geburtstag mit einem Glas Wein, Kuchen und einem Joint. Er versteckt sich in einem zweistöckigen Reihenhaus in einem Stadtteil im Westen von Medellín.

Er macht sich Sorgen um seine Familie: Vor vier Tagen wäre es ihm fast

gelingen, seine Frau, seinen Sohn und seine neunjährige Tochter in Sicherheit vor den Killern von Los Pepes zu bringen. Ein Lufthansa-Jet hatte sie von Bogotá nach Frankfurt am Main geflogen, wo sie politisches Asyl beantragten. Doch die Deutschen sandten sie auf Druck der kolumbianischen Regierung und von US-Diplomaten sofort nach Kolumbien zurück.

Aus einem Hotel in Bogotá gratuliert ihm nun die Familie zum Geburtstag – per Telefon, das der Fahndungsblock abhören kann. Sein Sohn berichtet, ein Journalist habe ihn gebeten, eine Reihe von Fragen zu beantworten. Escobar hofft noch immer, über die Medien Politik und öffentliche Meinung beeinflussen zu können, und stimmt dem Interview zu.

Zuvor aber will er die Fragen mit seinem Sohn durchsprechen. Die beiden vereinbaren, am folgenden Tag miteinander zu telefonieren.

Kurz vor Sonnenaufgang legt sich Escobar schlafen.

Am 2. Dezember steht er gegen Mittag auf. Bei ihm ist nur ein Leibwächter. Escobar zieht Jeans und Poloheemd an und isst einen Teller Nudeln. Wahrscheinlich schmerzt sein Magen; nach fast anderthalb Jahren auf der Flucht kann er kaum noch eine Speise richtig vertragen. Wenig später steigt er vermutlich vor der Tür in ein als Taxi getarntes Auto, das er meist für seine Gespräche mit dem Mobiltelefon nutzt – während der Fahrt ist das

Funksignal schwerer zu orten. Er ruft seine Familie an, um mit seinem Sohn die rund 40 Fragen des Journalisten durchzugehen.

Doch das kostet zu viel Zeit. Nach ein paar Minuten legt Escobar wieder auf. Er verspricht, sich später zu melden. Wie so oft zuvor haben es die Ermittler auch diesmal nicht geschafft, seinen exakten Aufenthaltsort zu bestimmen. Doch Hugo Martínez jr., der Peilexperte des Fahndungsblocks, ist sich sicher:

Escobar hält sich in Medellín auf, irgendwo in der Siedlung Los Olivos.

Kurz vor 15.00 Uhr ruft Escobar seinen Sohn erneut an. Er verzichtet darauf, zur Sicherheit im Taxi umherzufahren – und er spricht länger.

Martínez, unterwegs in seinem weißen Lieferwagen, gelingt es nun, Escobars Signal aufzuspüren. Er folgt ihm. Sein Gerät deutet schließlich auf eine Zeile von Reihenhäusern.

Escobars Sohn liest gerade die Frage vor, warum es so viele Länder abgelehnt haben, ihn mit seiner Schwester und seiner Mutter einreisen zu lassen.

„Die Länder haben die Einreise verweigert, weil sie die wirkliche Wahrheit nicht kennen“, gibt der Vater zur Antwort.

Das Gespräch dauert nun schon einige Minuten. Escobar wird unruhig und geht zum Fenster. Er sieht den weißen Lieferwagen. Verdächtig. Er legt auf.

Kurze Zeit später ertönen dröhnende Hammerschläge im Erdgeschoss, eine Etage tiefer: Männer des Fahndungsblocks brechen die schwere Metalltür auf, stürmen schließlich ins Haus.

Escobar und sein Bodyguard greifen nach ihren Waffen und rennen zu einem rückwärtigen Fenster.

Der Leibwächter springt hinaus auf das einige Meter tiefer gelegene Ziegeldach des Nachbarhauses. Doch auch auf der Straße vor diesem Gebäude haben sich Polizisten des Fahndungsblocks mit automatischen Waffen postiert. Sie nehmen das Dach ins Visier.

Als der Bodyguard Richtung Straße lossprintet, schießen die Männer; er wird von mehr als zehn Kugeln getroffen und stürzt vom Dach hinunter ins Gras eines Vorgartens.

Escobar zögert, doch er hat keine andere Möglichkeit, hinter ihm nähern sich die Verfolger. Er reißt sich seine Sandalen von den Füßen und springt ebenfalls auf Dach. Doch er kann nicht entkommen. Zwei Kugeln schlagen in Rücken und Oberschenkel ein. Ein wei-

terer Schuss trifft ihn neben dem rechten Ohr.

Der meistgesuchte Drogenhändler der Welt ist tot.

„Viva Colombia“, ruft ein Soldat in sein Funkgerät: „Soeben haben wir Pablo Escobar getötet!“ Bevor sie ihn bergen, lassen sich Mitglieder des Fahndungsblocks neben der blutverschmierten Leiche fotografieren. Doch wie ist Escobar genau gestorben?

Laut offiziellem Bericht wurde er wie sein Leibwächter von den auf der Straße postierten Polizisten erschossen, nachdem er selbst das Feuer eröffnet hatte.

Es gibt aber Menschen, die vermuten, ein Scharfschütze aus einer US-Spezialeinheit hätte den tödlichen Treffer gesetzt – immerhin posiert auch ein Agent der US-Antidrogenbehörde DEA auf den Fotos von Escobars Leiche.

Andere meinen, der nach dem Sprung und den ersten beiden Treffern schwer verletzt auf dem Dach liegende Drogenboss sei durch einen gezielten Schuss aus der Nähe hingerichtet worden.

Viele Kolumbianer – darunter seine Schwester, die zusammen mit der Mutter noch zum Tatort geeilt war und die Leiche identifizierte – glauben wiederum, Escobar hätte sich den tödlichen Schuss selbst zugefügt. Die Autopsie, bei der man keine Schmauchspuren gefunden hat, sei manipuliert worden.

Einfach und plausibel ist schließlich die Theorie, die Hugo Martínez, der Leiter des Fahndungsblocks, vertritt: Die Männer, die Escobar im Haus verfolgt haben, hätten direkt nach dessen Sprung aus dem Fenster auf ihn geschossen – und als er auf das Dach aufschlug, sei er bereits tot gewesen.

Viele Kolumbianer feiern den Tod Escobars. Auf Freudenfesten in Bogotá tragen Menschen Transparente durch die Straßen, auf denen „Pablo Escobar ist tot“ steht.

Die Zeitung „El Espectador“, die mutig über Escobars kriminelle Aktivitäten berichtet hatte, titelt am nächsten Tag mit der Schlagzeile: „Finalmente se cayó“ – „Endlich ist er erledigt“.

In seiner Heimatstadt Medellín wird Escobar jedoch auch als Toter noch verehrt. Bei der Beerdigung am 4. Dezember folgen Tausende dem Sarg, immer wieder versuchen Trauernde, die Leiche des Drogenhändlers zu berühren. Sie skandieren: „Pablo, wir lieben dich!“

Escobars Mutter lebt bis zu ihrem Tod im Jahr 2006 in einer Wohnung in

Medellín, die sie mit Bildern und Devotionalien dem Andenken an ihren Lieblingssohn Pablo weihet. Dessen Witwe und Kinder leben heute unter anderen Namen in Argentinien.

Oberst Martínez erhält mit seinen Männern höchste militärische Ehrungen und wird zum General befördert.

Los Pepes haben mit Escobars Tod ihre Mission erfüllt. Die Killerorganisation geht vermutlich in den rechtsgerichteten paramilitärischen Truppen auf, die bis heute in Kolumbien aktiv sind.

ESCOBARS TOD ABER STOPPT den Kokainfluss in die USA nicht, im Gegenteil: Nachdem die Drogenbosse von Medellín inhaftiert oder getötet worden sind, treten die Männer aus Cali an deren Stelle. Ihre Methoden sind subtiler: Statt mit Bombenattentaten und Auftragsmorden setzen sie ihre Ziele vor allem mit Bestechungsgeldern durch.

Doch als 1995 und 1996 auch die Chefs von Cali durch Regierungseinheiten erschossen oder festgenommen werden, geht das Kokaingeschäft auf eine große Zahl von Kleinorganisationen über. Das jedoch erschwert den Kampf gegen den Drogenhandel noch mehr.

Zudem sehen sich die Kolumbianer nach anderen Absatzmärkten um, etwa in Asien. Und sie knüpfen Verbindungen mit internationalen Waffenschleppern sowie mit Syndikaten in Europa und der ehemaligen Sowjetunion.

Seit Anfang der 1980er Jahre hat sich die Gesamtproduktion von Kokain mehr als verachtfacht. Und nach wie vor stammt der größte Teil aus Kolumbien (auch wenn die Absatzwege in die USA heutzutage vor allem von Mexikanern kontrolliert werden).

Doch nie wieder hat es einen gegeben wie Pablo Escobar. Einen Drogenboss, der wie kein anderer kriminellen Geschäftssinn mit unfassbarer Brutalität und maßloser Selbstüberschätzung verband. Und der noch immer von vielen Menschen in Medellín verehrt wird wie ein Heiliger. □

Philipp Mattheis, 32, ist Journalist in München. Am meisten verwunderte ihn, dass Pablo Escobar trotz all seiner Grausamkeit und Skrupellosigkeit so viel Wert auf sein Familienleben legte – und dass ihm ausgerechnet die Telefonate mit seinem Sohn zum Verhängnis wurden.

Literaturempfehlungen: Mark Bowden, „Killing Pablo“, Berlin-Verlag: spannende Rekonstruktion der Jagd auf den Kokain-Boss. James Mallison, „Escobar. Der Drogenbaron“, Heyne: reich bebildertes Buch mit vielen persönlichen Erinnerungen der Jäger Escobars sowie seiner Verwandten und Vertrauten.

Der GEO-Familienkodex: Wunschtitel wählen und bis zu 13 % sparen!

Gratis dazu!

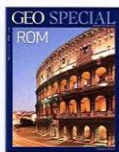
HÄUSSER-Uhr „Night Light“

Dieser sportliche Zeitmesser hält dem Zeitdruck stand! Mit poliertem und gebürstetem Gehäuse, schwarzem Zifferblatt, drehbarer Lünette, nachleuchtenden Zeigern und Datumsanzeige. Besonders schick: das khakifarbene Textilarmband Ø: ca. 4 cm.



- ☒ Ein Geschenk gratis!
- ☒ Lieferung frei Haus!
- ☒ Ein oder mehrere Magazine zur Wahl!

☒ Ja, ich möchte mein/e GEO-Wunschmagazin/e zum Vorzugspreis:



1. Auf den besonderen Spuren der Geschichte.

2. Aufwändige Reportagen über den Zustand der Welt.

3. Spannende Erkundungen – je Heft ein Land, eine Region oder eine Stadt.

4. Die schönsten Reiseziele der Welt – einladend und informativ.

5. Die großen Themen der Allgemeinbildung – visuell opulent, leicht verständlich.

6. Rätsel, Bastelspaß und Spiele – für Kinder von 5 bis 7 Jahren.

7. Spielerisch-sympathisch lernen – für Kinder von 8 bis 14 Jahren.

GEO EPOCHE

erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 8,00 statt € 9,00 im Einzelkauf mit 11% Ersparnis.

Best.-Nr.

☐ selbst lesen! **766 644**
☐ verschenken! **766 645**

GEO

erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 5,65 statt € 6,30 im Einzelkauf mit 10% Ersparnis.

Best.-Nr.

☐ selbst lesen! **766 646**
☐ verschenken! **766 647**

GEO SPECIAL

erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 8,95 statt € 8,00 im Einzelkauf mit 13% Ersparnis.

Best.-Nr.

☐ selbst lesen! **766 648**
☐ verschenken! **766 649**

GEO SAISON

erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 4,40 statt € 5,00 im Einzelkauf mit 12% Ersparnis.

Best.-Nr.

☐ selbst lesen! **766 650**
☐ verschenken! **766 651**

GEO kompakt

erscheint 4x jährlich zum Preis von zzt. € 7,75 statt € 8,50 im Einzelkauf mit 9% Ersparnis.

Best.-Nr.

☐ selbst lesen! **766 652**
☐ verschenken! **766 653**

GEO mini

erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 2,60 statt € 2,90 im Einzelkauf mit 10% Ersparnis.

Best.-Nr.

☐ selbst lesen! **766 654**
☐ verschenken! **766 655**

GEO line

erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 3,05 statt € 3,40 im Einzelkauf mit 10% Ersparnis.

Best.-Nr.

☐ selbst lesen! **766 656**
☐ verschenken! **766 657**

Senden Sie mir bzw. dem Beschenkten die oben ausgewählten Zeitschrift(en) aus der GEO-Familie ab der nächsterreichbaren Ausgabe. Mein Geschenk erhalte ich nach Zahlungseingang. Nach 1 Jahr kann ich das Abonnement jederzeit beim GEO-Kunden-Service, 20080 Hamburg, kündigen. Im Voraus bezahlte Beiträge erhalte ich dann zurück. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland und nur, solange der Vorrat reicht. Aussendungsgebiete auf Anfrage.

Meine persönlichen Angaben: (bitte unbedingt ausfüllen)

Name, Vorname _____ Geburtsdatum **19** _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Wohnort _____

Telefonnummer _____ E-Mail-Adresse _____

☐ Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO und Gruner + Jahr mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Ich bezahle bequem per Bankeinzug: (jährliche Abbuchung)

Bankleitzahl _____ Kontonummer _____

Geldinstitut _____
☐ Ich zahle per Rechnung.

Ich verschenke ein oder mehrere Magazine aus der GEO-Familie an:

(bitte nur ausfüllen, wenn Sie ein oder mehrere Magazine aus der GEO-Familie verschenken möchten)

Name, Vorname des Beschenkten _____ Geburtsdatum **19** _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Wohnort _____

Telefonnummer _____

E-Mail-Adresse _____

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEO-Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. E-Mail oder Brief) widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Datum _____ Unterschrift _____

Bestellen leicht gemacht:

Per Post:
GEO-Kunden-Service,
20080 Hamburg

Per Telefon: (Bitte Bestell-Nr. angeben)
01805/861 80 00

14 Cent/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 42 Cent/Min. aus dem dt. Mobilfunknetz.
Abonnenten-Service Österreich und Schweiz: +49 1805/861 00 00

Online mit noch mehr Angeboten:
www.geo.de/familie



Eingepfercht in Metallkäfigen, warten Häftlinge im Jahr 1989 auf den Abtransport zur Strafarbeit. Aus Kriminellen wie diesen rekrutierten frühe russische »Mafija«-Banden bereits zu Sowjetzeiten ihre Mitglieder



DAS DACH

IM JAHR 1991 FEIERN DIE MENSCHEN IN RUSSLAND DAS ENDE DER SOWJETUNION. DOCH WAS SICH ALS ZEITALTER NEUER FREIHEIT ANKÜNDIGT, WIRD ZU EINEM ENTFESSELTEN SPIEL UM REICHTUM UND MACHT, IN DEM BRUTALE BANDEN UNTERNEHMERN UND POLITIKERN EIN „DACH“ AUFZWINGEN: SCHUTZ GEGEN GELD. UND SO ENTSTEHT DER WOHL GRÖSSTE VERBRECHERSTAAT DER GESCHICHTE

TEXT: JÖRG SCHRADER; FOTOS: HANS-JÜRGEN BURKARD



Der Scharfschütze ist in die Stolzarny-Gasse im Westen Moskaus gekommen. Er ist auf das Dach des Kindergartens geklettert; von dort aus hat er freien Blick auf den Parkplatz des Badehauses, etwa 180 Meter von seiner Position entfernt. Jetzt wartet er – auf Otari Kwantrischwili, einen der mächtigsten Gangster Russlands.

Für den 46-jährigen Kwantrischwili ist der wöchentliche Saunabesuch ein Ritual, auch an diesem Tag, dem 5. April 1994. Dort bespricht er mit Vertrauten seine Projekte – das Exportgeschäft, seine Kasinos und Nachtclubs. Meist geht es dabei um viele Millionen Rubel.

Es ist 1745 Uhr, als Kwantrischwili, begleitet von mehreren Leibwächtern, das Badehaus verlässt.

Die erste Kugel des Scharfschützen trifft sein Auto, die zweite seinen Kopf, die dritte und vierte schlagen in seine Brust ein. Kwantrischwili sinkt zu Boden und stirbt innerhalb von Minuten.

Der Mörder flieht. Polizisten finden später sein Gewehr mit Zielfernrohr auf dem Dach des Kindergartens.

Drei Tage nach dem Mord reihen sich Luxuslimousinen vor dem Wagankowskoje-Friedhof. Mehr als 1000 Trauergäste sind zu Kwantrischwilis Beerdigung gekommen. Unter ihnen sind hohe Mitglieder der russischen Unterwelt, aber auch Politiker, Künstler und Sportler.

Denn Otari Kwantrischwili war nicht nur ein Gangsterboss, sondern auch der

Gründer einer Partei, ein Wohltäter, der große Summen für Kriegsveteranen und Waisenkinder spendete, der eine Stiftung für verarmte Athleten führte und regelmäßig im Fernsehen auftrat.

Beobachtet von Beamten der Moskauer Polizei, stehen die Trauernden an Kwantrischwilis schwerem, noch offenem Eichensarg, betrachten den mit Dutzenden roten und weißen Blüten bedeckten Leichnam. Der beliebte russische Sänger Alexander Rosenbaum spricht die Abschiedsworte: „Das Land hat einen Führer verloren.“

Ein TV-Sender berichtet live von der Beerdigung des Gangsters. Die Kameras zoomen auf Kwantrischwilis Grabstein – groß, rotbraun, so wie der seines Bruders Amiran. Der ist einige Monate zuvor bei einer Schießerei umgekommen.

Denn in Russland herrscht Krieg. Tausende Banden zwischen Moskau und Wladiwostok kämpfen um die Vorherrschaft in der Unterwelt. Sie beschießen sich auf offener Straße, auch mitten am Tag; antworten mit Granatwerfern auf Kalaschnikow-Feuer.

Die Mordrate in Moskau nimmt zwischen 1987 und 1993 um 700 Prozent zu, der Kampf der Banden kostet Tausende Menschen das Leben. Zehntausende verschwinden spurlos. Der Staat ist unfähig, die Lage zu beruhigen, die Polizei unterfinanziert und nicht selten korrupt; oft warten die Beamten ab, bis die Gefechte vorbei sind. Russland, so scheint es, steht am Rande der Anarchie.

Die Gangster profitieren von der größten politischen Umwälzung der

Nachkriegsgeschichte. Denn mit der Freiheit ist das neue russische Verbrechen über das Land gekommen. Es hat auch einen neuen Namen: „Mafia“.

Knapp drei Jahre vor Kwantrischwilis Tod, im August 1991, feiern Tausende auf Moskaus Straßen das nahe Ende der Sowjetunion. Sie recken ihre Fäuste in die Luft, als die Statue des KGB-Gründers Felix Dserschinskij demonstriert wird. Und sie jubeln, als die rote Flagge der UdSSR auf dem Parlament der russischen Republik eingeholt und das weiß-blau-rote Banner Russlands gehisst wird.

Wenige Monate nach den Demonstrationen kommt Boris Jelzin, der neue, im Volk populäre Präsident der russischen Sowjetrepublik, mit den Präsidenten der Ukraine und Weißrusslands zusammen. Gemeinsam beschließen die drei, den sowjetischen Zentralstaat, der ohnehin nur noch auf dem Papier besteht, endgültig aufzulösen.

Michail Gorbatschow, der noch amtierende, aber politisch geschwächte Präsident der Sowjetunion, hat in den Monaten zuvor vergebens darum gekämpft, die Macht der Kommunistischen Partei aufrechtzuerhalten; er wird zu dem Treffen nicht einmal eingeladen.

Unter den Schlagwörtern Perestrojka („Umbau“) und Glasnost („Offenheit“) hat Gorbatschow als Generalsekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei seit 1985 versucht, die wirtschaftlich marode Sowjetunion zu



Die russischen Gefängnisse, hier in Sibirien (Mitte) und in St. Petersburg, sind Anfang der 1990er Jahre überfüllt. Die Mordrate ist mit dem Ende der UdSSR rapide gestiegen. Denn die unzähligen Banden führen einen Krieg um die Vorherrschaft in der Unterwelt

reformieren. Nach und nach lockerte er die staatliche Planwirtschaft, gab den großen staatseigenen Betrieben mehr Selbstständigkeit und erlaubte 1988 sogar privates Unternehmertum in einigen Sektoren der Wirtschaft.

Doch was als Beginn einer neuen Freiheit gedacht war, geriet zum Startschuss für einen der gewaltigsten Siegeszüge in der Geschichte des Organisierten Verbrechens – und machte aus Russland innerhalb weniger Jahre den wohl größten Verbrecherstaat der Erde.

Zwar ist bereits in den Jahrzehnten davor eine einzigartige Verbrecher-Kaste erwachsen, die „Diebe im Gesetz“, die zusammen mit korrupten Parteikadern eine Schattenwirtschaft aufgebaut haben (siehe Seite 70). Doch mit der Perestrojka ergeben sich für Gangster völlig neue Möglichkeiten.

Mit den Reformen eröffnen im ganzen Land Restaurants, Geschäfte, Friseursalons, Supermärkte und Wochenmärkte. Geschätze 200 000 private Unternehmen sind es bis 1990. Millionen Russen sehen eine neue Chance.

Doch so gut wie jeder Unternehmer bekommt bald nach der Eröffnung seines Betriebs Besuch. Die russischen Gangster wollen teilhaben am neuen Markt; ihre Dienstleistung heißt *kryschka*, „das Dach“. Und das bedeutet: Schutz gegen Geld.

Einer der mächtigsten Anbieter von „Schutz“ ist Jurij Kusnezow* – ein späterer Konkurrent von Otari Kwantri-

schwili. Der ehemalige Kellner begann seine kriminelle Karriere bereits um 1982 mit Betrugereien und Diebstählen. 1984 musste er für sechs Monate in ein Straflager.

Als er wieder freikam, kehrte er in seinen Moskauer Stadtteil Solnzewo zurück und baute dort zusammen mit einem zweiten Mann ein Verbrecher-syndikat auf, die Solnzewo-Bruderschaft, die schnell Hunderte Mitglieder zählte und zunächst vor allem mit Zuhälterei, Autodiebstählen und Glücksspiel Geld machte. Zu ihren Grundsätzen gehörte von Anfang an absolute Disziplin – wer sich einer Anweisung widersetzte, musste mit Ausschluss oder sogar dem Tod rechnen.

VIELE POLIZISTEN KÜNDIGEN. UND WERDEN SELBST ZU GANGSTERN

In der russischen Hauptstadt werden die neuen Unternehmer nun vor die Entscheidung gestellt: Entweder ihr bezahlt für euren Schutz, oder ihr werdet bestraft. Manchmal schütten die Beschützer Benzin in einem Laden aus und drohen dem Inhaber, sein Geschäft niederzubrennen; oder sagen ihm, sie kennen den Schulweg seiner Tochter.

Häufig mimen die Gangster bei ihren Besuchen altbekannte Rollen: hier der Aggressive, dort der Beschwichtigende. Sie erzählen Geschichten, die von He-

ckenscheren handeln und abgetrennten Fingern. Bald wagt kaum noch jemand, ihr Angebot abzulehnen. Und zahlt einer doch nicht, schlagen sie ihn zusammen, zerstören seinen Laden, erst mit Knüppeln, dann mit Brandbomben.

Vom Staat können die Geschäftsmänner nicht viel Hilfe erwarten. Denn private Unternehmen mögen am Ende der Gorbatschow-Ära legal sein – als besonders schützenswert gelten sie deswegen noch lange nicht. So kommt es immer wieder vor, dass Polizisten die Beschwerden der Ladenbesitzer ignorieren.

Zwar gründet das sowjetische Innenministerium 1989 eine Abteilung zur „Bekämpfung der Organisierten Kriminalität“. Aber die dafür abgestellten Einheiten erhalten zu wenig finanzielle Unterstützung; zudem behindern Politiker, die am Geschäft der Gangs mitverdienen, die Ermittlungen. Immer mehr Beamte aus dem gesamten Polizeiparagrafen kündigen ihren Dienst; und nicht wenige von ihnen schließen sich danach den Banden an.

Kusnezow und die anderen Bandenchefs erobern nach und nach die russischen Großstädte. Moskau, St. Petersburg, Jekaterinburg: Kryschka gehört bald überall zum System.

Für eine Gebühr von meist zehn bis 20 Prozent des Gewinns schützen die

* Name geändert; Red.



Der Sprung in den Kapitalismus macht einige Russen sehr schnell sehr wohlhabend. Auf Partys mit historischen Doppelgängern und lebenden Tanzbären zelebrieren sie ihren Luxus. Doch Neureiche werden nun immer häufiger Opfer von organisierten Erpressern



Gangs nicht nur vor der Bedrohung durch andere Schlägertrupps. Ein starkes Dach kann zudem dazu beitragen, geschäftliche Konkurrenten einzuschüchtern. Darüber hinaus liefern die Mitglieder des Dachs wichtige Informationen – etwa, welcher Beamte bestochen werden muss, um Baugenehmigungen zu erhalten. Zudem können Unternehmer Kryschka-Schlägertrupps zu säumigen Kunden schicken, die ihre Schulden bezahlen sollen.

Denn es sind nicht nur kleine Ladeninhaber, die Geld an die Banden abtreten. Kaum ein Geschäftsmann, egal wie groß seine Firma ist, kann ohne die Protektion einer Gang auf dem Markt bestehen; und je wichtiger der Unternehmer, desto höher muss sein Dach, desto berüchtigt sein Beschützer sein.

In einer Zeit der Ungewissheit sorgen die Gangster-Clans so für eine gewisse Verlässlichkeit. Und als die UdSSR Ende 1991 endgültig zusammenbricht, sind die Banden eine Konstante im Chaos.

Dabei ist die russische Mafia keine einheitliche Organisation; sie hat keinen obersten Paten, sondern besteht aus einer Vielfalt von Banden, die nur lose oder gar nicht miteinander verbunden sind – und deren Zahl bald in die Tausende geht.

Als die russische Regierung beginnt, die großen staatseigenen Betriebe zu privatisieren, kaufen die Gangster unzählige Privatisierungsgutscheine auf, die die Regierung an jeden Bürger ausgibt.

Eigentlich sollen die Gutscheine die Russen zu einem Volk von Teilhabern machen, sollen eine stabile Mittelschicht schaffen. Tatsächlich aber vergrößern sie nur den Graben zwischen Arm und Reich; so mancher Gutschein wechselt für eine Flasche Wodka den Besitzer.

Nach der Gutschein-Ausgabe folgt die zweite Phase der Privatisierung: Jetzt werden viele der großen Betriebe versteigert – und die russischen Bürger sind schockiert, für wie wenig Geld das ehemalige Staatseigentum nun den Besitzer wechselt. Denn oft sind die Versteigerungen abgekartet, stehen die Käufer von Anfang an fest.

So kosten die 324 versteigerten Unternehmen im Schnitt weniger als vier Millionen Dollar; die russische Fischereiflotte aus Murmansk etwa – 100 Schiffe, keines älter als zehn Jahre – wird für drei Millionen Dollar verramscht (geschätzter Wert: 20 Millionen Dollar).

Damit solche absurd niedrigen Summen zustande kommen, fälschen hohe Beamte Unterlagen, geben Zahlen an, die um Jahre veraltet sind – und bevorzugen dann meist jene Interessenten,

die zu den in der Sowjetunion gewachsenen Machtzirkeln gehören.

Offizielle Restriktionen gibt es bei dem gigantischen Privatisierungsprozess kaum, der Bruch mit der Zentralwirtschaft soll absolut sein.

In der UdSSR produzierten die großen staatseigenen Unternehmen nach Plan, und das hieß: egal zu welchen Kosten. Dann wurden die Waren per Dekret zwischen den Regionen getauscht: Eis-schranke aus Murmansk gegen Schuhe aus Tiflis, Kohle aus Sibirien gegen Getreide aus der Ukraine.

Doch im neuen Russland gelten auf einmal die Regeln des Kapitalismus. Der Staat zieht sich zurück, der Preis- und Konkurrenzkampf beginnt. Nun geht es um Gewinnmaximierung und die Akkumulation von privatem Vermögen. Innerhalb weniger Jahre vollzieht das Land den Wechsel zur Marktwirtschaft, macht im Zeitraffer eine Entwicklung durch, für die der Westen Generationen gebraucht hat. Und wer über die richtigen Verbindungen verfügt, kann jetzt sehr schnell sehr reich werden.

Die Geschäfte der Gangster laufen gut, und so drängen immer mehr Banden auf den Markt. Bald schon wollen zu viele Gangster zu wenige Geschäftsleute beschützen. Kämpfe brechen aus, wie um jenen Großhändler, der 1992 im Zentrum Moskau einen Supermarkt aufmacht, mit importiertem Gemüse in den Regalen und Fleisch in modernen Kühltruhen.



Kurze Zeit nach der Eröffnung bezahlt der Händler eine Gang aus ehemaligen Polizisten, Karatekämpfern und Ringern, um Ruhe zu haben vor einer anderen Schlägertruppe. Als die beiden Gruppen im Supermarkt aufeinandertreffen, dreschen die Kampfsportler mit Knüppeln auf die Konkurrenten ein.

Die Kämpfe um den Schutz milliionenschwerer Unternehmer kosten etliche Menschenleben. Im Sommer 1993 fahren drei Wagen vor einem großen Moskauer Autohaus vor. Ohne Warnung eröffnen die Insassen das Feuer. Drei Minuten später sind drei Menschen tot, sechs weitere verwundet.

Die Angreifer sind Mitglieder einer Moskauer Gang, die enge Verbindungen zu Kusnezows Solnzewo-Syndikat pflegt. Sie hatten dem Inhaber des Autohauses ihren Schutz angeboten, doch der hatte abgelehnt mit dem Hinweis, er habe bereits ein Dach. Als Kryschka dienen dem Unternehmer Angehörige jener Volksgruppe, die im Moskau der frühen 1990er Jahre gefürchtet ist wie kaum eine zweite: Tschetschenen.

Als die tschetschenischen Gangster während der Perestrojka aus ihrer Kaukasusrepublik in die russische Hauptstadt kamen, kannten die meisten Russen sie nur aus dem Geschichtsunterricht – als Bergvolk, berüchtigt wegen seiner Blutfelken und seines leidenschaftlichen Kampfeswillen.

Doch schnell machten sich die Neukömmlinge einen Namen. Sie waren

brutaler als die einheimischen Gangs: Geschäftsleute, die ihren Schutz zurückwiesen, erhielten oft nur eine Warnung; weigerten sie sich weiter, starben sie.

Nach dem Ende der UdSSR öffnet die tschetschenische Regierung die Gefängnisse. Neben politischen Gefangenen kommen so auch etwa 4000 Berufsverbrecher frei. Die neue Reisefreiheit erlaubt es ihnen, sich auf den Weg zu machen in die großen Städte, auch nach Moskau. Dort nehmen bald die Morde nach „Tschetschenen-Art“ zu. Immer häufiger findet die Polizei Leichen mit

DIE KONTAKTE DER BOSSE REICHEN BIS ZUM PRÄSIDENTEN

einem Einschussloch im Hinterkopf und Verstümmelungen am Körper.

Die tschetschenischen Gangs bedrängen ihre russischen Konkurrenten, kontrollieren nach kurzer Zeit den Moskauer Südhafen, einen wichtigen Umschlagplatz für Neu- und Gebrauchtwagen. Die tschetschenischen Bandenchefs verbreiten Furcht in der Unterwelt.

Doch große Syndikate wie die Solnzewo-Bruderschaft wollen sich den Eindringlingen nicht beugen. Und so kommt zu den Schießereien zwischen den russischen Banden nun auch noch der Abwehrkampf gegen die Tschetschenen.

Viele Banden decken sich mit Waffen aus den Arsenalen der Roten Armee ein, kaufen Kalaschnikows, Granatwerfer, Panzerfäuste. 1993 steigt die Anzahl der Morde im Land um 27 Prozent auf 29.200 Fälle, das sind doppelt so viele

wie in den USA; die Verbrechen mit Feuerwaffen nehmen um 250 Prozent zu.

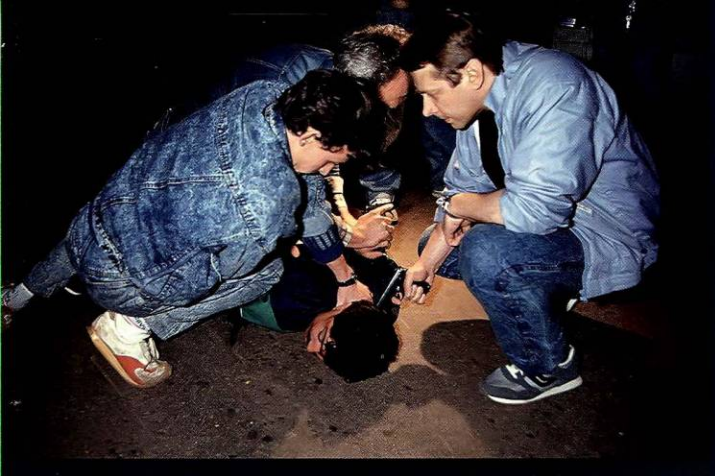
In den Kleinanzeigen der Tageszeitungen bieten Killer und Kidnapper kaum verschlüsselt ihre Dienste an: „Zwei junge Männer fangen auf ihren Wunsch und auf ihre Kosten jedes wilde Tier“, heißt es etwa in einer St. Petersburger Zeitung. Ein Mord kostet nicht mehr als ein paar Hundert Dollar.

Nur Spezialisten verlangen für ihr tödliches Handwerk mehr – Männer wie Alexander Solonik. Der ehemalige Unteroffizier, Mitte 30, ist bekannt dafür, mit beiden Händen gleich gut zu schießen. 15 Menschen soll Solonik umgebracht haben.

Profis wie er erhalten die wirklich wichtigen Jobs – Aufträge wie jenen, der Anfang 1994 erteilt wird und den wohl mehrere mächtige Bandenchefs finanzieren; denn unter ihnen wächst die Sorge über den rasanten Aufstieg von Otari Kwantrischwili. Er droht mächtiger zu werden als die anderen Bosse.

Als junger Mann war der gebürtige Georgier ein talentierter Ringer, sogar Kandidat für das sowjetische Olympia-Team. Seine Karriere endete abrupt, als er gemeinsam mit anderen Männern eine Frau vergewaltigte; er kam ins Gefängnis, wurde aber nach vier Jahren wegen angeblicher Schizophrenie in eine psychiatrische Klinik eingewiesen und vorzeitig entlassen.

Wieder in Freiheit, trainierte er für den Sportverein Dynamo Moskau Boxer,



Ringer und Gewichtheber. Er knüpfte Kontakte zu wichtigen Leuten der russischen Unterwelt – und baute sein eigenes Syndikat auf. Mit Währungsspekulationen, Glücksspiel und Zuhälterei machte seine Gang in den 1980er Jahren erste Gewinne.

Als er ausreichend Kapital angesammelt hatte, gründete Kwantrischwili eine Firma, mit der er Holz, Metall und Öl exportierte. Zudem baute er ein dichtes Netz an politischen Kontakten auf, das schließlich bis zu Russlands Präsidenten Boris Jelzin reichte.

Im Sommer 1993 unterzeichnete Jelzin ein Dekret, das es Kwantrischwilis Firma erlaubt, zwei Jahre lang Aluminium, Öl und Zement aus Staatsreserven zu exportieren, ohne dafür Steuern oder Zölle zu bezahlen. Offiziell sollen die Einnahmen in den Neubau eines gewaltigen öffentlichen Sportzentrums fließen. Doch tatsächlich verschafft das Arrangement Kwantrischwili eine langfristige Monopolstellung bei der Ausfuhr wichtiger Rohstoffe.

Die anderen Mafija-Bosse sind jetzt gezwungen, viele ihrer Exportgeschäfte über Kwantrischwili abzuwickeln. Während sie Verluste erleiden, wird der Georgier immer mächtiger.

Und so sind die Kugeln, die Kwantrischwili im April 1994 vor dem Bade-

haus treffen, ein Zeichen dafür, dass die Unterwelt einen Mann nicht duldet, der derart viel politische und wirtschaftliche Macht ansammelt, dass er die Geschäfte der anderen Bosse zu gefährden droht.

Kwantrischwili ist nur einer von vielen hohen Gangstern, die ermordet werden. In Sotschi am Schwarzen Meer etwa treffen sich Ende 1992 zwei rivalisierende Gangs, die sich über Monate hinweg erbittert bekämpft haben, auf einem Fußballfeld zur Entscheidungsschlacht. Während die normalen Bandenmitglieder mit Knüppeln aufeinander einschla-

DIE LEISTUNG DER MAFIJA: EIN DRITTEL DES BRUTTOINLANDSPRODUKTS

gen, ziehen sich die beiden Clan-Führer in eine Ecke des Feldes zurück, beschimpfen sich, bis einer von ihnen seine Waffe zieht und abdrückt.

Den schwer verletzten Konkurrenten zerrt der Schütze in den Kofferraum seines Autos und fährt in die nahe gelegenen Berge. Dort schneidet er dem Opfer die Fingerkuppen ab, um dessen Identität zu verschleiern, und steckt das Auto in Brand.

Nur selten werden Mafija-Mitglieder wegen ihrer Verbrechen angeklagt; geschieht es doch, setzen die Gangster die zuständigen Richter und Staatsanwälte unter Druck, drohen ihnen mit Gewalt.

In der südrussischen Republik Dagestan stürmen Gangmitglieder während einer Verhandlung gegen tschechenische Gangster 1993 sogar den Gerichtssaal und eröffnen das Feuer.

Mehrere Menschen werden verletzt. Nach dem Überfall beantragt der Staatsanwalt, das Strafmaß für die Angeklagten herabzusetzen.

Erst Mitte der 1990er Jahre ebbt der Krieg langsam ab. Jene Bosse, die ihn überlebt haben, wenden sich verstärkt neuen Geschäftspartnern zu. Sie treffen sich mit Vertretern der sizilianischen Mafia, der kolumbianischen Drogenhändler, der Cosa Nostra aus New York, der chinesischen Triaden und der japanischen Yakuza.

Mit ihnen verhandeln die russischen Gangsterbosse über neue Märkte und Routen für Waffen- und Drogenhandel sowie den Schmuggel begehrter Rohstoffe. So verschwindet 1996 ein ganzer Zug mit 5000 Tonnen Erdöl nach seiner Abfahrt in Wladiwostok spurlos.

Die Kolumbianer fliegen ihre Chemiker nach Russland; angeblich zeigen sie den Russen, wie sie aus dem Schlafmohn, der vor allem in Afghanistan wächst, qualitativ hochwertiges Heroin herstellen können. Die Zahl der Abhängigen in Russland steigt rapide. Zudem beteiligt sich die Mafija am Drogengeschäft in Europa, macht neben New York und London Berlin zu einem ihrer Stützpunkte im Westen.

Wohl auch als Gegenleistung für Drogen- und Waffenlieferungen bekommen die Russen Hilfe von Anwälten der italienischen Mafia, die sich auskennen im internationalen Unternehmensrecht. Denn die russischen Syndikate haben

Literaturempfehlung: David Satter, „Darkness at Dawn“, Yale University Press: spannendes und zugleich analytisches Werk über das postsowjetische Verbrechen.



Auch wenn Zivilfahnder oder Mitglieder einer Elitetruppe (o. r.) Verdächtige verhaften oder Sondereinheiten Drogenanbaugebiete zerstören (Mitte): Die Polizei ist zu schlecht finanziert und zu korrupt, um die Gangster zu zügeln, die schon bald weltweit agieren

ihr Firmennetz längst ausgebaut; haben sich eingekauft in ausländische Mischkonzern, der große Verkehrsbetriebe versichert und an städtischen Bauprogrammen mitverdient.

So kontrolliert das Solnzewo-Syndikat nun einen global agierenden Mischkonzern, der große Verkehrsbetriebe versichert und an städtischen Bauprogrammen mitverdient.

Die undurchsichtigen Firmengeflechte dienen den Syndikaten häufig zur Geldwäsche, so wie auch die privaten Banken, von denen es zu jener Zeit in Russland Tausende gibt und die häufig von den Mafija-Clans gegründet werden.

In der Sowjetunion galten Unternehmer als Verbrecher. Jetzt sind aus den Verbrechern Unternehmer geworden.

Vor allem die Solnzewo-Bruderschaft erweitert ihre weltweiten Kontakte konsequent. Von Israel aus, wohin er 1994 während der Bandenkriege emigriert ist, verhandelt Jurij Kusnezow mit den Spitzen der internationalen Verbrecherorganisationen. Wird man sich nicht einig, sterben Menschen.

Denn die Mafija-Bosse mögen zwar Firmen und Banken besitzen, sie mögen sich als seriöse Geschäftsmänner darstellen, doch nutzen sie noch immer jedes Mittel, um ihre Interessen durchzusetzen. Das ist ihr Vorteil gegenüber normalen Konkurrenten: Sie sind, wie es ein russischer Soziologe beschreibt, „Gewalt-Unternehmer“.

Auch nach dem Ende der Bandenkriege beschäftigen die Bosse Killer wie Alexander Solonik. Der ehemalige Unteroffizier bekommt für sein mörderisches Geschäft so viel Geld, dass er sich eine Villa bei Athen leisten kann, die neben einem Pool auch ein Basketballfeld und einen kleinen Golfplatz bietet.

Im Januar 1997 lädt Solonik eine frühere Miss Russland dorthin ein. Er lässt Swetlana Kotowa, inzwischen ein Unterwäsche-Model, am Flugzeug mit Blumen begrüßen und zu seinem Anwesen bringen. Vier Tage lang ruft Swetlana Kotowa jeden Abend ihre Mutter an und sagt ihr, alles sei wie ein Wunder.

Am fünften Tag, Swetlana ist im Obergeschoss der Villa, klingelt es.

Die Männer an der Tür kommen aus Russland. Sie gehören einem Mafija-Clan an, dessen Führer Solonik für einen bis heute unbekannten Auftraggeber töten sollte. Doch Solonik hat den Mord noch nicht ausgeführt.

Während die Besucher mit Solonik reden, wirft einer von ihnen plötzlich eine Schnur um seinen Hals und erwürgt ihn. Dann gehen sie in den ersten Stock.

Erst ein paar Monate später finden griechische Polizisten, verscharrt unter einem Olivenbaum, Swetlana Kotowas zerstückelten Leichnam.

Seither haben die Mafija-Syndikate ihre weltweiten Verbindungen weiter ausgebaut und ihr Geld in legale Geschäfte aller Art investiert, etwa den

Handel mit Kaviar oder Autos, und sind so als kriminelle Organisationen immer weniger greifbar geworden. Die Schutzgelderpressung, der Motor ihres Aufstieges, hat dagegen an Bedeutung verloren.

Die Mafija scheint nach und nach unsichtbar zu werden, sich zu einem kontrolllosen Teil des globalen Wirtschaftskreislaufes zu entwickeln.

Doch wenn sie bedroht wird, zeigt sie ihren Gegnern noch immer offen ihre Gnadenlosigkeit: 2004 erschossen gedungene Mörder in Moskau den prominenten amerikanischen Wirtschaftsjournalisten Paul Klebnikov, der trotz Drohungen regelmäßig über die Verbindungen von Wirtschaft, Politik und Verbrechen in Russland berichtet hatte.

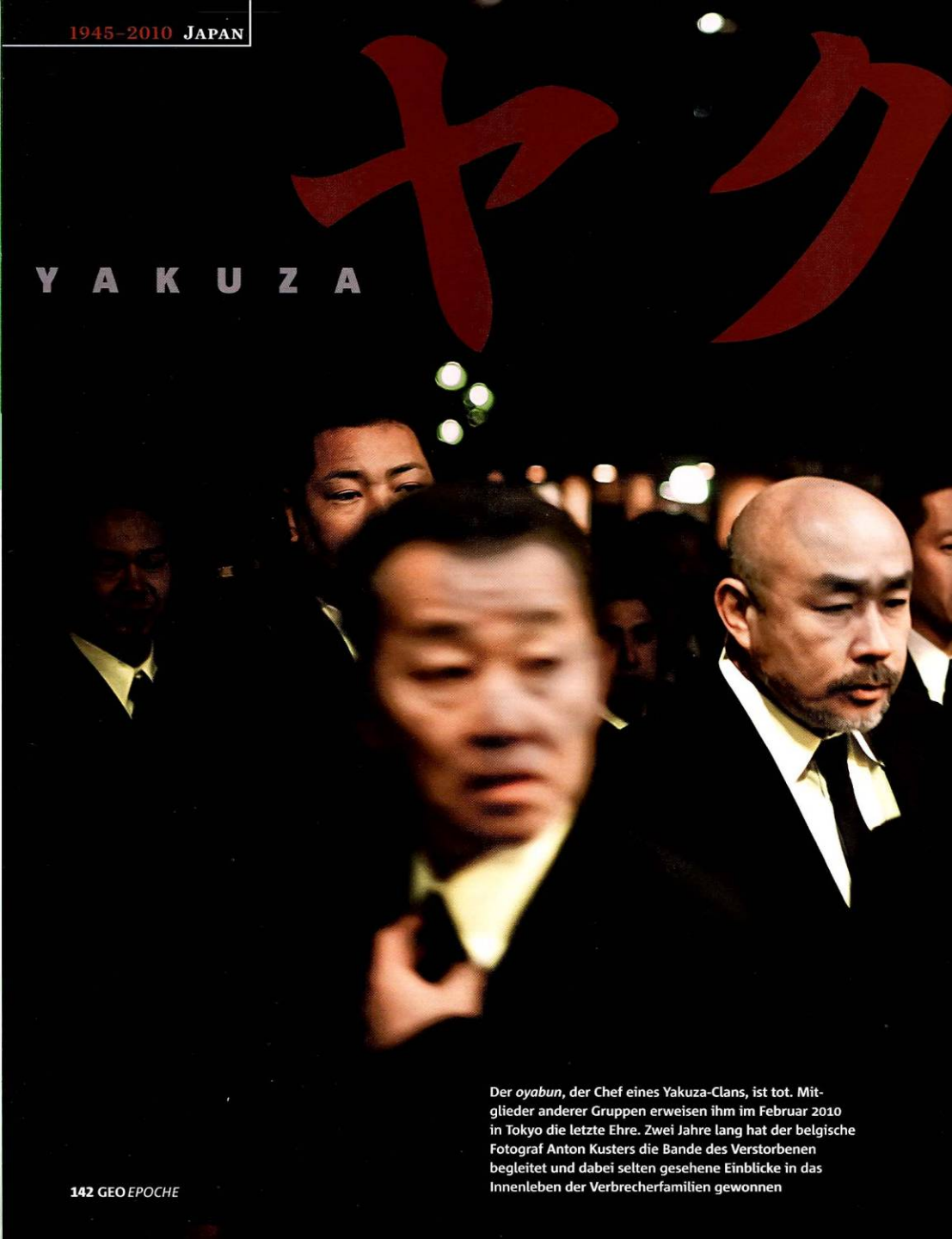
Heute besteht die russische Mafija aus wahrscheinlich einem Dutzend großer Netzwerke, die schätzungsweise ein Drittel des Bruttoinlandsproduktes erwirtschaften.

Im September 2008, 14 Jahre nach dem Mord an Otari Kwantrischwili, wurde ein früherer Offizier der Streitkräfte für diese Tat von einem Moskauer Gericht zu 23 Jahren Haft verurteilt.

Der Hamburger Fotograf **Hans-Jürgen Burkard**, 58, arbeitet seit 1989 auch in Moskau. Seine Bildreportage, die scharfsichtig die Umbruchphase nach dem Ende der Sowjetunion dokumentiert, wurde mit dem renommierten World Press Photo Award ausgezeichnet.

ヤクザ

YAKUZA

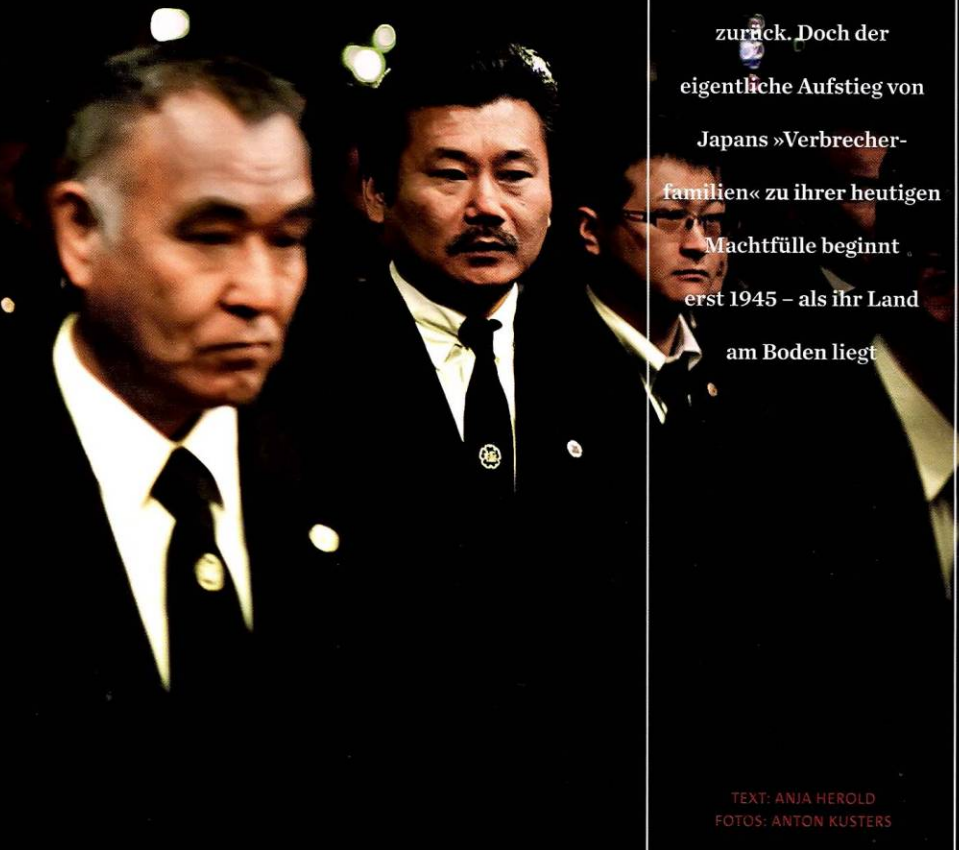


Der *oyabun*, der Chef eines Yakuza-Clans, ist tot. Mitglieder anderer Gruppen erweisen ihm im Februar 2010 in Tokyo die letzte Ehre. Zwei Jahre lang hat der belgische Fotograf Anton Kusters die Bande des Verstorbenen begleitet und dabei selten gesehene Einblicke in das Innenleben der Verbrecherfamilien gewonnen



Sie heißen nach den
Zahlen 8-9-3, ya-ku-za,
einem besonders
schlechten Blatt in dem
alten japanischen
Kabufuda-Kartenspiel.

Ihre Geschichte
reicht Jahrhunderte
zurück. Doch der
eigentliche Aufstieg von
Japans »Verbrecher-
familien« zu ihrer heutigen
Machtfülle beginnt
erst 1945 – als ihr Land
am Boden liegt



TEXT: ANJA HEROLD
FOTOS: ANTON KUSTERS





Durch Tätowierungen demonstrieren die Bandenmitglieder ihre Zugehörigkeit zur Yakuza – und ihre Fähigkeit, Schmerz zu ertragen. Etlichen Männern fehlt mindestens ein Fingerglied. Sie haben es sich selbst abgetrennt, um damit nach einem Fehltritt bei ihrem Oyabun um Vergebung zu bitten. Rund 86 000 Männer gehören heute zu den Yakuza, zwei Drittel von ihnen sind in nur drei Syndikaten organisiert





Mitglieder einer Yakuza-Familie treffen sich in Tokyos Rotlichtviertel Kabukicho vor einem der Nachtclubs, die unter ihrer Kontrolle stehen. Wer in diesem Bezirk Geschäfte machen will, muss die Erlaubnis des Clans einholen und eine Gebühr bezahlen. Für die Einhaltung der Regeln sorgen Patrouillen – 24 Stunden täglich



Demütig senken Mitglieder am Straßenrand ihr Haupt vor dem Chef einer Yakuza-Gang im Fond seiner Limousine. Die Hierarchie der Banden entspricht dem Aufbau der traditionellen japanischen Familie, mit einem Oyabun als Vater und Versorger an der Spitze und den *kobun* als loyalen, treu sorgenden Söhnen



Die Straßen in Tokyos Norden sind leer. Die Männer haben sie abgesperrt. Es ist abends um sechs, als eine Reihe schwarzer Limousinen vorfährt.

Niemand soll sehen, wie die oyabun, die Anführer, den Schrein besuchen. Einer der ihnen ist gestorben, ein Bruder, dem sie an diesem Tag im Februar 2010 die Ehre erweisen, die Männer aus den wichtigsten Yakuza-Familien der Region. Auch an diesem Abend im Schrein ist alles Hierarchie, wird alles bestimmt von Alter und Rang. Kleinste Gesten zeigen die Unterschiede an, ein leicht gesenktes Haupt, fast unmerkliche Regungen im Gesicht, Lautstärke und Betonung der Wörter, Körpersprache. Während sich die Bosse voller Demut vor dem Toten verbeugen, stehen ihre Gefolgsleute draußen und grüßen jeden Gast. Darunter auch die jüngsten. Sie werden erst nach und nach aufsteigen. Erst wenn sie die Geschäfte der Yakuza von Grund auf gelernt haben.

ヤクザ

JAPANS STUNDE NULL schlägt am 15. August 1945. Hiroshima und Nagasaki sind ausgelöscht, die meisten Großstädte und Industriezentren des Inselreiches liegen in Trümmern. Überall fehlt es an Essen, Kleidung und Medikamenten. Wer noch etwas von Wert besitzt, fährt aufs Land, um bei den Bauern Erbstücke gegen Lebensmittel einzutauschen.

Mittags um zwölf Uhr an diesem Augstag ermahnt der Sprecher von Radio Tokyo alle Zuhörer, sich zu erheben. Die Nationalhymne ertönt. Dann folgt eine Ansprache, wie es sie noch nie gegeben hat in der Geschichte des Kaiserreichs. Zum ersten Mal hört das japanische Volk die Stimme seines Monarchen.

Dünn klingt sie, hoch und zerbrechlich. Die Sprache ist formelhaft. Japan kapituliert vor den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges.

Viele Menschen brechen in Tränen aus. Für etliche Japaner ist die Schmach der Niederlage und die Aussicht auf ein Leben in einem besetzten Land nicht zu

ertragen: Sie begehen Selbstmord, um der Schande zu entkommen.

Andere jedoch erkennen ihre Chance. Tätowierte Männer. Männer, denen Finger fehlen. Yakuza. Gangster.

Drei Tage nach der Ansprache Kaiser Hirohitos veröffentlicht die Kanto-Ozu-Bande, die den Vorort Shinjuku im Nordwesten Tokyos kontrolliert, eine Anzeige in einer Lokalzeitung. „Wichtige Bekanntmachung“, heißt es dort. Dann folgt ein Aufruf an alle Unternehmer, Fabrikanten und Handwerker, die ihre Produktion nun von Kriegs- auf Friedenszeiten umstellen müssen, mit ihren Waren zum Bahnhof in Shinjuku zu kommen, um sie dort zu verkaufen.

Keine 48 Stunden später eröffnet Japans erster Schwarzmarkt vor dem zerbombten Bahnhof, beginnen die Yakuza von Shinjuku mit dem wirtschaftlichen Wiederaufbau der Hauptstadt.

Das Angebot in den Kisten und auf den Matten der Stände reicht von Tee, Reis und Speiseöl über Töpfe, Pfannen, Kessel und Teller bis zu Elektrogeräten und Holzschuhen. Vor allem Hohlware wird angeboten, etwa Waffen und Kleidung, gestohlen aus Militärdépôts.

Die Kanto-Ozu-Bande kassiert von den Händlern – neben diversen Gebühren – die Hälfte aller Einkünfte. Wer nicht zahlen will, dem reißt Boss Ozu Kinosuke* persönlich den Stand ein.

Als die US-Verwaltung wenige Wochen später die Nahrungsmittel rationiert, eröffnen an der Yamanote-Eisenbahnlinie, die rund um Tokyo verläuft, weitere Märkte. Bei den meisten der 45.000 Stände verdient Ozu mit.

Im Oktober 1945 betreiben Yakuza-Banden landesweit bereits rund 17.000 Märkte, auf denen zu haben ist, was es legal nicht zu kaufen gibt. Sie versorgen die Menschen mit Essen und Kleidung, aber auch mit Drogen, darunter Rauschmitteln, die das japanische Militär in den Kriegsjahren seinen Soldaten gab.

Yakuza-Bosse, die während der Zeit des imperialistischen japanischen Staates mit der Ausbeutung von ausländischen Zwangsarbeitern im Transport-, Produktions- und Baugewerbe Geld verdient hatten, bieten ihre Dienste nun den Amerikanern an.

Der Bandenchef Ando Akira etwa baut einen Flughafen für die US-Besatzungsmacht, verschafft seinen Transportunternehmen durch Bestechung einträgliche Aufträge und eröffnet Nachtclubs, weil ihm die Begeisterung

der Amerikaner für Japanerinnen nicht verborgen geblieben ist.

Gleich wo in den Monaten nach der Kapitulation Geld zu verdienen ist – die Yakuza sind dabei. Während die Japaner mit weniger als 1000 Kalorien am Tag auskommen müssen, und ein junger Distriktsrichter in Tokyo verhungert, weil er sich vorgenommen hat, nur von den Lebensmittelrationen zu leben, werden Bandenchefs wie Ozu und Ando innerhalb kurzer Zeit zu Dollarmillionären.

In ihren Gangs herrscht eine strenge Hierarchie, die der Rangfolge in der japanischen Familie entspricht. Der Anführer nimmt als oyabun die Rolle des Vaters ein, des älteren Versorgers, der Rat, Schutz und Hilfe bietet. Dem Bandenmitglied kommt als kobun die Aufgabe des Kindes zu, das sich für die väterliche Fürsorge ein Leben lang durch bedingungslose Treue und Tatkraft zu bedanken hat.

Der Einzelne zählt kaum, allein innerhalb einer Gruppe hat er Wert. Damit sie überlebt, muss jedes Mitglied seinen Teil dazu beitragen. Die Familie sorgt für Einkommen, Nahrung und ein Zuhause.

Ohne sie ist der Yakuza nichts.

ヤクザ

Die Verbindung zwischen Oyabun und Kobun ist heilig, geschlossen wird sie meist vor einem Götterschrein. Dort knien beide in Anwesenheit der gesamten Bande voreinander nieder und reichen sich jeweils eine Schale mit Reiswein. Dann spricht ein zuvor bestimmter Mittelsmann eine Formel wie diese: „Nun, da du von der Schale des Oyabun getrunken hast und er von deiner, schuldest du deiner ikka (Familie) Loyalität und deinem Oyabun Ergebenheit. Selbst wenn deine Frau und deine Kinder hungern, selbst wenn es dein Leben kostet, fortan sind die Ikka und der Oyabun deine Pflicht.“

ヤクザ

DIE GESCHICHTE dieser Verbrecherfamilien reicht zurück ins frühe 18. Jahrhundert, als auf den Marktplätzen der Kaufmannsstädte und an den großen Überlandstraßen Glücksspieler und betrügerische Straßenhändler erste Ban-

* Im Japanischen wird der Nachname zuerst genannt.

den gründen. Aus diesen beiden Gruppen entwickeln sich die Yakuza. Der Name – *ya-ku-za* – steht für die Zahlenkombination 8-9-3. Es ist eines der schlechtesten Blätter im verbotenen Kabufuda-Kartenspiel, bei dem allein die letzte Ziffer der Summe aus den drei Kartenwerten auf der Hand zählt. In diesem Fall ist die Summe 20, die letzte Ziffer die 0. Ein nutzloses Blatt.

Als Bezeichnung für die Nutzlosen der Gesellschaft geht der Name Yakuza zuerst auf die Spieler über. Bald übernehmen ihn auch die Straßenhändler.

Beide Verbrecherorganisationen zelebrieren die Rolle der Außenseiter, die sich der Schwachen und Unterdrückten annehmen. Die Glücksspieltreiber und auch die betrügerischen Händler wollen sich abheben von der Masse, durch ihren Ehrenkodex, der größte Verschwiegenheit von den Angehörigen der Banden verlangt.

Und durch Tätowierungen. Denn die Staatsmacht lässt verurteilte Verbrecher mit einfachen Symbolen oder Streifen meist am Ober- oder Unterarm auf ewig und für alle sichtbar kennzeichnen. Als es unter Arbeitern wie Lastenträgern oder Tischlern um 1800 Sitte wird, sich den ganzen Körper mit kunstvollen Ornamenten zu schmücken, nutzen die Yakuza die Tätowierungen, um ihre Kainsmale verschwinden zu lassen.

Mit einem nadelgespickten Holzstab sticht der Tätowierer den Männern nun vielfarbige Götter, Volkshelden oder Fabeltiere in den Rücken, Blumenranken und Muster auf die Schultern. Es gilt als unehrenhaft, Schmerz zu zeigen.

Wie für den legendären Kriegeradel der Samurai – auf die sich die Yakuza bis heute beziehen – ist auch für die Gangster das Ertragen von Schmerz, Hunger und Gefangenschaft ein Beweis ihrer Kraft, der gewaltsame Tod im Kampf eine Ehre.

Um 1850 sind die meisten der 53 Wegstationen an der Überlandstraße zwischen der Hauptstadt Edo (dem heutigen Tokyo) und der alten Kaiserresidenz Kyoto in der Hand lokaler Yakuza-Banden. Sie unterhalten das Glücksspiel und organisieren vermutlich auch die Prostitution in den Herbergen. Und die rund 500 Kilometer lange Magistrale ist nur

eine von fünf großen Straßen, die Japan mit Edo verbinden.

Andere Banden kontrollieren das Marktwesen. Sie vermieten die Verkaufsstände an den Tempeln, veranstalten Jahrmärkte und Messen.

Kaufleute, die Gebühren und Schutzgeld nicht zahlen wollen, müssen damit rechnen, dass ihre Waren gestohlen, ihre Kunden eingeschüchtert werden, man ihnen Gewalt androht.

Die Staatsmacht lässt die Gruppen gewähren, setzt einige Oyabun sogar als „Aufseher“ über die Marktgeschäfte ein. Denn so herrscht Ordnung in der Gesellschaft.

Doch dann, im Juli 1853, laufen US-Kriegsschiffe in die Bucht von Edo ein. Washington verlangt die Aufnahme von Handelsbeziehungen. Japan ist militärisch unterlegen und muss seine Tore öffnen.

Bald darauf bauen japanische Reformer an der Seite des Kaisers das Land innerhalb weniger Jahrzehnte von einem rückständigen Feudalstaat in eine Wirtschaftsmacht nach westlichem Vorbild um, mit Eisenbahnen, Telegraphenleitungen, Fabriken, Schulpflicht, Militärakademie, neuer Verfassung, Parlament und Mehrparteiensystem.

Auch die Yakuza profitieren vom Aufschwung. Sie organisieren die Arbeiter auf den Großbaustellen und in den Häfen, rekrutieren Hilfskräfte und vermitteln sie gegen Gebühr weiter. Kaum einer der 50 000 Rikscha-fahrer etwa, die um 1900 Tokyos Straßen bevölkern, arbeitet nur auf eigene Rechnung. Viele Gangs gründen legale Firmen als Fassaden für ihre kriminellen Geschäfte wie das Glücksspiel. Das Schweigen der Polizei erkaufen sie sich.

Ihre Kontakte zu den örtlichen Behörden beruhen auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit: Denn obwohl die Yakuza ihre Leiharbeiter bis aufs Letzte ausbeuten, bleiben sie unbehelligt, weil sie durch ihre strenge Geschäftsführung für

ruhige Verhältnisse sorgen. Solange die Banden die öffentliche Ordnung nicht stören, etwa durch Revierkämpfe, lässt der Staat sie in Ruhe.

In diesen Jahrzehnten, in denen das Land langsam aufrückt in die Riege der Großmächte, verstärken sich Stimmen im Inselreich, die eine Besinnung auf Japans Traditionen fordern. Diesen Männern – vor allem rechtsradikale Ultranationalisten sowie Angehörige des Militärs – sind alle westlichen Werte verhasst.

Die Yakuza verbindet viel mit den militanten Gruppen der Ultranationalisten, die eine Alleinregierung des Kaisers und die Expansion Japans fordern – sowie eine Rückkehr zur alten, strikten Hierarchie der japanischen Gesellschaft. So nah stehen sich Ultranationalisten und Yakuza, dass ihre Gruppen zunehmend kaum mehr voneinander zu unterscheiden sind.

Und nach ersten militärischen Erfolgen teilen immer mehr Japaner die Vision von einem Asien unter der Vorherrschaft ihres Landes. In einem Krieg mit China 1894/95 gewinnt Japan die Insel Taiwan, im Konflikt mit Russland 1905 den Süden der Mandschurei; fünf Jahre später annektiert es Korea.

Das politische Klima verschärft sich. Linke und rechte Kräfte ringen in Tokyo um die Macht. Der Funke der Oktoberrevolution, in deren Verlauf die Bolschewiki 1917 den Zaren gestürzt haben, droht – so fürchten die Konservativen – überzuspringen. Arbeiter organisieren sich in Gewerkschaften, Studentenproteste nehmen zu.

In den 1930er Jahren werden ein liberaler Premierminister sowie ein Finanzminister von Offizieren ermordet. Ultranationalisten und Militär

**Ein
Yakuza ist
gehorsam.
Er erfüllt
seine
Aufgaben,
ohne
Fragen zu
stellen**



Ihr Auftreten lässt keinen Zweifel daran, dass es besser ist, den Yakuza nicht zu widersprechen. Alle Gangmitglieder sind in traditionellen Kampfsportarten ausgebildet. Der Rottlichtdistrikt unter ihrer Kontrolle gilt als einer der sichersten der Welt, denn sie dulden dort keine anderen Kriminellen, etwa Taschendiebe oder Schläger



übernehmen die Führung des Landes. 1931 erobern japanische Soldaten die gesamte Mandschurei, 1937 beginnen sie erneut Krieg gegen China.

Für manche Yakuza bedeutet die japanische Vorherrschaft über Korea, die Mandschurei und Teile Chinas neue Einnahmequellen. Sie pressen Rohstoffe aus den besetzten Gebieten, bauen das japanische Opium-Monopol in Asien mit auf und fördern den Drogenkonsum unter den Chinesen, um jegliche Opposition niederzuhalten.

Im Dezember 1941 attackieren japanische Kampfpiloten den amerikanischen Flottenstützpunkt Pearl Harbor. Japan erobert in der Folge weite Teile Südasiens. Nun errichten die Baufirmen der Yakuza in Japan Flugfelder, unterirdische Fabriken und Tunnel – nicht ohne die verantwortlichen Stellen mit Geschenken für die erteilten Aufträge zu entlohnen, wie es seit alters her Sitte ist.

Yakuza beaufsichtigen Kriegsgefangenenlager und koreanische Zwangsarbeiter in den Kohleminen. In Tokyo treiben Banden im Auftrag der Stadtverwaltung Gemeindesteuern ein, sind für Preisregulierung und den Vertrieb von Waren verantwortlich. Erst der Abwurf der beiden US-Atombomben über Hiroshima und Nagasaki und die Kriegserklärung der UdSSR gegen Japan zwingen das Kaiserreich und sein Militär in die Knie. Der Traum vom japanischen Weltreich ist gescheitert.

ヤクザ

Yubitsume, Abbitte. Ist ein Kobun ungehorsam gewesen oder feige, muss er durch ein Opfer um Vergebung bitten. Er kommt zu seinem Oyabun, setzt sich vor ihm hin. Blickt ihn an. Dann trennt er sich mit einem Messer das oberste Glied eines Fingers ab. Keine Regung spiegelt sich in seinem Gesicht. Das Ritual verlangt Würde. Er nimmt das Fingerglied und faltet es in ein Tuch. Das Bündel reicht er hinüber, um zu zeigen, dass er es ernst meint mit seiner Reue. Der Boss lässt das Fingerglied in einem mit Spiritus gefüllten Glas einlegen und beschriften. Er wird es aufbewahren. Wie die anderen.

ヤクザ

JAPANS Niederlage wird zur Stunde der Yakuza. Binnen zwei Jahren vereint allein der Schwarzmarktkönig Ozu Kinosuke gut 200 Oyabun mit fast 27.000 Gefolgsleuten in seiner „Straßenhändler-Gewerkschaft“, wie er den Zusammenschluss nennt. Er sitzt in Tokyos Handelskammer und kandidiert – wenn auch erfolglos – für das japanische Parlament. Auch andere Gangsterbosse unterhalten enge Kontakte zu Politikern und werden im Gegenzug von ihnen gedeckt, weil ihre Leiharbeiter- und Konstruktionsfirmen den Wiederaufbau des Landes voranbringen.

Bei einer Erhebung der US-Besatzungsregierung im Herbst 1947 stellen die Amerikaner fest, dass fast ein Fünftel aller 14 Millionen Arbeiter und Angestellten Japans im Oyabun-Kobun-System organisiert sind. Zwar zählen dazu auch völlig normale Beschäftigungsverhältnisse jenseits des Organisierten Verbrechens, aber ein nicht unwesentlicher Teil entfällt auf die einzelnen Yakuza-Gruppen und deren Firmen.

Ein hoher Offizier der US-Besatzungstruppen fasst die Lage so zusammen: Banden und einflussreiche Gangster bildeten in Japan ein „gewaltiges Untergrundnetzwerk, das vom kleinsten Bauerndorf bis in höchste Regierungskreise reicht“.

Zwei Jahre nach der Kapitulation hat das Organisierte Verbrechen den Arbeitsmarkt und die Politik ebenso durchsetzt wie Handel und Güterverkehr. Die Banden bestimmen die Preise und übernehmen sogar staatliche Aufgaben, vergeben etwa Lizenzen oder ziehen Steuern ein – erpressen aber gleichzeitig Schutzgeld.

Trotzdem lassen die Amerikaner die Yakuza gewähren. Denn im nun einsetzenden Kalten Krieg haben Besatzungsregierung, Organisiertes Verbrechen und ultranationale Gruppen einen gemeinsamen Feind: die Kommunisten.

Beunruhigt verfolgen alle, wie Japans KP ihre Mitgliederzahl von 8000 im Jahr 1946 auf 100.000 drei Jahre später steigert. Auch die Gewerkschaften haben starken Zulauf.

Eine Aufforderung zum Kampf gegen die Kommunisten brauchen die Banden nicht. Schon aus Eigeninteresse als Unternehmer gehen sie mit Gewalt gegen die Vertreter der Arbeitersache vor. Dem Vorsitzenden einer landesweiten Gewerkschaft, der für Japans KP im Parlament sitzt, zerschneiden zwei Yakuza

mit einem Dolch die Stirn, als er sich weigert, einen für Februar 1947 geplanten Generalstreik abzusagen.

Der 1950 ausbrechende Koreakrieg forciert eine Kehrtwende in der Japanpolitik der US-Regierung. Das Inselreich, das eigentlich entmilitarisiert werden sollte, wird nun zum Bollwerk gegen die vermeintliche kommunistische Bedrohung Asiens ausgebaut.

1952 entlassen die USA das Land in die Eigenständigkeit, Japan ist fortan wieder ein souveräner Staat. Das Engagement der US-Geheimdienste aber bleibt hoch. Ab 1955 zählt die CIA heimlich Millionen Dollar an die Liberaldemokratische Partei (LDP), die die Regierung stellt, um die Rechtskonservativen gegen die linke Opposition zu stärken.

Ein anhaltender Wirtschaftsboom lässt die Schwarzmärkte verschwinden. Und so steigen die Yakuza schon bald in die Vergnügungsindustrie ein. Die japanischen Rotlichtbezirke mit ihrem Angebot aus Stundenhotels und Bordellen, Strip-Lokalen, Porno-Shows, in denen die Gäste mit auf die Bühne kommen können, gelten schon bald als die exotischsten und sichersten der Welt – solange sich alle an die Regeln der Banden halten. Wer sie aber bricht, muss damit rechnen, fast zu Tode geprügelt zu werden. Als ein Gesetz 1958 die Prostitution verbietet, übernimmt das Organisierte Verbrechen das gesamte Geschäft.

In Tokyo und anderen Metropolen Japans schließen sich die Gangs zu immer größeren Organisationen zusammen, die Japan nun untereinander aufteilen. Nach und nach setzen sich einige wenige Oyabun an die Spitze. Die Bosse herrschen über eigene Gemeinwesen mit fest definierten Grenzen. Ihre Gesetze regeln das Zusammenleben in der Gruppe, sie allein entscheiden über die Bestrafung ihrer Mitglieder.

Die Kämpfe um die lukrativsten Bezirke tragen die Oyabun in Verhandlungen aus oder in „stillen“ Bandenkriegen, die nur unter den beteiligten Yakuza Todesopfer fordern.

So wächst beispielsweise die Yamaguchi-Bande aus Kobe – die im Oktober

1946 aus einem Oyabun und 25 Kobun bestand – bis 1969 auf ein Syndikat von mehr als 340 Banden mit rund 10 000 Mitgliedern an, die ein Chef regiert wie einst ein Feudalherr seine Vasallen.

★☆☆

Wenige Wege nur führen heraus aus der Verbrecherfamilie: der Tod oder die Verstößung, die schlimmste aller Strafen. Denn in einem solchen Fall verliert der Yakuza nicht nur sein Einkommen, sondern auch sein Gesicht, sein Ansehen, seine Autorität. Ehrenvoll kann er sich dieser Strafe nur durch den rituellen Selbstmord entziehen. Niemals aber dürfen Harmonie und Rangordnung in der Gruppe gestört werden.

★☆☆

ZU BEGINN DER 1960ER JAHRE existieren in Japan mehr als 5000 Gangs mit insgesamt gut 180 000 Mitgliedern, von denen der Großteil in sieben Syndikaten zusammengeschlossen ist (zudem gibt es eine unbekannte Zahl Krimineller, etwa Taschendiebe oder Drogendealer, die keine Yakuza sind).

Aber ein Mann denkt noch weiter, über die Grenzen der Syndikate hinaus. Einer, der an einem Dachverband aller Banden arbeitet – obwohl er selbst nicht aus den Reihen der Yakuza stammt. Es ist einer jener Männer, die die Japaner als *kuromaku* bezeichnen, als Strippenzieher hinter dem „schwarzen Vorhang“, wie er zur Bühne des traditionellen Kabuki-Theaters gehört: Vermittler zwischen den Welten des Organisierten Verbrechens, der Wirtschaft und der Politik.

Kein Kuromaku bestimmt die Geschichte der Yakuza in den 1950er und 1960er Jahren so sehr wie der Unternehmer Kodama Yoshio.

Sein Leben ist eine Geschichte des Geldes und der Gewalt. Aus Not wird der 1911 geborene Kodama im Alter von acht Jahren zu einer Familie in Korea gegeben. Vier Jahre später lebt der inzwischen verwaiste Junge als Arbeitsklave in einer Eisengießerei. Erst als 15-Jähriger kehrt er nach Japan zurück. In Korea zum Fremdenhasser geworden, schließt er sich in Tokyo den

Rechtsradikalen an, die bald sein Organisationstalent erkennen.

Weil ihm die etablierten Gruppen nicht radikal genug sind, gründet er im Alter von 21 Jahren die „Unabhängige Jugendgesellschaft“, um alle „inneren Feinde“ Japans auszuschalten: Gewerkschafter, Kommunisten, Sympathisanten der Linken, zu denen Kodama auch alle Minister der Regierung zählt. 1932 scheitert ein Attentatsversuch seiner Gruppe auf den Premier. Kodama wird gefasst und inhaftiert.

Als er das Gefängnis nach fünfeinhalb Jahren verlässt, ist seine ultranationalistische Haltung im inzwischen nach rechts gerückten Japan fast schon gesellschaftsfähig. Kodama dient sich als Agent dem Außenministerium an, geht in den japanisch besetzten Teil Chinas, eröffnet einen Tag nach dem Überfall auf Pearl Harbor im Dezember 1941 ein Handelsbüro in Shanghai und beschafft den japanischen See- und Luftstreitkräften von dort aus alles, was sie brauchen.

Kodama und seine „selbstaufopfernden Jugendlichen“, wie er sie nennt, pressen den Chinesen Nahrungsmittel und kriegswichtige Rohstoffe wie Kobalt, Radium, Nickel oder Kupfer zu Niedrigstpreisen ab. Die Waren verkauft er mit großem Profit ans japanische Militär – vermutlich besticht er die Offiziere, die für den Einkauf zuständig sind.

Mit dem Gewinn macht Kodama eigene Geschäfte, handelt offenbar mit Drogen, Waffen, Mineralien. Bei Kriegsende ist er Brigadegeneral der japanischen Streitkräfte und verfügt über ein Vermögen von 175 Millionen US-Dollar in Industriediamanten, Platin und Banknoten. Einen großen Teil davon kann er noch vor Kriegsende nach Japan bringen und an einen Vertrauten übergeben, ehe ihn die Amerikaner 1946 als mutmaßlichen Kriegsverbrecher einsperren.

Der kleine, kräftig gebaute Mann mit dem grobschlächtigen Gesicht und der

entwaffnend sanften Stimme nutzt die Zeit in Haft, um seine Memoiren zu schreiben.

Zu Papier bringt er Sätze wie diese: „Das bestialische Gebrüll der Kommunistischen Partei dringt durch die vergitterten Fenster des Sugamo-Gefängnisses bis in meine Zelle. Ich höre den dumpfen Marschtritt Tausender von Kommunisten auf dem Weg zur Bolschewisierung Japans. Wer wird ihnen den letzten Kampf liefern? Hinter den Gittern von Sugamo verzehrt mein junges Leben sich in leidenschaftlicher Inbrunst aus Liebe zu meinem Land und zur Gerechtigkeit.“

Es ist dieser Hass, der ihn interessant macht für die Amerikaner, die einen Linksruck in Japan befürchten. Obwohl der US-Geheimdienst Kodama als „außerordentlich gefährlich“ und „großes Sicherheitsrisiko“ einstuft, kommt er 1948 ohne Gerichtsverfahren frei.

Auch andere Politiker und deren Handlanger, die Japan in den Weltkrieg gesteuert haben, kehren nun zurück in das öffentliche Leben, um auf der Seite der Amerikaner gegen den Kommunismus zu streiten.


Kodama ist noch keine 40 Jahre alt. Bald geht kein Weg mehr an ihm vorbei.

Geschick spielt er bei den Amerikanern nun seine Verbindungen zu rechten Kampfverbänden aus sowie Kontakte zu den Yakuza, die er in jungen Jahren geknüpft hat. Als sich 1949 die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter einer großen Kohlemine erheben, lässt Kodama eine Schlägerbande antreten, um den Aufstand niederzuringen.

Wann immer die Amerikaner fortan Hilfe brauchen vom Organisierten Verbrechen, ist Kodama ihr Ansprechpartner.

Sie geben
vor, die
ritterlichen
Tugenden
der
Samurai zu
verteidigen,
des alten
japanischen
Krieger-
adels



A photograph of a man in profile, wearing a white shirt, smoking a cigarette. He is in a dark environment with colorful, out-of-focus lights in the background, suggesting a nightclub or bar. The lighting is dramatic, with strong highlights on the man's face and shirt, and deep shadows elsewhere. The background features blurred lights in shades of blue, green, and red.

Clanmitglieder beim Besuch einer Stripteasebar in Kabuki-cho. Auch dieser Club wird von der Yakuza kontrolliert. Schutzgeldzahlungen gehören zu den größten Einnahmequellen der Verbrecherfamilien, aber auch Glücksspiel, Sportwetten, Drogenhandel, Prostitution – sowie legale Geschäfte von der Hochzeitsagentur bis zur Immobilienfirma

Während des Koreakrieges rüstet er die neuen japanischen Streitkräfte aus (die offiziell nur zur Verteidigung aufgestellt werden), sichert sich Rüstungsverträge im In- und Ausland. Er ist ein wichtiger Finanzier der Liberaldemokratischen Partei, die das Land 38 Jahre lang regieren wird.

Geld und Beziehungen bestimmen in Japan, wer in die Regierung kommt. Kodama hat genug von beidem. Und so wird Kishi Nobusuke, ein Mithäftling aus Sugamo, 1957 Parteivorsitzender und zum Premier gewählt.

Drei Jahre später bittet Kishis Regierung Kodama, den Besuch des US-Präsidenten Dwight D. Eisenhower mit „Ordnern“ gegen die Proteste der linken Opposition abzusichern.

Hunderttausende Japaner – Studenten, Marxisten, Frauenrechtlerinnen – marschieren im Mai und Juni 1960 durch Tokyos Straßen, um gegen die Regierung und den Abschluss eines neuen Sicherheitsvertrages zwischen Japan und den USA zu demonstrieren.

Die Bürgerrechtler fürchten den Einfluss Washingtons, da der Beistandspakt unter anderem vorsieht, dass Japans Regierung bei innenpolitischen Schwierigkeiten US-Truppen zu Hilfe rufen kann.

Kodama lässt sich von mehreren Oyabun „Ordner“ stellen – darunter auch vom einstigen Schwarzmarktkönig Ozu Kinosuke. Mitte Juni 1960 verfügt seine private Schutztruppe über 28 000 Yakuza und 10 000 Ultranationale sowie über Hubschrauber, Flugzeuge, Lastkraftwagen, Feldküchen, Erste-Hilfe-Einheiten.

Am Abend des 15. Juni 1960, wenige Tage vor dem erwarteten Eisenhower-Besuch, treffen vor dem Parlament in Tokyo Zehntausende Demonstranten auf 5000 Polizisten und annähernd 1000 „Ordnungskräfte“ der Yakuza.

Kurz nach 17 Uhr fahren zwei Lastwagen der Gangster direkt in die protestierende Menge an einem Eingangstor des Ratsgebäudes. Männer mit Kopf- und Armbinden springen von den Ladeflächen und prügeln die Bürger nieder – ihre Holzknüppel sind mit Nägeln be-

wehrt. Am selben Abend stirbt eine Studentin der Universität Tokyo bei Kämpfen mit der Polizei. Der Besuch des US-Präsidenten muss abgesagt werden.

Kishi übernimmt – zwei Tage nach Inkrafttreten des neuen Vertrages – die politische Verantwortung und tritt kurz darauf zurück. Die LDP aber bleibt an der Macht, obwohl die Verflechtung der Regierung sowie der Polizei mit dem Organisierten Verbrechen offensichtlich geworden ist.

Und die Verbindung zu den Yakuza ist keineswegs ehrenrührig: Immer wieder lässt sich etwa der Vize-Chef der LDP mit Verbrechergrößen fotografieren. Gangster helfen Politikern während der Wahlen als Leibwächter, aber auch als Geld- und Stimmensammler.

Zudem sind die Yakuza nicht verboten. Im Gegenteil: Die Banden unterhalten Stadtteilbüros, in denen Fotos ihrer Mitglieder aushängen, geben Mitgliedszeitschriften heraus, tragen ihr Bandensymbol am Revers, verkünden wichtige Veränderungen in Pressekonferenzen.

Viele Bürger rufen bei kleineren Streitigkeiten wie etwa Schadenersatzansprüchen nach einem Autounfall nicht die Justiz zu Hilfe, sondern wenden sich an die Yakuza: als Schlichter. Einen Rechtsanwalt können sich die meisten Japaner nicht leisten – zudem fördert das traditionelle Harmoniestreben im Inselstaat ohnehin, dass sich die Parteien eher privat einigen als in einem Streit vor Gericht.

Zwar organisiert die Polizei immer wieder Razzien, aber der Effekt bleibt meist gering. Die Beamten vor Ort wissen um die Verflechtung der Bandenbosse mit führenden Politikern. Manchmal arbeiten die Polizisten deshalb sogar mit den Yakuza zusammen, etwa im Kampf gegen andere Kriminelle.

Auch äußerlich verstecken die Yakuza nicht, womit sie ihr Geld verdienen. Sie kopieren die Kleidung der Gangster aus den Hollywoodfilmen. Dunkle Anzüge, weiße Krawatten, Sonnenbrillen.

Mit ihren Vermögen kaufen sich die Yakuza in Firmen und Großunternehmen ein.

Oder sie greifen als *sokaiya* an, als Kleinaktionäre, die sich von einem Firmenvorstand dafür bezahlen lassen, dass die Jahreshauptversammlung planmäßig verläuft – etwa indem sie unbequeme Fragesteller vom Aktionärstreffen fernhalten oder einfach überschreien. Oder sie drohen selbst, eine solche Ver-

sammlung in ein Fiasko zu verwandeln, um Geld zu erpressen.

Auch Kodama beherrscht dieses Spiel mit Aktionärsstimmen und Informationen, das neben den traditionellen Geschäften wie Drogenhandel, Prostitution oder Glücksspiel zur neuen Einnahmequelle der Yakuza wird.

Und es gelingt ihm, seinen Dachverband zu verwirklichen: Die sieben mächtigsten Gangs im Raum Tokyo schließt er für einige Zeit zu einer Koalition unter seiner Führung zusammen – damit verfügt er über so viel Macht wie kaum ein anderer im Land.

Doch dann begeht er einen Fehler. Er erkennt nicht, wann er aufhören muss.

ヤクザ

Wenn sie kommen, gehört das Lokal ihnen. Es wird vollständig geräumt. Die Bosse wollen Kaffee trinken. Sie in Ruhe besprechen. An umstehenden Tischen sitzen Familienmitglieder in schwarzen Anzügen, mit gebügelten Hemden und Krawatten. Draußen stehen tadellos gekleidete Wachen. Sonnenbrillen schützen ihre Augen. Kein Mensch wird sich trauen, diese Barriere zu durchbrechen. Es sei denn, ein rivalisierender Bandenchef hat es befohlen.

ヤクザ

IN DEN SPÄTEN 1960ER JAHREN entbrennt zwischen den drei US-Firmen McDonnell-Douglas, Boeing und Lockheed ein „Flugzeugkrieg“ um die Märkte der Welt. Bei einem früheren Geschäft hat Kodama bereits erfolgreich in Japan für Lockheed vermittelt und dafür wohl mindestens 1,7 Millionen US-Dollar erhalten. Nun geht es um ein weitaus größeres Geschäft: Die Firma will Großjets im Gesamtwert von einer halben Milliarde Dollar an eine japanische Fluglinie verkaufen – und damit McDonnell-Douglas zuvorkommen.

Von 1969 an zahlt Lockheed rund zwölf Millionen US-Dollar an Provisionen und Schmiergeldern, um die Konkurrenz auszusteichen. Davon geht mehr als die Hälfte an Kodama, der damit führende Politiker sowie Manager bei der Flugesellschaft besticht. Ab 1972 erhält Lockheed tatsächlich die erwünschten Aufträge.

Vielleicht wäre nichts davon je bekannt geworden. Vielleicht hätte niemand je etwas erfahren von den Kleidersäcken und Apfelsinenkartons, in denen das Schmiergeld nach Japan transportiert wurde. Nichts von der Korruption auf allen Ebenen der japanischen Wirtschaft und Politik – wenn nicht die Börsenaufsicht der USA 1976 die Verbindung zwischen Kodama und Lockheed ans Licht gebracht hätte und Buchprüfer auf seltsame Quittungen in den Lockheed-Unterlagen gestoßen wären.

Belege wie diese: „Ich erhielt 100 Erdnüsse.“ Mittelsmänner in Japan hatten sie den Geldboten des Konzerns ausgestellt. Es dauert eine Weile, bis klar wird, dass eine „Erdnuss“ einer Million Yen entspricht (damals 3200 US-Dollar).

Japan stürzt in eine Regierungskrise. Neben etlichen Politikern hat auch ein früherer Premierminister Geld genommen. Kodama erleidet während der Ermittlungen einen Schlaganfall. Trotzdem wird er wegen Steuerhinterziehung und Devisenvergehen angeklagt.

Am 23. März 1976 stürzt sich ein als Kamikaze-Pilot gekleideter Pornodarsteller mit einem gemieteten Flugzeug auf Kodamas Villa. Der Rechtsradikale ist offenbar enttäuscht von seinem einstigen Idol Kodama, der von den Amerikanern, Japans früheren Todfeinden, Geld genommen hat.

Kurz bevor er aufschlägt, brüllt er über Funk den Kampfschrei der japanischen Weltkriegsflieger in den Äther: „Lang lebe der Kaiser!“ Er kommt beim Aufprall ums Leben. Feuer bricht aus. Kodama, der sich während des Attentats in der Villa befindet, bleibt unverletzt.

Verurteilt aber wird der Strippenzieher nie. Sein schlechter Gesundheitszustand lässt über Jahre keine Gerichtsverhandlung zu. Einem Staatsanwalt, der ihn befragt, sagt er, er habe seine „göttliche Strafe“ dafür erhalten, dass er Geschäfte mit einer Firma gemacht habe, deren Flugzeuge im Krieg gegen Japaner eingesetzt worden seien.

Literaturempfehlungen: David E. Kaplan / Alec Dubro, „Yakuza“, University of California Press; guter Überblick über die Geschichte des Organisierten Verbrechens in Japan. Peter B. E. Hill, „The Japanese Mafia“, Oxford University Press: solide wissenschaftliche Studie über Struktur und gesellschaftliche Bedeutung der Yakuza.

Die letzten Monate seines Lebens ist er nicht mehr bei Bewusstsein. Am 17. Januar 1984 stirbt Kodama nach einem weiteren Schlaganfall im Alter von 72 Jahren. Auf seiner Beerdigung verkündet der Boss der Inagawa-Bande: „Nie wieder wird die Welt einen wie Kodama Yoshio sehen.“

Da aber bröckelt breits der Rückhalt der Yakuza in der Bevölkerung. Neu aufblühende und nun offen ausgetragene Bandenkriege machen den Menschen Angst. Im Ringen um die Nachfolge an der Spitze der Yamaguchi-gumi, des größten Syndikats, treffen die Rivalen innerhalb von fünf Jahren mehr als 300-mal aufeinander; 25 Yakuza kommen dabei ums Leben, 70 werden verletzt, mehr als 500 festgenommen.

Bei einer Umfrage der japanischen Polizei im Jahr 1989 empfinden nur noch zehn Prozent der Befragten die Banden als nützliches Übel. Rund 80 Prozent dagegen sehen in den Gangstern – die ihr Geld nun vor allem als erpresserische Aktionäre, Kreditgeber, Immobilien- und Börsenspekulanten verdienen – Feinde der Gesellschaft.

Im Frühjahr 1992 tritt Japans erstes Gesetz gegen das Organisierte Verbrechen in Kraft. Wenige Monate später erklären die Behörden die drei größten Syndikate – Yamaguchi-gumi, Sumiyoshi-rengo und Inagawa-kai – zu kriminellen Vereinigungen.

Damit ist die Mitgliedschaft in einem dieser drei Syndikate aber noch keineswegs verboten, die Gruppen sind nach wie vor legal. Das Gesetz ermöglicht den Behörden nur, schneller durchzugreifen, wenn die als kriminell eingestuft Yakuza sich nicht an die neuen Regeln halten, die ihnen etwa verbieten, zukünftig noch ihr Geld mit „gewaltsamen Forderungen“ wie Erpressung und Nötigung zu verdienen.

Gleichzeitig untersagt das Gesetz den Banden offene Werbung für ihre Dienste an ihren Stadtteilbüros. Schil-

der an öffentlichen Bädern oder Restaurants tätowierten Menschen nun den Zutritt.

Der Effekt des Gesetzes aber ist gering. Die Yamaguchi-gumi gibt an ihre assoziierten Banden die Devisen aus, vorerst alle sichtbaren Embleme und Türschilder aus den Stadtteilbüros zu entfernen. Um die Justiz zu umgehen, wandeln sich Banden in politische Organisationen oder Privatunternehmen um. Eine Yakuza-Gruppe firmiert fortan gar als religiöse Sekte.

Doch ob die Gangs ihr Geld inzwischen legal verdienen oder nach wie vor mit Glücksspiel, Prostitution, Schutzgelderpressung, Drogenhandel oder Sportwetten: Ihren Gewinn legen sie alle schon lange in Aktien und Immobilien an.

Mitte 2009, 17 Jahre später, kontrollieren die Yakuza nach der Schätzung eines Experten gut 50 an den Börsen von New York und Tokyo notierte Unternehmen. Allein in der japanischen Hauptstadt gehören den Banden mindestens 1000 weitere Firmen und Geschäfte.

Gegen die globale Finanzkrise jedoch, die im Herbst 2008 ausbricht, sind auch die Yakuza nicht gefeit, etliche verlieren ihr Vermögen. Gleichzeitig verschärft Japans Regierung die Gesetze gegen das Organisierte Verbrechen.

Und so ändern sich im Land der aufgehenden Sonne langsam die Dinge für die 86 000 Yakuza.

Für die Männer mit der Zahlenkombination 8-9-3 im Namen. □

Anja Herold, 44, ist GEOEPOCHE-Redakteurin. Der Fotograf Anton Kusters, 36, hat mit seinem Bruder Malik, 32, über Jahre den Kontakt zu einer Yakuza-Familie in Tokyo aufgebaut. Ihre Dokumentation, an der sie weiterarbeiten, zeigt die Symbiose zwischen den Yakuza und dem restlichen Japan. Der erste Band ihres „893 Magazine“ ist 2010 erschienen (www.antonkusters.com).

**Moderne
Yakuza
sind finanz-
starke Un-
ternehmer:
»Goldman
Sachs mit
Pistolen«,
wie es ein
Kenner
formuliert**

DER BOSS

Aus der Kleinstadt Corleone steigt Bernardo Provenzano zum obersten Chef der Mafia auf. Sein auf klein gefalteten Zetteln. Als die Polizei ihn 2006 schließlich fasst, nach mehr als 40 Jahren auf

Der Polizeispäher starrt auf den Bildschirm. Die Überwachungskamera liefert seit knapp zwei Tagen das gleiche Bild; es zeigt eine steinerne Hütte und einen Schafstall aus Wellblech. Endlich rollen drei Wagen den Feldweg hinauf. Sie kommen, um einem Phantom ein Gesicht zu geben: Bernardo Provenzano, der sich seit 43 Jahren vor der Polizei versteckt und in dieser Zeit vom rohen Killer zum Strategen der „Cosa Nostra“, der sizilianischen Mafia aufgestiegen ist – zum *capo di tutti capi*, dem „Boss aller Bosse“.

Noch ehe das erste Fahrzeug hält, springen vier Zielfahnder mit gezogenen Waffen heraus, sprinten zur Hütte und verschwinden im Inneren. Es ist der 11. April 2006, kurz nach 11.20 Uhr.

Als Renato Cortese, der Chef der Einheit, wieder ins Freie tritt, brüllt er: „Wir haben ihn gefasst!“ Die Anti-Mafia-Spezialeinheit von Palermo hat einen der mächtigsten Gangster Europas verhaftet.

Und steht doch vor einem Rätsel.

Denn das Versteck in Montagna dei Cavalli, einem abgelegenen Ortsteil des Landstädtchens Corleone, ist derart schäbig, dass die Jäger es zunächst nicht wahrhaben wollen.

In der Hütte riecht es nach abgestandenem Schafskäse. Die Fenster sind mit Müllsäcken verdunkelt. Ein schmutziger Topf auf einem Campingkocher, Reste von gekochten Zichorien. Ein TV-Gerät, eine zerlesene Bibel. Das Bett ist nicht bezogen; nur ein Schlafsack liegt darauf.

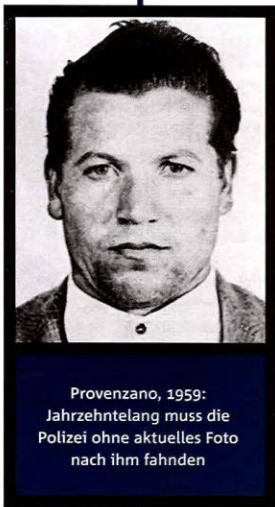
Im Raum kauert ein alter, schlecht rasierter Mann, schmal, in zerschlissenen Jeans und Poloheemd; um den Hals trägt er drei Rosenkränze, an einer Schnur eine Brille. Es ist Bernardo Provenzano.

Die einzigen Hinweise auf seine Macht sind zwei Schreibmaschinen: eine elektrische und ein mechanisches Reise-Modell, in das gerade ein Bogen Papier eingespannt ist. Mit Maschinen wie diesen hat Provenzano in den zwei Jahrzehnten zuvor unzählige Anweisungen an seine Gefolgsleute getippt: Investitions- und Personalentscheidungen, Schiedssprüche und Mordbefehle. Kunstvoll gefaltet und mit Klebeband versiegelt, passten die Botschaften unter

eine Armbanduhr, in eine Mauerritze, eine zum Gruß ausgestreckte Hand. So wurden sie unsichtbar von Kurier zu Kurier weitergegeben, bis sie nach vielen Stationen bei dem Empfänger anlangen, der sich hinter der aufgekritzten Codenummer verbarg.

Ein scheinbar primitives System. Doch anders als E-Mails oder Telefongespräche waren die Briefchen von der Polizei fast nie aufzuspüren. Sie ließen weder Widerspruch zu noch Missverständnisse. Die Schreibmaschinen, gesäumt von der sorgfältig verwalteten Eingangs- und Ausgangspost, waren ein hocheffizientes Machtinstrument.

Was aber trieb einen vielfachen Millionär dazu, so zu leben? Was brachte einen Menschen dazu, jedes erdenkliche Verbrechen zu begehen, um Reichtum und Macht anzuhäufen – und dann so erbärmlich zu hausen wie der ärmste Bauer?



Provenzano, 1959:
Jahrzehntelang muss die
Polizei ohne aktuelles Foto
nach ihm fahnden

BERNARDO PROVENZANO wird am 31. Januar 1933 in Corleone geboren, 35 Kilometer südlich von Palermo. Die

große Mehrheit der Menschen in dem Ort (der später durch den Roman „Der Pate“ sowie den gleichnamigen Film berühmt werden wird) ist arm. Bei Sonnenaufgang versammeln sie sich vor den Aufsehern der Güter und erwarten untätig, wer zur Feldarbeit herausgerufen wird, darunter Bernandos Vater. Nach der zweiten Klasse nimmt er den Jungen von der Schule und mit aufs Feld. Doch Bernardo

DER BOSSE

Imperium lenkt er aus dem Untergrund – mithilfe einer Schreibmaschine und Nachrichten der Flucht, haust der mächtigste Verbrecher Italiens in einer Schäferhütte VON MATHIAS MESENHÖLLER

träumt von einem Leben ohne Kränkungen und Hunger. Und er meint, den Weg dorthin zu kennen.

Auf Sizilien gilt es immer noch als mannhaft, sich mit Messer oder Flinte durchzusetzen. Ein Weg, der Wohlstand verheißt – vor allem aber Respekt. Viele angehende Mafiosi werden weniger von der Aussicht auf Reichtum gelockt als vielmehr vom Vorbild bekannter „Ehrenmänner“, vor denen die Menschen verstummen und die Köpfe senken. Bernardo kann oder will dieser Aussicht nicht widerstehen.

Wann er und sein engster Freund Salvatore „Totò“ Riina ihr erstes Verbrechen begehen, ist unbekannt. Ebenso, ab wann die beiden für Luciano Leggio arbeiten, einen Unterboss der Corleoneser Mafia. Um 1955 jedenfalls gehören sie zu Leggios Bande. Und möglicherweise ist Provenzano von Beginn an ebenso gewalttätig wie Riina und Leggio, vielleicht aber schaut er sich diese Brutalität bei den beiden auch nur ab. Seinem Naturell nach ist er eher bedächtig, kühl. Doch ist eine Sache erst einmal entschieden, kämpft er sie ohne Skrupel bis zum Ende durch.

1958 ermordet die Leggio-Bande den mächtigen Capo von Corleone. Es ist ein riskanter Angriff ohne Rücksicht auf dessen politische Verbindungen und Rang in der Mafia. Um dem Gegenschlag zuvorzukommen, schickt Leggio seine Leute in einen regelrechten Vernichtungskrieg gegen die Männer des Toten. Provenzano erweist sich als kaltblütiger, sicherer Schütze – ein verlässlicher Killer.

Wahrscheinlich übernimmt er das soldatische Elitebewusstsein vieler Mafiosi, die gewöhnliche Menschen als schwach verachten – und Gelegenheitsverbrecher als Abschaum. Für sie ist die Mafia keine kriminelle Organisation, sondern eine ehrenhafte, stolze Lebensform.

Im September 1963 wird Provenzano auf die staatlichen Fahndungslisten gesetzt. Doch da lebt die Bande bereits in Verstecken, um ihren Rivalen zu entgehen. Ein Leben auf der Flucht hat begonnen. Es wird erst im April 2006 enden.

DIE NEUEN HERREN von Corleone knüpfen Kontakte zu den großen Clans in Palermo. Zwar gelten sie als bäurische Emporkömmlinge – aber auch als nützliche Verbündete: schwer greifbar, hungrig und außergewöhnlich brutal.

1969 stellt Leggio seinen besten Killer Provenzano für ein Mordkommando gegen einen verfeindeten Mafia-Boss

ab. Bei dem Feuergefecht wird Provenzano verwundet, dringt aber zu seinem Opfer vor; da seine Maschinenpistole blockiert, schlägt er dem anderen mit deren Kolben den Schädel ein, bekommt eine Pistole zu fassen und schießt ihm in die Schläfe. Den „Traktor“ nennen sie ihn nun.

Der Clan aus Corleone steigt endgültig zu einem der mächtigsten von Palermo auf. Und bleibt es auch, als Luciano Leggio 1974 gefasst wird: Denn nach und nach geht die Führung auf Riina über, und der schätzt riskante, lukrative Märkte wie das hart umkämpfte Drogengeschäft. Sein Freund Provenzano bevorzugt dagegen weniger spektakuläre Methoden. Er übt Autorität durch Vermittlung, pflegt politische Kontakte, kontrolliert die Vergabe öffentlicher Aufträge vor allem im Gesundheitswesen.

Gleichzeitig unterwandern die Corleonesi die alteingesessenen Clans in Palermo, knüpfen Verbindungen zu Bossen im Umland und im Osten Siziliens, bauen eine Geheimarmee auf, indem sie heimlich Mitglieder anderer Familien anwerben. 1981 greifen Riina und Provenzano an: aus dem Nichts, wie sie es bei Leggio gelernt haben. Sie lassen zwei mächtige Bosse umbringen – und anschließend deren Männer, mögliche Parteigänger, unschuldige Verwandte. Als ihnen ein Getreuer entwischt, müssen nicht weniger als 35 von dessen Angehörigen und Freunden sterben. Die Corleonesi greifen nach der absoluten Macht. Hunderte ihrer Opfer liegen tot auf den Straßen; wohl ebenso viele verschwinden spurlos, vergraben in tiefen Baggerlöchern oder aufgelöst in Säurefässern.

Das beispiellose Gemetzel dauert zwei Jahre an. 1983 erkennen die Überlebenden der anderen Mafia-Familien Totò Riina als Boss der Bosse an. Damit ist er Herr über ein kriminelles Wirtschaftsimperium, das Waffen verschiebt, die Vergabe milliardenschwerer Aufträge im Bau- und Gesundheitswesen kontrolliert, Schutzgeld von praktisch jeder Branche und von Unternehmen jeglicher Größe erpresst, aber auch selber legale Firmen betreibt. Zudem sind die Corleonesi nun in großem Stil an dem Geschäft beteiligt, das die größten Gewinne einbringt – dem Drogenhandel: Morphin aus der Türkei wird auf der Insel zu Heroin verarbeitet und weiter in die USA geschmuggelt.

Provenzano bleibt im Hintergrund, kümmert sich darum, die Einnahmen des Clans zu waschen und anzulegen. Intelligenter und lernbereit, ein akribischer Schreibtischarbeiter, erwirbt „der Traktor“ bei Kumpanen und Untergebenen bald einen neuen Decknamen: „der Buchhalter“.

Der Name hat sich geändert, der Mann nicht. In Bagheria, einer Vorstadt östlich von Palermo, leitet Provenzano die Geschäfte von einer stillgelegten Nagelfabrik aus. Hierher bestellt er auch Leute, denen er nicht mehr vertraut, und lässt sie zu Dutzenden foltern und hinrichten. Anschließend treibt der beißende Geruch der Säure, in der die Leichen aufgelöst werden, über das Gelände. Das „Vernichtungslager von Bagheria“ nennen Mafiosi den Ort.

DIE SIEGER DES MAFIA-KRIEGES leben in Villen mit Meerblick, feiern üppige Bankette, genießen ihre Macht. Sie bilden einen Staat im Staat, werden wie seit Jahrzehnten geschützt von korrupten oder eingeschüchterten Beamten und Politikern. Kaum ein Sizilianer kooperiert mit den Ermittlungsbehörden – aus Furcht oder stiller Bewunderung für die scheinbar allmächtigen „Ehrenmänner“.

Die Politiker wiederum, die diese scheinbare Allmacht decken, erhalten einen Teil der Beute, Schutz vor Konkurrenten – vor allem aber Wählerstimmen, die ein Boss in die eine oder andere Richtung lenken kann. So eng sind das Organisierte Verbrechen und insbesondere die *Democrazia Cristiana* verflochten, dass Parteilassung und Mafia sich oftmals über genehme Volksvertreter abstimmen.

Ähnlich wie auf Sizilien versucht etwa zur selben Zeit in Neapel ein junger, aggressiver Clan die alten Familien der „Camorra“ zu verdrängen – doch anders als die Corleonesi letztlich ohne Erfolg. Auch in der kalabresischen „Ndrangheta“, deren Aktivitäten lange weitgehend unbeachtet blieben, tobt in den 1980er Jahren ein blutiger innerer Krieg. In der Folge beginnt ihr Aufstieg zu einer kriminellen Organisation von größter internationaler Bedeutung, vor allem durch den Handel mit kolumbianischem Kokain.

Provenzano, von dem nicht einmal bekannt ist, wie er aussieht, ja welche Rolle er spielt, bewegt sich mehr oder weniger frei durch Palermo. Er entwickelt einen Geschmack für elegante, teure Kleidung, schätzt gutes Essen. Doch oft hält er sich abseits. Längst hat er eine Lebensgefährtin, ist Vater von zwei Söhnen und verbringt die Abende lieber mit ihnen als auf Partys. Provenzano ist ein Familiennarr. Brutal gegen Außenstehende, liebevoll nach innen: In der Psychologie der „Ehrenwerten Gesellschaft“ ist das kein Widerspruch. Sondern ein Wert.

Anders als Riina lacht Provenzano selten, einige behaupten: nie. Die ausufernden Feiern erscheinen ihm dekadent. Auch Riinas blutige Diktatur macht ihm zunehmend Sorgen. Denn der bricht mit einem ehernen Gesetz der Mafia:

den Staat zu unterwandern, ihn aber nie frontal anzugreifen. In spektakulärer Folge lässt Riina Polizeioffiziere, Journalisten, Richter, Staatsanwälte, Politiker ermorden. Es ist jene Strategie der kompromisslosen Gewalt, mit der die Bande einst erst Corleone und dann Palermo erobert hat. Die Aussage ist unmissverständlich: Auf Sizilien herrschen die Corleonesi – und nur sie. Wer leichtfertig genug ist, ihre Kreise zu stören, stirbt. Ein zügelloser Hochmut.

Doch am italienischen Staat scheitert diese Hybris. Nun verliert die Mafia ihren geheimen politischen Rückhalt. Eine empörte Öffentlichkeit erzwingt schärfere Gesetze, Gerichte fällen harte Urteile – und können sich dabei auf Scharen von Überläufern und Kronzeugen stützen: die Überlebenden der zahlreichen Massaker.

Provenzano sieht vermutlich schon früh die drohende Niederlage, stellt sich aber nicht gegen Riina. Er wartet ab, taktiert. Und lässt im April 1992 seine Familie aus dem Untergrund auftauchen und nach Corleone ziehen. Es ist ein schwerer Entschluss, faktisch eine Trennung. Aber offenbar will er für das Kommende freie Hand haben.

Warum nimmt er an diesem Punkt nicht sein Geld und setzt sich mit der Familie ins Ausland ab? Vielleicht spielt eine Rolle, dass Riina es als Verrat betrachten könnte und dessen Killer weltweit operieren. Vermutlich stärker wirkt die Droge Macht, der Status eines Herrn über Leben und Tod; ein entlaufener Mafioso hingegen ist ein Niemand, einer jener verachteten Durchschnittsmenschen.

Sechs Wochen später lässt Riina durch eine Bombe den Richter Giovanni Falcone ermorden, Italiens prominentesten Mafiajäger, sowie dessen Frau und drei Leibwächter. Nach weiteren zwei Monaten sprengt die Mafia auch Falcones Freund und Kollegen Paolo Borsellino in die Luft.

Die Anschläge lösen nie gesehene Proteste aus – diesmal wehrt Italien sich mit aller Macht. Soldaten treffen auf Sizilien ein, Sonderbehörden werden eingerichtet. Anfang 1993 geht ihnen Totò Riina ins Netz. Die Mafia schlägt mit Bombenterror in ganz Italien zurück. Doch zwei Jahre später spürt die Polizei auch Riinas Nachfolger, seinen Schwager, auf. Die Organisation steht vor dem Zusammenbruch. Als Letzter der großen Corleonesi wird nun Bernardo Provenzano zum Boss der Bosse. Und verordnet dem wankenden Imperium sein eigenes Überlebensrezept: untertauchen, unsichtbar werden.

Die spektakulären Anschläge enden, die Morde nehmen ab. Schutzgelder werden herabgesetzt, die zerstörten Kontakte zu Politik und Wirtschaft vorsichtig repariert. Der neue Boss verzichtet auf Gewinnanteile und unterstützt die Familien der Inhaftierten, um das grassierende Kronzeugentum einzudämmen. Eine Entscheidung, die ihm leichter fällt als anderen: Provenzano schätzt das gute Leben, gibt aber wenig auf übertriebenen Luxus. Geld ist für ihn vor allem ein Mittel der Macht. Und um die geht es ihm.

Dafür, in der Parallelwelt der Cosa Nostra absoluten Respekt zu genießen, nimmt Provenzano nicht nur gewisse Einbußen in Kauf. Sondern ein Leben, das stetig gehetzter, karger, schließlich erbärmlich wird. Statt in Villen und ele-

Literaturempfehlungen: John Follain, „Die letzten Paten“, Fischer Taschenbuch: spannend und präzise erzählte Geschichte der Mafia-Krieger aus Corleone. Andrea Camilleri, „M wie Mafia“, Rowohlt: in 60 Einträgen nach Art eines Lexikons gibt der Krimiautor einen so originellen wie gedankenreichen Einblick in Provenzanos Wesen und Wertvorstellungen.

ganten Wohnungen schlüpft er immer häufiger in Gehöften und Feldhäusern unter, wohl selbst in Hühnerställen.

Drei Jahre nach Provenzanos Machtübernahme erhält die Anti-Mafia-Spezialeinheit in Palermo einen neuen Chef. Als Renato Cortese sich in Provenzanos Akte einarbeitet, ist er verblüfft. Nicht wegen dessen Blutrünstigkeit, so etwas kennt er. Sondern wegen der Gerissenheit und Disziplin, mit der sein Gegenspieler über Jahrzehnte seine Spuren verwischt hat.

Es gibt keine abgehörten Telefongespräche oder Mobiltelefon-Ortungen, weder observierte Kontakte zur Familie noch eine Geliebte, keine verlässliche Personenbeschreibung. Ein paar abgefangene Briefe, ein Foto von 1959. Das ist alles.

Eine jahrelange Kleinarbeit beginnt. Schritt für Schritt enttarnen Corteses Leute Provenzanos Postboten und Vertraute, seine Spitzel unter ihren Kollegen. 2002 hilft ihnen ein Überläufer, ein aktualisiertes Fahndungsbild zu erstellen. Drei Jahre später erfahren sie, dass der Boss 2003 unter falschem Namen in Marseille an der Prostata operiert worden ist.

Das Leben im Untergrund ist strapaziös. Ständige Angst und Wachsamkeit ruinieren Provenzanos Gesundheit. Er leidet an Venenschwäche, Rheumatismus, einer Zyste in der rechten Niere, einer Entzündung an der linken Hüfte sowie Hepatitis B und C – und an jener Prostata-Geschwulst, die in Marseille entfernt wird.

Von den Ärzten erhalten die Fahnder erstmals konkrete Angaben – bei den Spitzen der Organisierten Kriminalität gilt die ärztliche Schweigepflicht nicht. Der Mann, den sie suchen, ist 1,67 Meter groß, wiegt 74 Kilogramm, trägt eine Zahnprothese und hat eine Narbe am Hals. Eine Gewebeprobe liefert Provenzanos genetischen Fingerabdruck.

Im Sommer 2005 hat Cortese den Bericht der Ärzte in der Hand sowie ein am Computer erzeugtes Phantombild. Die Staatsanwaltschaft lässt Dutzende Männer aus Provenzanos engerem Kreis verhaften; mindestens zwei-, dreimal entkommen das Phantom den Fahndern nur mit Glück. Doch immerhin fangen sie etliche Geheimbotschaften auf klein gefalteten Zetteln ab: fast bürokratisch gehaltene Befehle, Schutzgeld einzufordern, eine Firma zu übernehmen, Präferenzen zugunsten eines Schützlings zu manipulieren.

Das Irritierende an diesen Nachrichten: Sie sind voller religiöser Formeln: „Euch segnen möge der Herr und beschützen!“ Oder: „Nicht mir gebührt der Dank, unserem Herrn Jesus Christus musst du danken.“ Oder: „Nach dem Willen Gottes möchte ich ein Diener sein.“ So schreibt der Boss der Bosse Untergebenen und Geschäftspartnern.

Viele Mafiosi halten sich für gute Katholiken und sehen keinen Widerspruch zwischen dem Glauben und ihrem

Mordgeschäft. Doch abermals sticht Provenzano heraus. Nach den Jahren der Krise gibt er sich demütig, weise und friedensbühmt; offene Aufforderungen zu Gewalt oder gar Mordbefehle finden sich in seinen Briefen nun nicht mehr, stattdessen gelegentlich Zitate aus der Heiligen Schrift und moralische Unterweisungen, fast im Duktus eines Priesters.

In seinem letzten Versteck wird die Polizei neben der Bibel Stapel von Heiligenbildchen entdecken und eine kleine Reisekrippe. Daraus mag, religiös verbrämt, die Einsicht sprechen, dass der Weg der reinen Gewalt eine Sackgasse war – aber wohl auch das spirituelle Bedürfnis eines alternden Mörders.

Provenzano imitiert möglicherweise einen Mafia-Mythos aus der Zeit, bevor die Corleonesi die Macht an sich rissen: das Bild vom guten Paten, der zwischen den Parteien vermittelt und auf die Moral seiner mordenden „Ehrenmänner“ achtet. Er gibt den großen Boss alter Schule.

Und treibt vermutlich die pseudo-religiöse Selbstwahrnehmung vieler Mafiosi auf die Spitze: dass sie mit all ihren Verbrechen einer höheren, gerechten, gottgefälligen Sache dienen. Sich selbst sieht er dabei als *capo di tutti capi*, der den Frieden brachte und so die Cosa Nostra rettete – ohne Rücksicht aufs eigene Wohlergehen.

Inzwischen hat er die Hütte in Montagna dei Cavalli bezogen und lebt dort in fast mönchischer Askese. Geblieben sind ihm die reine Macht, der ergebene Respekt derer, die ihm schreiben – und der Triumph, ungreifbar zu sein.

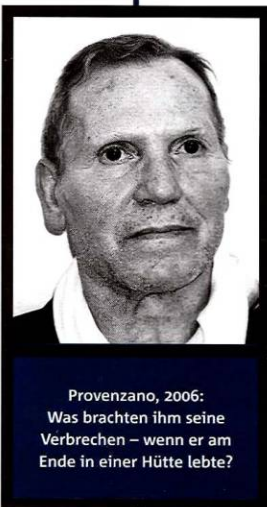
Bis am 11. April 2006 Renato Cortese in sein Versteck dringt. Puzzlestück um Puzzlestück hat sich der

Polizist seinem Ziel genähert, hat monatelang Provenzanos engste Verwandte abgehört, nach und nach Boten und Helfer identifiziert, schließlich versteckte Kameras in Corleone installieren lassen – am Ende führen ihn Plastiktüten mit frischer Wäsche für den Boss der Bosse auf die Spur nach Montagna dei Cavalli.

Provenzano versucht bei der Erstürmung noch vergebens, die Stahltür der Hütte zuzuschlagen, danach leistet er keinerlei Widerstand. Er lächelt. Und murmelt den Polizisten zu: „Ihr wisst nicht, was ihr gerade tut.“

Spielt er, wie manche meinen, auf das Wort Jesu am Kreuz an: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun?“ Dann hätte er den innersten Antrieb des „ehrenwerten“ Verbrechens berührt: den mörderischen Ehrgeiz, etwas ganz Besonderes zu sein – ein kleiner Gott.

Seither aber wahr Bernardo Provenzano die erste und letzte Tugend eines Mafioso. Er schweigt. □



Provenzano, 2006:
Was brachten ihm seine
Verbrechen – wenn er am
Ende in einer Hütte lebte?

Im SCHATTEN des STAATES

Die Geschichte des Organisierten Verbrechens ist eine Geschichte der modernen Nationalstaaten und ihrer Schwächen. Denn die lukrativsten Geschäfte sind dort zu machen, wo die staatliche Kontrolle versagt

VON ANDREAS SEDLMAIR

Schon seit Menschengedenken hat es Zusammenschlüsse von Verbrechern gegeben. So berichten bereits Papyri von kriminellen Banden im alten Ägypten, mussten sich die britischen Kolonialherren in Indien mit den traditionellen Gangs der „Thugs“ auseinandersetzen. Im Europa der frühen Neuzeit sind es vor allem Piraten sowie Banden von Wegelagerern und Dieben, die ihr Handeln koordinieren.

Doch im Laufe des 19. Jahrhunderts entsteht allmählich eine neue Erscheinungsform des Verbrechertums: die moderne Organisierte Kriminalität. Nun bilden sich dauerhafte Verbrechernetze, die komplexer strukturiert sind und effizienter arbeiten, indem sie die wirtschaftlichen und technischen Möglichkeiten der industrialisierten Welt ausnützen.

Sie profitieren oft von schwachen Nationalstaaten, die zwar einerseits das Gewaltmonopol beanspruchen, es aber andererseits nicht konsequent durchsetzen können. Exemplarisch entwickelt sich diese neue Form des Gangstertums in Italien, und so entsteht dort auch

jener Begriff, der im Laufe des 20. Jahrhunderts weltweit zum Synonym für Organisiertes Verbrechen wird: „Mafia“.

Um 1715, England
Der Londoner Jonathan Wild führt mehrere Diebesbanden an. Seine Profite erwirtschaftet er vor allem dadurch, dass er das erbeutete Gut an den ursprünglichen Besitzer verkauft. In der Öffentlichkeit gibt sich Wild als Diebesjäger aus, dessen Agenten die gestohlenen Gegenstände angeblich aufgefunden haben. Mehr als 100 Räuber liefert er sogar der Justiz aus und kassiert das Kopfgeld. Doch 1725 endet er selbst am Galgen. In Jonathan Wilds krimineller Tätigkeit finden sich Elemente des modernen Organisierten Verbrechens, etwa die differenzierte Struktur seiner Organisation, das Streben nach einer Monopolstellung und die Vermischung von legalen und illegalen Geschäften.

Um 1720
Bis zu 4000 Piraten fügen der Handelsseefahrt immensen Schaden zu. Typisch für die Seeräuberbanden sind eine ausgeprägte Hierarchie, eine hohe

Bereitschaft, Gewalt anzuwenden, und ein einheitlicher Verhaltenskodex – Merkmale des Organisierten Verbrechens. Anders als dessen spätere Vertreter handeln die Kaperfahrer jedoch häufig mit Genehmigung ihrer Herrscher, etwa des Königs von England oder der niederländischen Generalstände.

Auch die muslimischen Berberpiraten, die schon seit Jahrhunderten im westlichen Mittelmeer kreuzen, agieren in staatlichem Auftrag. Von Algerien im heutigen Algerien und anderen Städten an der nordafrikanischen Küste aus greifen diese Piratenbanden europäische Schiffe, aber auch die nördlichen Küstenstriche des Mittelmeers an. Im Laufe der Zeit machen sie so mehr als eine Million christliche Gefangene. Während die meisten Europäer als Sklaven in den muslimischen Staaten verbleiben, können einige von ihnen durch die Zahlung eines Lösegelds freigekauft werden.

Um 1767, China
In der Provinz Fujian gründen Mönche den Geheimbund „Tiandihui“ („Liga vom Himmel und

der Erde“). Ursprünglich handelt es sich dabei wohl um eine Selbsthilfeorganisation, doch schon bald verdienen deren Mitglieder auch mit Raubüberfällen und Erpressungen ihren Lebensunterhalt. Nach der Vereinigung der drei Harmonien, einer der zahlreichen Gruppen, die sich in den folgenden Jahrzehnten in China bilden, nennen Briten die Geheimbünde später „Triaden“.

1820, Italien
In Neapel entdecken Polizisten die schriftlichen Statuten einer geheimen Verbrecherorganisation – einer der ersten Hinweise auf eine kriminelle Vereinigung, für die sich in der Folgezeit die Bezeichnung „Camorra“ (wahrscheinlich: „Leiter eines Glücksspiels“) durchsetzt. Die Gruppe verdient ihr Geld vor allem mit Glücksspiel, Diebstahl und erpresst die Häftlinge in den Gefängnissen der Stadt.

1838, Sizilien
Ein Richter informiert an das Justizministerium, dass es in etlichen Dörfern Westsiziliens eine geheime Vereinigung gebe, deren Mitglieder sich an Verbrechen aller Art beteiligten; darüber hinaus handle sie

jedoch auch wie eine lokale Regierung, etwa indem sie Streitigkeiten zwischen gewöhnlichen Banditen schlichtete. Dieser Bericht ist die erste Nachricht über ein Phänomen, das bald unter dem Namen „Mafia“ bekannt werden wird.

Um 1845, USA
In New York treffen jährlich Tausende mittellose Immigranten vor allem aus Irland und Deutschland ein. In „Five Points“, einem Viertel in Manhattan, das als schlimmster Slum Amerikas gilt, schließen sich junge Einwanderer zu Gangs zusammen. Immer wieder treffen sie in blutigen Straßenschlachten aufeinander. Politische Drahtzieher organisieren mittels der Gewalt der Gangs und mit Geld die Wahlstimmen der Ärmsten. Ihre „Machines“ genannten Netzwerke erringen auf diese Weise die Macht in der Stadt.

Um 1850, Japan
Banden beherrschen viele Weststationen an den fünf Überlandstraßen, die Edo (das heutige Tokyo) mit dem Rest Japans verbinden. Die Gruppen, die im 18. Jahrhundert entstanden sind und nach einem Begriff aus

einem verbotenen Kartenspiel „Yakuza“ genannt werden, kontrollieren das Glücksspiel; ähnliche Banden erpresen die Straßenhändler und dominieren das Marktwesen.

1888, Italien
Eine anonyme Anzeige an den Präfekten von Reggio Calabria berichtet von einer „Sekte von Übeltätern“, die die Öffentlichkeit schikanieren. Bei dieser Mitteilung handelt es sich wahrscheinlich um den ersten offiziellen Hinweis auf eine kriminelle Organisation, die in der süditalienischen Region Kalabrien entstanden ist: die „Ndrangheta“ (vermutlich aus dem Griechischen, etwa „tapferer Mann“). In vielem ähnelt sie ihrem Gegenstück auf Sizilien, doch anders als bei der dortigen Mafia setzen sich die einzelnen Familien der kalabrischen Organisation vor allem aus Blutsverwandten zusammen. Sie üben so die volle Kontrolle über ihr jeweiliges Gebiet aus, untereinander sind sie aber nur locker durch jährliche Konferenzen verbunden.

15. Oktober 1890, USA
Der Polizeichef von New Orleans wird von unbekannten

Tätern erschossen. Die Öffentlichkeit verdächtigt Mitglieder einer kriminellen Vereinigung italienischer Einwanderer. Spätestens in Zusammenhang mit dem folgenden Prozess ist in der Geschichte der USA von der Existenz einer Geheimorganisation namens „Mafia“ die Rede. Als das Verfahren nicht mit den erwarteten Schuldsprüchen endet, stürmt am 14. März 1891 eine Volksmenge das Gefängnis und tötet elf Gefangene.

Um 1898, Deutsches Reich
In Berlin schließen sich mehrere Vereinigungen von Zuhältern und Kriminellen zum „Ring Berlin“ zusammen. Die nach dieser Dachorganisation „Ringvereine“ genannten Gruppierungen dienen vor allem der finanziellen Absicherung ihrer Mitglieder für den Fall eines Konfliktes mit der Staatsmacht.

Um 1900, USA
In Städten wie New York, Chicago oder New Orleans nötigen italienische Einwanderer ihre Landsleute mit der Androhung von Gewalt zu Geldzahlungen. Für diese Form der Erpressung bürgert sich der Name „Schwarze Hand“ ein. Es gibt aber keine zentrale Geheimorganisation dieses Namens, sondern lediglich zahlreiche voneinander unabhängige kleine Gangs.

30. Juli 1902, Italien
In Bologna ereignet in dem Prozess um die Ermordung des vormaligen Direk-

tors der Bank von Sizilien, Emanuele Notarbartolo, ein Schuldspruch gegen den Parlamentsabgeordneten und mutmaßlichen Mafia-Boss Raffaele Palizzolo aus Palermo. Zwar wird der zwei Jahre später von einem anderen Gericht mangels Beweisen freigesprochen, doch lenkt der Prozess erstmals die Aufmerksamkeit einer breiten Öffentlichkeit auf die Macht der sizilianischen Mafia.

17. Januar 1920, USA
Der 18. Zusatzartikel der US-Verfassung tritt in Kraft. Von nun an sind in den USA die Produktion und der Verkauf von alkoholischen Getränken verboten. Für die Gangsterbanden tut sich ein neues Geschäftsfeld mit hohen Gewinnspannen auf: Vor allem in den großen Städten wie New York und Chicago entstehen Tausende heimlicher „Flüsterkneipen“ (speakeasies), in denen illegal produzierter oder ins Land geschmuggelter Alkohol zu überhöhten Preisen ausgetrunken wird. Durch die enormen Verdienstmöglichkeiten sowie die Notwendigkeit zum koordinierten Handeln beschleunigt die Prohibition die Entwicklung des Organisierten Verbrechens in den USA.

1924, China
In Shanghai steigt Du Yuesheng („Großbohr-Du“) zum führenden Kopf der „Grünen Bande“ auf, der mit bis zu 100.000 Mitgliedern größten Triade der Stadt. Die Metropole im Osten Chinas,

die seit Mitte des 19. Jahrhunderts zum Teil von Großbritannien, Frankreich und den USA verwaltet wird, hat sich vor allem durch den Handel mit Opium zu einem Zentrum des Organisierten Verbrechens entwickelt. Darüber hinaus kontrollieren die Triaden auch die Prostitution, das Glücksspiel und die Kleinkriminalität in der Millionenstadt.

Die Bedeutung von Dus Grüner

einen Mordanschlag, den rivalisierende Gangster auf ihn verübt haben. Torrio übergibt daraufhin die Leitung seines später als „Chicago Outfit“ bezeichneten Imperiums an Alphonse „Al“ Capone, der in den folgenden Jahren vor allem durch seinen geschickten Umgang mit Politikern, Polizisten und Journalisten zu einem der erfolgreichsten Verbrecher in den USA wird.

in die dortigen Gangsterbanden integriert werden.

5. Dezember 1928, USA
Arnold Rothstein, der wichtigste Vertreter des jüdisch-amerikanischen Organisierten Verbrechens der 1920er Jahre, erliegt den Folgen eines Mordanschlags, der wahrscheinlich wegen Spielschulden auf ihn verübt worden ist. Rothstein gilt als der Gangster, der das *labor racketeering* erschlossen hat, das Ausnutzen von Konflikten zwischen Unternehmern und Arbeitern. Dabei greifen Mafia-Vertreter häufig auf beiden Seiten des Konfliktes ein, stellen etwa den Arbeitgebern Streikbrecher zur Verfügung, zwingen sie aber andererseits, gewisse Forderungen der Gewerkschaft anzunehmen.

14. Februar 1929
In einer Garage in Chicago erschließen höchstwahrscheinlich Angehörige von Al Capones Bande sechs Mitglieder einer irisch-amerikanischen Gang sowie einen Unbeteiligten. Die bald als „Valentinstag-Massaker“ bekannte Mordtat ist der Höhepunkt in einem seit Jahren ausgetragenen Konflikt zwischen rivalisierenden Gangstergruppen.

26. Juni 1929, UdSSR
Ein Dekret des sowjetischen Diktators Josef Stalin verfügt die Ausweitung des bereits bestehenden Systems von Strafslagern. Neben politischen Häftlingen bevölkern auch Hunderttausende ge-

wöhnliche Kriminelle die Lager. Ein Teil von ihnen schließt sich den „Dieben im Gesetz“ an, die sich wohl bereits zuvor gegründet haben. Diese Organisation zeichnet sich vor allem durch einen strengen Verhaltenskodex aus. So sind den Mitgliedern jede legale Form des Broterwerbs sowie Militärdienst verboten.

15. April 1931, USA
Giuseppe Masseria, Chef der größten Mafia-Gang in New York, wird in einem Restaurant erschossen. Einer seiner eigenen Leute, Charles „Lucky“ Luciano, hat ihn töten lassen. Der Mord ist der Höhepunkt eines Konfliktes, in dem zwei Fraktionen der New Yorker italo-amerikanischen Mafia um die Macht in der Stadt ringen. Am Ende setzt sich der Mafia-Boss Salvatore Maranzano durch, dem sich neben Lucky Luciano zahlreiche weitere ehemalige Gefolgsleute Masserias anschließen.

Mai 1931
Vertreter der wichtigsten Mafia-Gruppen in den USA beschließen bei einer geheimen Konferenz in Chicago, eine nationale „Commission“ einzurichten, in der Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Organisationen einvernehmlich gelöst werden sollen. Salvatore Maranzano, auf dessen Konferenz die Konferenz zustande gekommen ist, verkündet zudem kurz darauf, dass er *der capo di tutti capi* sei, der „Boss aller Bosse“. Um Maranzanos

Erst die PROHIBITION macht die US-Mafia so mächtig

Bande nimmt weiter zu, als der nationalchinesische General Chiang Kai-shek (möglicherweise selbst ein Mitglied der Organisation) sie 1927 für die gewaltsame Niederschlagung der kommunistischen Arbeiterbewegung in Shanghai einsetzt.

24. Januar 1925, USA
John Torrio, der als Führer eines Gangstersyndikats das Organisierte Verbrechen in Chicago zur Blüte gebracht hat, überlebt knapp

23. Oktober 1925, Italien
Der 1922 an die Macht gekommene faschistische Diktator Benito Mussolini ernannt Cesare Mori zum Präfekten von Palermo. Mori gelingt es – unter anderem mit illegalen Mitteln wie etwa Folter –, die Macht des Organisierten Verbrechens auf der Insel zu brechen. Bis zu seiner Abberufung 1929 werden Tausende Verdächtige verhaftet, Hunderte Mafia-Angehörige fliehen in die USA, wo sie häufig

Machtanspruch entgegenzutreten (und seiner eigenen Ermordung zuvorzukommen) lässt Lucky Luciano ihn am 10. September 1931 erschießen.

17. Oktober 1931

Eine Jury erkennt Al Capone der Steuerhinterziehung für schuldig. Der wird daraufhin zu elf Jahren Gefängnis verurteilt. Den Ermittlern ist es zuvor nicht gelungen, ihm seine übrigen Verbrechen nachzuweisen, darunter zahlreiche Morde. Der an Syphilis erkrankte Capone wird 1939 aus der Haft entlassen, kann jedoch seine frühere Position nicht wieder einnehmen. Er stirbt 1947, vermutlich an einer Hirnblutung.

Frühjahr 1933

Unter der Führung des Gangsters Louis „Lepke“ Buchalter beginnt eine Vereinigung von Berufskillern, im Auftrag der Mafia-Kommission ausgewählte Opfer zu ermorden. In den folgenden Jahren fallen dieser effizient geführten Todesschwadron, die später „Murder Inc.“ (etwa „Mord GmbH“) genannt wird, mindestens 60 Menschen zum Opfer.

5. Dezember 1933

Die Prohibition in den USA wird aufgehoben. Die Mafia-Gangs, die durch den Alkoholschmuggel gewaltige Reichtümer verdient haben, wenden sich nun verstärkt anderen Geschäftsfeldern zu, vor allem dem illegalen Glücksspiel, der Prostitution und der Erpressung von Unternehmern und Arbeitern.

Sommer 1935

Thomas E. Dewey wird Sonderstaatsanwalt für die Bekämpfung des Organisierten Verbrechens in New York. Zum prominentesten Opfer seiner Ermittlungen wird Lucky Luciano, der 1936 für die Organisation eines Prostitutionsrings zu einer Haftstrafe von 30 bis 50 Jahren verurteilt wird. 1946 wird Luciano vorzeitig begnadigt und nach Italien abgeschoben, wo er weiterhin in Mafia-Geschäfte verwickelt ist.

4. März 1944

Louis „Lepke“ Buchalter, Leiter der Murder Inc., der 1941 wegen Mordes zum Tode verurteilt worden ist, stirbt – als bis heute einziger hochrangiger Gangster – auf dem elektrischen Stuhl.

15. August 1945, Japan

In einer Radioansprache erklärt Kaiser Hirohito die Kapitulation des Landes im Zweiten Weltkrieg. Der Schwarzmarkt, der daraufhin in Japan entsteht, wird binnen Kurzem bald von den Gangsterbanden der Yakuza kontrolliert. In der Nachkriegszeit gewinnen die hierarchisch strukturierten Banden, die sich bald teilweise zu Syndikaten zusammenschließen, großen Einfluss auf die japanische Gesellschaft.

26. Dezember 1946, USA

In Las Vegas eröffnet das Kasino „The Flamingo“, das der Gangster Benjamin „Bugsy“ Siegel mit Mitteln der Mafia finanziert hat. Ein

knappe Jahr später wird er im Auftrag der Mafia ermordet, weil er Teile des Geldes unterschlagen haben soll. Las Vegas entwickelt sich in der Folgezeit zu einem wichtigen Standort des Organisierten Verbrechens. Unter anderem nutzen die Mafiosi den Spielbetrieb in den von ihnen betriebenen Kasinos zur Legalisierung der in anderen Geschäften illegal erwirtschafteten Profite (Geldwäsche).

Verbrechersyndikate wie die „14K“ kontrollieren das Nachtleben der Stadt und betreiben weltweiten Drogenhandel.

Mai 1950, USA

Ein Komitee von US-Senatoren für die Untersuchung des Organisierten Verbrechens nimmt seine Arbeit auf. Die Politiker vernehmen mehr als 800 Zeugen, darunter Kriminelle wie Frank Costello, Boss einer der

organisieren soll. Unter der Leitung des Gangsterbosses Meyer Lansky entstehen zahlreiche Kasinos und Hotels, die vor allem von US-Touristen besucht werden. Erst nach dem Sturz Batistas durch die Revolutionäre um Fidel Castro am 1. Januar 1959 kommt das gewinnträchtige Geschäft zum Erliegen.

10. Oktober 1957, Italien

In Palermo treffen sich rund 30 Vertreter der amerikanischen und der sizilianischen Mafia. Die Amerikaner erlauben den Italienern, gegen eine Gewinnbeteiligung Heroin in die USA zu exportieren. Außerdem beschließen die Führer der sizilianischen Mafia, nach dem Vorbild ihrer US-Partner eine übergeordnete Kommission zu gründen, durch die Konflikte zwischen den zu der Zeit etwa 150 sizilianischen Mafia-Familien gelöst werden sollen. Dem „Cupola“ („Kuppel“) genannten Gremium gehören zwölf Bosse an.

14. November 1957, USA

Mehr als 100 Vertreter von Mafia-Familien aus den USA versammeln sich in einem Dorf nordwestlich von New York, um über internationale Streitigkeiten zu beraten. Polizisten, denen das Treffen aufgefallen ist, gelingt es, 58 Gangster festzunehmen, sie müssen sie aber wieder freilassen. Dass sich Mafia-Bosse zu einer nationalen Konferenz treffen, führt den US-Behörden vor Augen, wie gut

organisiert die Verbrecher inzwischen sind.

30. Juni 1963, Italien

Durch die Explosion einer Autobombe sterben bei Palermo sieben Männer: fünf Carabinieri, ein Militärtänzer und ein Polizist. Das Attentat, das eigentlich einem Mafia-Boss gegolten hat, beendet den „Ersten Mafia-Krieg“, eine gewalttätige Auseinandersetzung rivalisierender Familien, die Siziliens Hauptstadt seit Ende 1962 erschüttert hat. Zwar kann sich keine der kämpfenden Parteien endgültig durchsetzen, doch sehen sich die Behörden nun aufgrund der öffentlichen Empörung gezwungen, härter gegen die Mafia vorzugehen. In den folgenden Jahren zieht sich das Organisierte Verbrechen auf Sizilien vorübergehend aus den meisten Geschäftsfeldern zurück. Die Cupola, die 1957 gegründete Mafia-Kommission der Insel, die sich als unfähig erwiesen hat, den Konflikt zu verhindern, löst sich auf.

Oktober 1963, USA

Vor einem Komitee des Senats sagt Joe Valachi aus, ein wegen Drogenhandels inhaftiertes Mitglied der New Yorker Genovese-Familie; damit bricht ein Angehöriger der US-Mafia zum ersten Mal das Schweigegelübde der *omertà*. Zwar kommt es aufgrund von Valachis Aussagen zu keiner einzigen Anklage, doch erfahren die Ermittlungsbehörden erstmals verbindlich von der Existenz der fünf New Yorker Mafia-Familien. Zudem versorgt

Über 30 000 Opfer hat der DROGENKRIEG in Mexiko gefordert

25. Mai 1949, China

Truppen der von Mao Zedong angeführten Kommunisten marschieren in Shanghai ein, das bis dahin eine Hochburg der Triaden war. Schon bald zerschlagen die neuen Herren hier wie in anderen Teilen des Landes die Strukturen der Gangsterbanden. Zu deren neuem Zentrum entwickelt sich nun Hongkong, das seit Mitte des 19. Jahrhunderts britische Kronkolonie ist und nicht von den Kommunisten erobert wird. Alte und neue

fünf New Yorker Mafia-Familien. In seinem Abschlussbericht konstatiert das Komitee die Existenz einer „Organisation namens Mafia, die landesweit operiert“.

10. März 1952, Kuba

Auf der Karibikinsel gelangt der ehemalige Militär Fulgencio Batista durch einen Putsch an die Macht und regiert wenige Wochen später als Diktator. Schon bald nimmt Batista Kontakt zur US-Mafia auf, die für ihn das Geschäft mit dem Glücksspiel

Valachi sie mit zahlreichen Details zur Organisation, zu den Riten und den Anführern der Gruppen – sowie zu deren Eigenbezeichnung: Nicht von der Mafia sprächen die Kriminellen selbst, so Valachi, sondern von „Cosa Nostra“, „Unsere Sache“. Auch die sizilianische Mafia verwendet für sich nach dem Zweiten Weltkrieg diesen Namen.

Anfang 1969

Der italo-amerikanische Autor Mario Puzo veröffentlicht seinen Roman „The Godfather“ („Der Pate“), der die Geschichte einer fiktiven New Yorker Mafia-Familie erzählt. Das Buch, das zum Weltbestseller wird, und mehr noch zwei auf seiner Handlung basierenden Spielfilme aus den Jahren 1972 und 1974 prägen aufgrund ihrer starken Suggestivkraft schon bald die Vorstellung, die sich große Teile der Öffentlichkeit von der Mafia und deren Sitten machen. Auch einige Angehörige des Organisierten Verbrechens zeigen sich fasziniert von Puzos Schilderung und richten ihr Auftreten nach den fiktiven Charakteren aus.

8. März 1969, Großbritannien

Ein Londoner Gericht verurteilt Ronald und Reginald Kray wegen Mordes zu lebenslangen Haftstrafen. In den Jahren zuvor haben die Zwillingbrüder eine unternehmensartige organisierte Verbrecherbande – „The Firm“ – angeführt und mit Schutzgeldpresung, Raub, Ent-

führung und illegalem Glücksspiel ein Vermögen erwirtschaftet. Nach Jahrzehnte später schmücken sich Nachahmer mit dem legendären Namen.

10. Dezember 1969, Italien

Als Polizisten verkleidete Mafiosi erschießen in Palermo den Mafia-Boss Michele Cavataio, wohl als Reaktion auf dessen Rolle im Mafia-Krieg der Jahre 1962/63. Das Attentat macht deutlich, dass bestimmte Fraktionen der seit 1963 geschwächten sizilianischen Mafia nun daran arbeiten, ihre frühere Machtstellung zurückzugewinnen. Möglich geworden ist dies durch eine Reihe von Freisprüchen, mit denen ein Prozess gegen die Beteiligten des Mafia-Krieges 1968 geendet hat. Die Kontrolle über das Organisierte Verbrechen der Insel übernimmt nun vorläufig ein Triumvirat, dem die Mafiosi Luciano Leggio, Stefano Bontate und Gaetano Badalamenti angehören.

15. Oktober 1970, USA

In den USA tritt der „Racketeer Influenced and Corrupt Organizations Act“ („Gesetz gegen kriminelle und korrupte Organisationen“, abgekürzt RICO Act) in Kraft. Dieses Gesetz verbessert die Möglichkeiten der Ermittler, gegen Personen vorzugehen, die der Organisierten Kriminalität verdächtigt werden.

1972/73, Frankreich/USA
Durch die Zerstörung illegaler Dro-

genlabore sowie zahlreiche Verhaftungen gelingt es französischen und amerikanischen Ermittlern, einen Drogenring zu zerschlagen, der seit Jahrzehnten in Marseille produziertes Heroin in die USA geschmuggelt hat („French Connection“). Der Handel mit der in den USA zunehmend stark nachgefragten Droge geht nun verstärkt auf die sizilianische Mafia über: Auf Sizilien aus türkischem Opium hergestelltes Heroin, häufig als Lieferung von italienischen Lebensmitteln getarnt, wird in die USA exportiert und dort über ein Netz von Pizzerien illegal vertrieben („Pizza Connection“).

September 1976

Der FBI-Agent Joe Pistone nimmt seine Undercover-Tätigkeit auf. In den folgenden fünf Jahren gelingt es ihm, unter dem Namen „Donnie Brasco“ in die inneren Kreise der New Yorker Bonanno-Familie vorzudringen. Auf der Grundlage seiner Aussagen werden mehr als 100 Mafiosi zu Gefängnisstrafen verurteilt.

17. März 1981, Italien

Bei einer Razzia der Privaträume und Büros des Industriellen Licio Gelli entdeckt die Finanzpolizei die Mitgliederliste einer illegalen Geheimorganisation namens „Propaganda Due“ (P2). Unter Gellis Führung hat diese aus einer Freimaurerloge entstandene Vereinigung, der zahlreiche hochrangige Politiker, Militärs und Wirtschaftsgrößen angehören,

ein Netz zur gegenseitigen Hilfeleistung geschaffen, wohl mit dem Ziel, den demokratischen Staat zu unterwandern. Wahrscheinlich hat die P2 zudem enge Verbindungen zum Organisierten Verbrechen, unter anderem über ihr Mitglied Roberto Calvi, einen Mailänder Privatbankier, der die italienische Mafia bei der Geldwäsche unterstützt.

23. April 1981

In Palermo beginnt mit dem Mord an Mafia-Boss Stefano Bontate der „Zweite Mafia-Krieg“, auch „La Mattanza“ („Das Abschachten“) genannt. In den folgenden zwei Jahren entledigt sich eine aus der Kleinstadt Corleone stammende Fraktion der Mafia auf brutale Weise eines Großteils ihrer Rivalen aus den übrigen Mafia-Familien. Zudem ermorden die von Salvatore „Totò“ Riina angeführten Corleonesen – anders als bei der Mafia üblich – auch Familienangehörige ihrer Gegner sowie zahlreiche Politiker, Justizangehörige und Polizisten. Insgesamt fallen den Kämpfen bis 1983 mehr als 500 Menschen zum Opfer.

18. Juni 1982, Großbritannien

In London wird der italienische Bankier Roberto Calvi tot aufgefunden. Zeugenaussagen übergeleitener Mafiosi legen später nahe, dass Calvi von Angehörigen der Mafia getötet wurde, als Strafe dafür, dass er durch den kriminellen Bankrott der von ihm geführten Banco Ambrosiano Gelder der Organisation veruntreut hat.

Mai 1983, Italien

Im Gefängnis von Bari gründen Sträflinge die kriminelle Vereinigung „Sacra Corona Unita“ („Heilige vereinigte Krone“), deren Untergruppen schon bald Teile der süditalienischen Region Apulien kontrollieren.

1984, Italien

In Gesprächen mit dem Untersuchungsrichter Giovanni Falcone enthüllt der ehemalige Mafia-Boss Tommaso Buscetta Details über die Struktur, die Sitten und die personelle Zusammensetzung der sizilianischen und der amerikanischen Mafia. Buscetta ist der erste hochrangige Mafioso, der zum „pentito“ („Reumütiger“) wird, wie die Kronzeugen in Italien genannt werden. Mit diesem Verstoß gegen das Gesetz der Omertà will er vermutlich in erster Linie Rache an den Corleonesen nehmen, die einige seiner Angehörigen getötet haben. Buscettas Aussagen ermöglichen es Falcone und seinen Kollegen, Anklage gegen 475 „Ehrenmänner“ zu erheben.

25. Februar 1985, USA

FBI-Agenten verhaften die Bosse der fünf New Yorker Mafia-Familien. Auf Grundlage des RICO Act von 1970 werden drei der fünf Clan-Chefs sowie drei weitere hochrangige Mafiosi zu je 100 Jahren Gefängnis verurteilt.

16. Dezember 1985

Paul Castellano, als Kopf der New Yorker Gambino-Familie vor Gericht angeklagt, aber gegen

Kaution freigelassen, wird auf offener Straße erschossen. Verantwortlich für die Tat ist John Gotti, ein Unterführer Castellanos, der nun zum Boss der Gambino-Familie aufsteigt. In den folgenden Jahren entwickelt sich Gotti, der anders als die meisten seiner Mafia-Kollegen öffentliche Auftritte liebt, zu einer Berühmtheit der New Yorker Gesellschaft. 1992 jedoch wird er wegen Mordes und anderer Verbrechen zu lebenslanger Haft verurteilt.

10. Februar 1986, Italien

Unter extremen Sicherheitsvorkehrungen beginnt in Palermo der „Maxi-Prozess“, in dem 475 Mafiangehörige angeklagt werden. Möglich geworden ist dies in der Geschichte des Organisierten Verbrechens einmalig: Prozess vor allem durch die Aussagen des Pentito Tommaso Buscetta, aber auch durch die unermüdete Arbeit der Ermittler Giovanni Falcone und Paolo Borsellino. Nach 22 Monaten werden 344 der Angeklagten zu insgesamt 2665 Jahren Haft verurteilt.

19. Juni 1991, Kolumbien

Der Drogenhändler Pablo Escobar tritt – nach einer Absprache mit der Regierung seines Landes – eine Haftstrafe an, die ihm jedoch ein luxuriöses Leben erlaubt. Seit den 1970er Jahren hatte Escobar entscheidenden Anteil daran, die Produktion von Kokain in Kolumbien und den

Transport in die USA zu einem Milliarden-geschäft auszubauen. Mit Bestechung und Auftragsmorden unterwarf er weite Teile der kolumbianischen Gesellschaft seinem Willen. Erst Mitte der 1980er Jahre begann die Regierung, ernsthaft gegen das „Medellin-Kartell“ vorzugehen, – jene weit verzweigte Organisation, an deren Spitze Escobar stand. Dieser entfachte daraufhin mit Bombenterror und Anschlägen auf hochrangige Politiker einen Krieg gegen die Stadt, ihre 1991 ein Kompromiss geschlossen wird.

Doch selbst nach der Inhaftierung führt der Drogenboss seine illegalen Aktivitäten weiter. Als ihn die Regierung 1992 in ein anderes Gefängnis verlegen will, flieht Escobar. Am 2. Dezember 1993 wird er von Ermittlern erschossen.

Wenige Jahre später zerschlagen kolumbianische Behörden auch das rivalisierende „Kartell“ aus der Stadt Cali. Dennoch wächst das Drogengeschäft in Kolumbien weiterhin. Bis heute stammt der größte Teil des weltweit gehandelten Kokains aus dem südamerikanischen Staat.

1992, Japan
In dem ostasiatischen Land tritt erstmals ein Gesetz gegen das Organisierte Verbrechen in Kraft. Zudem erklären die Behörden bald darauf die drei größten Yakuza-Syndikate zu kriminellen Vereinigungen. Das Gesetz ist jedoch sehr vorsichtig formuliert und bietet Ermittlern nur eine geringe

Handhabe gegen die Verbrecherbanden.

23. Mai 1992, Italien
Der Anti-Mafia-Ermittler Giovanni Falcone und seine Frau werden durch eine Straßenbombe ermordet. Die von Totò Riina angeführte sizilianische Mafia will sich damit für die Ermittlungen Falcones rächen. Zwei Monate später, am 19. Juli 1992, tötet eine Explosion auch Falcones Mitstreiter im Kampf gegen die Mafia, Paolo Borsellino.

15. Januar 1993
Dank der Aussage eines Kronzeugen gelingt es der Polizei, Totò Riina zu verhaften, den Oberboss der sizilianischen Mafia. Daraufhin zünden Riinas Gefolgsleute in den folgenden Monaten mehrere Bomben in italienischen Großstädten, die zahlreiche Unbeteiligte töten und verletzen.

5. April 1994, Russland
Ein Scharfschütze tötet in Moskau Otari Kwantrischwili. Der aus Georgien stammende Bandenchef ist eines der prominentesten Opfer in einem gewalttätigen Konflikt, der Russland seit dem Ende der Sowjetunion erschüttert: Tausende kriminelle Gruppierungen – die neue russische „Mafia“ – kämpfen um die Vorherrschaft in der Unterwelt des Landes, während die russische Regierung sich außerstande sieht, die Welle der Gewalt einzudämmen.

Ab 1995, Osteuropa
Nach dem Ende des Krieges im ehema-

ligen Jugoslawien und dem Zerfall der früheren Föderativen Republik in mehrere Nachfolgestaaten nehmen organisierte Kriminelle den jahrelang unterbrochenen Drogenschmuggel nach Westeuropa über die sogenannte Balkan-Route wieder auf: Vom Iran gelangt das Rauschgift über die Türkei und Griechenland ins Gebiet des ehemaligen Jugoslawien; durch Mazedonien, Serbien, Kroatien und Slowenien erreicht es schließlich Westeuropa. Dominiert wird der Transport nun von albanischen Gruppen, die den Drogenhandel während des Krieges an sich gerissen haben. Ein weiteres wichtiges Geschäftsfeld solcher Banden ist der Menschenhandel: Zwangsprostitution und das Einschleusen illegaler Einwanderer, vor allem nach Italien.

11. April 2006, Italien
In einer Schäferhütte nahe der Kleinstadt Corleone verhaften Fahnder Bernardo Provenzano. Der 73-Jährige, seit 1995 oberster Boss der sizilianischen Mafia, war seit 43 Jahren auf der Flucht vor der Polizei.

11. Dezember 2006, Mexiko
Der neu gewählte Präsident Felipe Calderón entsendet mehr als 4000 Soldaten in den Bundesstaat Michoacán, um dort die Drogenkartelle zu bekämpfen. Die Entscheidung des Präsidenten gilt als Beginn eines bis heute andauernden Drogenkriegs, in dem die Verbrecher sowohl ihre Konkurrenten als auch

den Staat mit außer-gewöhnlicher Brutalität bekämpfen. Die wirtschaftliche und militärische Macht der mexikanischen Gruppen hat seit den 1990er Jahren, als die kolumbianischen „Kartelle“ von Medellín und Cali zerschlagen wurden, stark zugenommen. Der größte Teil der in den USA konsumierten illegalen Drogen wird über die 3192 Kilometer lange Landesgrenze zu Mexiko eingeführt. Bis Ende 2010 fordert der in seiner Intensität stetig eskalierende Drogenkrieg mehr als 30 000 Todesopfer, von denen die meisten Angehörige der Drogenkartelle waren.

15. August 2007, Deutschland
Unbekannte Täter erschießen vor einem Restaurant in Duisburg sechs Italiener. Später finden deutsche und italienische Fahnder heraus, dass es sich bei der Bluttat um eine Racheaktion in einem Konflikt zwischen zwei Familien der kalabrischen „Ndrangheta“ gehandelt hat. Zudem wird im Laufe der Ermittlungen deutlich, dass diese Mafia-Organisation – wie auch andere Gruppen des internationalen Organisierten Verbrechens – in Deutschland zahlreiche Stützpunkte unterhält. Die deutschen Standorte dienen den Mafia-Gruppen dabei vor allem zur Geldwäsche.

Im 21. Jahrhundert stellt das Organisierte Verbrechen allen Anstrengungen von Ermittlern in der ganzen Welt

zum Trotz weiterhin eine große Bedrohung der Zivilgesellschaften dar. Dabei hat sich das Spektrum der illegalen Geschäftsfelder in den vergangenen Jahren erweitert: Neben die traditionellen Gewerbe wie etwa Schutzgeld-erpressung und Drogenhandel ist zum einen der Menschenhandel getreten, zum anderen hat die Cyberkriminalität an Bedeutung gewonnen, also jene Verbrechen, die sich die Möglichkeiten des Internets und der Computertechnologie zunutze machen. Besonders die amerikanische Cosa Nostra und die russische Mafia, so hat es den Anschein, machen große Teile ihres Umsatzes mit dem illegalen Zugriff auf private Daten (phishing) oder Kreditkartenbetrug.

Das Internet ist auch mitverantwortlich für eine weitere Entwicklung, die das Organisierte Verbrechen genauso prägt wie die legale Wirtschaft: die zunehmende Globalisierung und internationale Vernetzung der Aktivitäten. Auch in dieser Hinsicht scheint die russische Mafia ein Vorreiter zu sein: Die US-Bundespolizei FBI geht davon aus, dass sie in mehr als 50 Staaten weltweit aktiv ist und mit zahlreichen anderen Gruppierungen kooperiert, etwa den Triaden in China oder den verschiedenen italienischen Mafia-Organisationen. Letztere wiederum engagieren sich nach wie vor überwiegend in ihren angestammten Geschäften, der Schutzgeld-erpressung und dem Drogenhandel,

und zeigen sich nach den Rückschlägen in den 1980er Jahren unverändert stark: Auf 90 Milliarden Euro schätzt eine italienische Handelsvereinigung den jährlichen Umsatz des Organisierten Verbrechens in ihrem Land – das entspricht sieben Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP). Als die stärkste unter den großen Mafia-Gruppierungen hat sich dabei in den vergangenen Jahren die kalabrische „Ndrangheta“ erwiesen: Sie allein setzte 2009 rund 44 Milliarden Euro um.

Noch höher liegen die Umsätze der mexikanischen Drogenkartelle, die vor allem den US-Markt mit Rauschgift beliefern: Experten gehen von 100 Milliarden Dollar (oder etwa zehn Prozent des mexikanischen BIP) aus.

Auch die in Hongkong ansässigen chinesischen Triaden erzielen noch immer große Profite aus dem Drogenhandel. Sie haben nach der Übergabe Hongkongs an die Volksrepublik 1997 die Stadt nicht verlassen, sondern von dort aus ihre Aktivitäten auf das chinesische Festland sowie die USA ausgedehnt.

In dem Verhalten der chinesischen Gangster zeigt sich ein Charakteristikum des Organisierten Verbrechens: Es kann stets flexibel auf Veränderungen reagieren und sich an neue Verhältnisse anpassen. □

Andreas Sedlmair, 45,
ist Verifikationsredakteur im Team von GEOEPOCHE.

Von Beruf Zweifler

Als Verifikationsredakteur sorgt Olaf Mischer dafür, dass weder schiefe Thesen noch falsche Fakten gedruckt werden

Geschichten über das Organisierte Verbrechen haben den Historiker Olaf Mischer, 52, bislang wenig interessiert: zu viele Klischees. Dabei sind im Laufe der vergangenen anderthalb Jahrzehnte auch viele finstere und blutige Geschichten über seinen Schreibtisch gegangen. Denn Mischer ist Redakteur für Verifikation und hat bereits an der Erstausgabe von GEOEPOCHE mitgearbeitet.

Jedes einzelne Faktum der Beiträge, jeder Zusammenhang, jedes Argument wird von ihm oder einem seiner Kollegen anhand wissenschaftlicher Literatur sowie mit Hilfe von Fachleuten überprüft und, falls notwendig, korrigiert.

Anfangs dachte Mischer (dessen Schwerpunkte im Studium Wirtschaftsgeschichte, die Weimarer Republik und das „Dritte Reich“ waren), dass die Artikel über das Organisierte Verbrechen inhaltlich eher leichtgewichtig werden würden – doch bald schon war er vom Thema gefesselt. „Es ist faszinierend, wie sich in schwachen oder



OLAF MISCHER

korrupten Regimes nach und nach kriminelle Parallelsystemen mit eigenen Wertesystemen entwickeln können – und zwar gleichgültig, ob auf Sizilien oder in Shanghai.“

Eine besondere berufliche Herausforderung war die Produktion des vorliegenden Heftes ohnehin, denn die Mafia-Verbrecher der vergangenen 150 Jahre haben über ihre Untaten natürlich kein Buch geführt. Und so ähnelte Mischers Arbeit wegen der sich häufig widersprechenden Literatur und unklarer Augenzeugenberichte oft

eher einem Indizienprozess vor Gericht als klassischer Verifikation.

Doch hält es Olaf Mischer bei seiner Arbeit mit René Descartes – dem französischen Philosophen des 17. Jahrhunderts, den er selbst vor einiger Zeit in einem Text für GEOEPOCHE porträtiert hat: Wer zu sicheren Erkenntnissen gelangen will, darf nichts allzu fest glauben, wovon er „nur durch Beispiel und Gewohnheit überzeugt“ worden ist.

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: l= links, r= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

Titel: NY Daily News Archive/Getty Images

Editorial: Giuseppe Gerbasi/Contrasto /laif

Inhalt: Letizia Battaglia: 4 o.; Chicago History Museum/Getty Images: 4 m.; Arkadij Bronnikow: 4 l. u.; akq-images: 4 f. u.; Hans-Jürgen Burkard: 5 m.; Jocelyn Bain Gough/Wall Network: 5 m.; Anton Kusters: 9 u.; Das Verbrechen und der Tod: Letizia Battaglia: 6/7, 10/11, 14/15, 18/19; Francesco Gito/Ranos: 8/9; Franco Zecchin/Pictureland: 12/13; Roberto Koch/Contrasto/laif: 16/17

Die Ehrenwerte Gesellschaft: Giacomo Brogi/Alinari Archive: 32/33; White Images/Scala: 21, 24, 25, 27, 28, 30 u.; Fratelli Alinari Museum Collection/Alinari: 23 l. u.; 26 (3); Underwood & Underwood/Corbis: 23 l. u.; De Rose/Scala: 30 u.; 30 (4)

Karriere eines Gangsters: Chicago History Museum/Getty Images: 32/33, 34, 36 u.; bpk-images: 35 o.; united archives/ullstein bild: 35 u.; Rue des Archives/RDA/SZ/Photo: 36 o. u.; ullstein bild: 37; Corbis: 38, 40 u.; The Image Works/SZ Photo: 39 u.; Scherl/SZ Photo: 40 u.; Archives Charmet/Bridgeman Art Library: 41; AP Photo: 43

Shanghai: akq-images: 46/47, 48; Imago/akq-images: 49; SZ-Photo: 51 o.; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 51 m., 53 r. o., 56 o.; Mary Evans Picture Library/Interfoto: 51 u.; Image China: 52; Bettmann/Corbis: 53 l. u.; 55; Aus: „Shanghai – A Century of Change in Photography“, 53 u., 54 (2)

Die Mord-GmbH: Weegee/ICP/Getty Images: 58/59; United Archives/mairautis images: 60/61; Bridgeman Art Library: 61 u.; AP Photo: 62; Bettmann/Corbis: 63 o., 66, 67, 68; Scherl/SZ Photo: 62/63; Hulton-Deutsch

Collection/Corbis: 64; David R. Frazier Photolibrary: 65
Der Orden der Diebe: Arkadij Bronnikow: 70/71, 73, 74, 77; SZ Photo: 72 o.; Danzig Baldauf: 72 u., 75 u., 76 u.; Rue des Archives/RDA/SZ Photo: 75 o.; RIA Novosti/akq-images: 76 o.

Kuba, Insel der Maxis: Vicki Gold-Levi Collection: 78/79, 84; Ramiro Fernandez Coll.: 80, 81 u.; Frank Driggs Coll./Getty Images: 81 o.; Peter Moruzzi Collection: 82; Bettmann/Corbis: 83, 85 (2); Hulton Archive/Getty Images: 86 o.; Louis Dony/Time Life Pictures/Getty Images: 86 u.; 87 o.; Gene Lester/Getty Images: 87 u.
Tod unter der Brücke: UPI Gaywood/Picture-Alliance/dpa: 91; united archives/TopFoto/Picture-Alliance/dpa: 92, 94; Aus: Philip Willan „The Last Supper: 95 (6), 97, 102–106; ANSA: 96; Chris Warde-Jones: 98; Archivio GBB/Contrasto/laif: 100; J. Cuinieres/Roger-Viollet/Getty Images: 101

The Firm: Jocelyn Bain Gough/Wall Network: 108–117
Pablo Escobar: Carlos Villan/Redux/laif: 119; El Espectador de Bogotá: 120, 121, 122, 123, 125, 127, 128, 130; El Tiempo/AP Photos: 124; Ricardo Mazalan/AP Photo: 126; German Arrubla: 131

Das Dach: Hans-Jürgen Burkard: 134–141
Yakuza: Anton Kusters: 142–149, 152/153, 156/157
Der Boss der Bosse: How New/Reuters: 160; ANSA/Picture-Alliance/dpa

Zeitleiste: Katrin Trautner für GEOEPOCHE: 169
Vorschau: André Held/akq-images: 170; Erich Lessing/akq-images: 171 o.; akq-images: 171 m.; Sotheby's/akq-images: 171 u.
Karten: Thomas Wächter: 22, 50

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 2011 Verlag Cruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Das Magazin für Geschichte

Gruener + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus,
Stz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion: Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon 040 / 37 03 0, Telefax 040 / 37 03 50 48,
Telefax 21 95 20, E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de;
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHAFTSFÜHRENDER REDAKTEUR

Cey Rademacher

ART DIRECTION

Tajana Lorenz

TEXTREDAKTION

Jens-Rainer Berg, Insa Bethke,
Dr. Anja Herold, Dr. Frank Otto,
Jonathan Koch, Joachim Teigenbüscher
BILDREDAKTION
Christian Gauspelt, Roman Rahmacker
Freie Mitarbeiter: Katrin Trautner

VERIFIKATION

Lenka Brandt, Olaf Mischer, Andrea Sedlmair
Freie Mitarbeiter: Dr. Henning Albrecht,
Dr. Susanna Arp, Dr. Arno Nehlsen, Alice Passfeld,
Sebastian Schulz, Stefan Sedlmair

LAYOUT

Freie Mitarbeiter: Eva Mitschke, Svenja Prigge,
Janne Schulte, Ben Tepper, Julia Wragg

KARTOGRAPHIE

Thomas Wächter

SCHLUSSREDAKTION

Dirk Kremer

CHEF VON DIENT TECHNIK

Rainer Drost

MITARBEITER DIESER AUSGABE

Freie Mitarbeiter: Jörg-Uwe Ahlig, Dr. Ralf Berthorst,
Heidrun Brockmann, Remy Klier, Jan Ludwig, Philipp Matthies,
Mathias Messelbier, Marco Mewes, Martin Patsch,
Jochen Ploch, Boryana Postkova, Walter Sailer,
Johannes Schneider, Eric Tachern, Sebastian Witte

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ: Ursula Arens, Sabine Stünkel

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

HERAUSGEBER: Peter-Matthias Gaede

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Thomas Lindner

GESAMTANZEIGENLEITUNG: G-J Media Sales

VERTRIEBSLEITUNG: Ulrike Klemmer/DPV Deutsche Pressevertrieb

MARKETING: Anja Schindler (Tg.), Patricia Korrell

HERSTELLUNG: Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf

G-J Media Sales / Direct Sales: Sabine Patsch,
Tel. 040 / 37 03 38 89, Fax: 040 / 37 03 50 02

Anzeigenplatzierung: Anja Mordhorst,
Tel. 040 / 37 03 38 98, Fax: 040 / 37 03 58 87

Es gilt die GEO Sonderheft-Anzeigenpreistabelle Nr. 7/2011,

Heftpreis: 900 Euro

ISBN: 978-3-652-00029-1; 978-3-652-00030-8 (Heft mit DVD)

ISSN: Nr. 1861-6097

© 2011 Gruener + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 05250000, BLZ 250 700 00

Druck: Mohr Media Mohndruck GmbH, Gütersloh

Printed in Germany



GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Anschrift: GEO Kundenservice

20080 Hamburg

persönlich erreichbar: Mo-Fr 7.30 bis 20.00 Uhr

Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

E-Mail: geoepoche-service@guj.de

Telefon innerhalb Deutschlands: 01805/8618000*

Telefon außerhalb Deutschlands: 049/1805/8610000

Telefax: +49/1805/8618002

24-Stg-Online-Kundenservice: www.meinabo.de/service

Preis Jahresabonnement: 48,00 € (D), 53,70 € (A), 95,00 sfr (CH)

Studentenabo: 42,00 € (D), 44,20 € (A), 84,00 sfr (CH)

Abo mit DVD: 85,50 € (D), 94,20 € (A), 174,60 sfr (CH)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHÜBER ETC.

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Anschrift: GEO-Versand-Service,

Werner-Maaß-Straße 5, 74172 Neckarsulm

Telefax: +49/1805/082000*

Telefon: +49/1805/082000*

E-Mail: service@guj.com

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz;

Mobilefunkpreis maximal 42 Cent/Minute

ENGLAND

Aufstieg zur Großmacht (1066–1649)





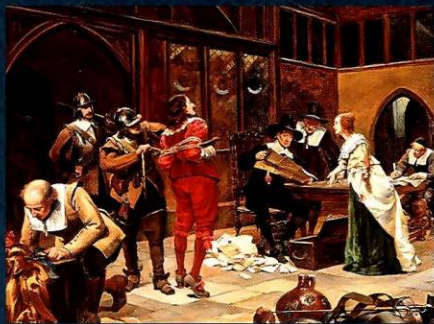
ANGRIFF VOM KONTINENT

1066 attackiert ein normannischer Herzog England. Sein Sieg beendet die Herrschaft der Angelsachsen



ELISABETH I.

Die Königin nimmt um 1575 den Kampf gegen Spanien auf – und legt den Grundstein für Englands Empire



REVOLUTION

1642 erhebt sich das Unterhaus gegen König Karl I. Sieben Jahre später lassen die Parlamentarier den Herrscher hinrichten und machen England zur Republik

Endlich dreht der Wind! Wochenlang hat er die Flotte der Normannen in die Mündung der Somme gedrückt. Nun, am 27. September 1066, weht er aus Osten – und die 700 Schiffe, beladen mit Tausenden Krieger, Pferden, Waffen und Rüstungen, verlassen die nordfranzösische Küste gen England.

An der Spitze der Armada segelt der Kommandeur der Invasionstruppen: Wilhelm, Herzog der Normandie. Dem französisch-normannischen Adligen hat angeblich ein paar Jahre zuvor der kinderlose englische König Eduard, ein entfernter Cousin, den Thron versprochen. Doch als der Monarch starb, ließ sich in England ein angelsächsischer Fürst namens Harold Godwinson zum König wählen. Nun führt Wilhelm ein Heer, um sich die Krone mit Gewalt zu nehmen.

Am frühen Morgen gehen die Eindringlinge in East Sussex an Land – ohne auf Widerstand zu stoßen. Denn die Armee der Verteidiger steht weit entfernt in Nordengland. Dort hat Harold Godwinson nur drei Tage zuvor einen Angriff von Norwegern zurückschlagen müssen. Als er von der Ankunft der Normannen hört, eilt der König nach Süden.

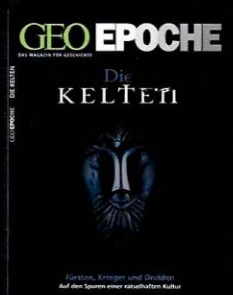
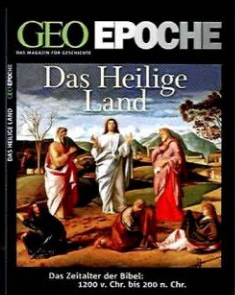
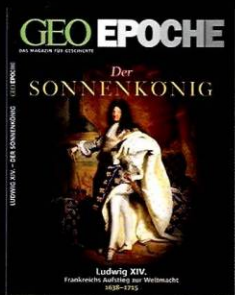
Doch seine Männer sind nach den Gewaltmärschen über mehr als 400 Kilometer erschöpft, als sie am 14. Oktober 1066 in einer Hügellandschaft bei Hastings auf den Feind treffen. Die Engländer unterliegen nach hartem Kampf; Harold fällt, der Legende nach trifft ihn ein Pfeil ins Auge. Und der Sieger Wilhelm lässt sich zum König krönen.

Die seit dem 5. Jahrhundert bestehende Herrschaft der Angelsachsen in dem Inselreich ist beendet. Von nun an werden für Jahrhunderte französischstämmige Monarchen England regieren und aus einem unbedeutenden Reich eine der modernsten und stärksten Großmächte Europas formen.

In seiner neuen Ausgabe erzählt **GEOEPOCHE** rund 600 Jahre englischer Geschichte: von der normannischen Eroberung 1066 bis zur Revolution und Enthauptung König Karls I. im Jahr 1649. Berichtet von solchen sagenhaften Gestalten wie Artus, Merlin und Robin Hood – und zeigt, was hinter diesen Mythen steckt. Schildert, wie sich Englands Barone im 13. Jahrhundert gegen die Krone erheben und dem König die „Magna Carta Libertatum“ abtrotzen, das wohl bedeutendste Verfassungsdokument der Geschichte. Stellt den Aufstieg des Parlaments zur eigentlichen Machtinstanz auf der Insel dar sowie die Rosenkriege – jenen Konflikt um den Thron, in dem sich zwei Adelshäuser gegenseitig zerfleischen und der William Shakespeare zu seinem faszinierendsten Schurken inspirieren wird: Richard III. Und beschreibt die Epoche Heinrichs VIII. und seiner Tochter Elisabeth I., die das Fundament legen für Englands Empire.

GEOEPOCHE über England zwischen Wilhelm und Karl: das Porträt einer zukünftigen Weltmacht.

Am 15. Juni 2011 erscheint die nächste
Ausgabe von **GEOEPOCHE**



Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/861 8000* oder Fax 01805/861 8002*. Sie können im Internet unter www.geoshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

Weitere Produkte im Internet unter www.geoshop.de

GEO EPOCHE